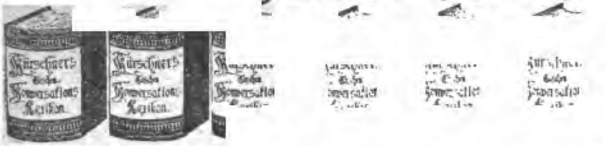
Bibliothek

Unterhaltung

Wissens

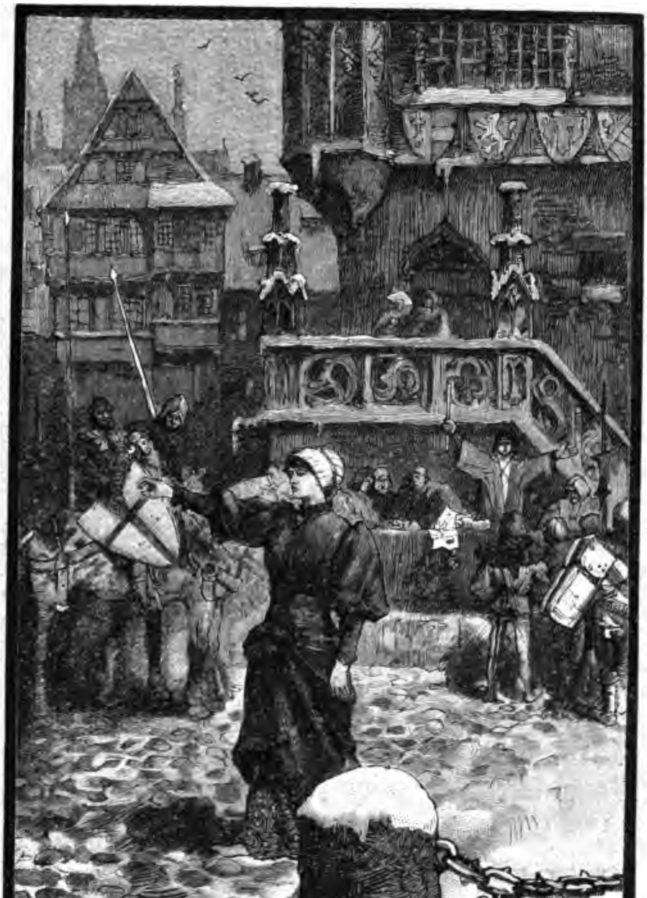

Kürschners
Taschen-
Konversations-
Lexikon.


Kürschners
Taschen-
Konversations-
Lexikon.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Katz und Maus“ von M. Barack. (S. 100)
Originalzeichnung von G. A. Closs.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.
Zweiter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Das Geheimniß der Tiefe.

Roman von Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Es war einige Wochen später.

Am Hafen vor St. Pauli herrschte ein reges Leben; hier pflegten die Dampfschiffe der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft anzulegen, aber auch diejenigen anderer, insbesondere ostindischer Linien, und wenn ein Ostindienfahrer angekommen war, dann gewann das ohnehin internationale Gepräge der alten Hansestadt einen fast tropischen Charakter. Unter den Zwischendeckspassagieren befanden sich nämlich gewöhnlich auch zahlreiche Chinesen, Malayen und andere Asiaten, welche die günstigeren Erwerbsverhältnisse der Alten Welt benutzen wollten, um nach einigen Jahren harter Arbeit mit einem kleinen Kapital wieder in ihre Heimath zurückzukehren.

Sie werden von dem Hamburger Arbeiter nicht gerade mit günstigen Augen angesehen, denn die unbestreitbare Thatsache, daß sie für geringeren Lohn fleißiger schaffen, daß sie nüchtern und anspruchslos in jeder Beziehung auftreten, macht sie zu einer gefährlichen Konkurrenz, und ruft oft Streitigkeiten hervor, bei denen Messer und Dolch eine nicht unbedeutende Rolle spielen.

Auch heute hatte einer jener großen ostindischen Passa-

gierdampfer am Quai angelegt, und entleerte langsam seinen bunt zusammengewürfelten Inhalt über die Landungsbrücke, während an beiden Seiten des Ausganges zahlreiche Schlafbaase*) und Inhaber von Arbeitvermittelungsbureaux Aufstellung genommen hatten, und die einzelnen Ankömmlinge an sich zu locken versuchten.

„Heda, mein Junge," sagte einer von den Letzteren auf Englisch zu einem schlanken Malayen, der, in leichte europäische Sommertracht gekleidet, langsam zwischen der schreienden und johlenden Menge dahintrieb, „heda, mein Junge, Du könntest mir just passen. Wie wär's mit einer schmucken Livree und kommodem Herrenleben auf einer Villa in Uhlenhorst? Ich kann Dir einen feinen Platz verschaffen, wenn Du mit mir gehen willst."

Der Angeredete blieb stehen und warf einen flüchtigen Blick auf den dicken Geschäftsmann.

„Ich sehr gut deutsch verstehen," entgegnete er dann ruhig, „ich schon in Hamburg gewesen sind. Aber ich nicht nehmen Dienst bei fremden Herrn."

Damit wandte er sich ab und ging weiter, während der Andere ihm verwundert nachschaute und in die Worte ausbrach: „Nun seh' mir Einer den Kerl an, der will wohl gleich Senator werden!"

Aber ein hinter ihm stehender Schlafbaas unterbrach ihn und bemerkte: „Mich däucht, ich müßte ihn kennen. Ich glaube, er ist Schiffsmaat beim Kaptein Stuhr gewesen."

„Kaptein Stuhr? Ist der nicht ertrunken?"

„Ich glaube — aber deswegen braucht ja der braune Kerl nicht auch mit ertrunken zu sein."

Die Unterhaltung der beiden Männer hätte wunderlich geklungen für Denjenigen, der die auf dem „Neptun" stattgehabten Ereignisse genauer kannte; aber das schien noch

*) Quartierwirthe für Matrosen.

nicht der Fall zu sein, und so machte Niemand ein weiteres Aufheben von der sonderbaren Sache.

Einer sonderbaren und fast unheimlichen Begebenheit in der That, wenn man daran denkt, daß die Wellen des Oceans nicht daran gewöhnt sind, ihr einmal umklammertes Opfer wieder herzugeben, wenn man weiß, daß die Todten, mögen sie auch unsichtbar unter uns wandeln, doch nicht die Fähigkeit besitzen, dem Auge der Sterblichen zu erscheinen.

Aber Dajak war nicht todt.

Er ging, ohne sich umzublicken, und fast ohne die Augen vom Bürgersteig aufzuheben, am Niederhafen entlang über die „Vorsetzen", und dann an den Binnenhafen; die Sicherheit seines Benehmens konnte vielleicht darauf zurückgeführt werden, daß er im verflossenen Jahre, wenn auch nur auf wenige Wochen, mit Kapitän Stuhr in Hamburg gewesen war; aber dieses rastlose, unbekümmerte Vorwärtseilen glich nicht dem Gebahren eines Menschen, der über das Weltmeer gekommen ist und zum ersten Male seit Wochen seinen Fuß auf festes Land setzt.

Dajak lief dahin wie ein Geschäftsmann, der mit der Fähre über einen kleinen Fluß gesetzt ist, unterwegs gerechnet und gegrübelt hat, und nun, an's Land springend, denselben Gedanken fortspinnt, der ihn auf dem jenseitigen Ufer beschäftigte. —

Da lag die Deichstraße in hellem Mittagssonnenglanz.

Der Malaye warf nur einen einzigen flüchtigen Blick um sich, dann betrat er das Haus, in welchem Stuhr gewohnt hatte, und stieg zwei Treppen hinauf.

Lesen hatte er wohl niemals in seinem Leben gelernt, aber er stutzte doch einen Augenblick, als sein Auge auf das Porzellanschild an der Korridorthür fiel; verflossenes Jahr war es rund gewesen, und jetzt war es viereckig.

Dann schellte er mit einem leisen schüchternen Druck.

Eine junge Frau öffnete ihm und trat erschrocken einen Schritt zurück, als sie das braune Gesicht vor sich sah, aus dem das Weiß der Augen perlmutterartig hervorglänzte; sie schien nicht übel Lust zu haben, die Thür wieder in's Schloß zu werfen, blieb aber doch neugierig stehen, als der Malaye mit unsicherer Stimme frug, ob dies denn nicht die Wohnung des Kapitän Stuhr sei.

„Kapitän Stuhr? Ja, lieber Mann, der kann hier wohl gewohnt haben, aber ich glaube nicht, daß Sie ihn noch in Hamburg finden werden; er soll ja todt sein. Ich wüßte das auch nicht, wenn wir nicht von drüben hergezogen wären."

Dajak nannte mit weicher Betonung Elsa's Namen.

„Elsa? Das war ja wohl die Tochter? Die ist bei Nacht und Nebel davongelaufen, Gott mag wissen, wohin. Da unten im Hofe wohnt Eine, so'n Strubbelkopp, 'ne Sängerin aus der Wirthschaft da drüben, die wird's vielleicht wissen."

Dann flog die Thür wieder in's Schloß.

Es war hier wie überall in großen Städten; die Mitbewohner einer kleinen Straße wußten wohl Dies und Jenes vom Nachbarn; aber dann riß eine Welle des fluthenden Lebens sie auseinander, und was zurückblieb, war ein gleichgiltiges Achselzucken.

Oft auch ein verächtlicher Laut.

Dajak war kein Kind der Welt, aber sein scharfes Ohr hatte doch aus den Worten der jungen Frau eine gewisse sittliche Entrüstung herausgehört, wenn ihm gleich Manches in ihren Worten unverständlich geblieben war, und er stieg gesenkten Hauptes die Treppen wieder hinunter.

„Da unten wohnte Eine, die vielleicht was wußte —" das hatte er begriffen, und auch die Bezeichnung „Strubbelkopp" war in seinem Gedächtniß verständnißlos haften geblieben. —

Lene Johannsen steckte ihren Kopf gerade zur rechten Zeit zum Hoffenster hinaus, denn sie hatte auch den fremden Mann gesehen, und Dajak frug demüthig: „Verzeihen, Miß, seien Sie vielleicht der Strub — bel — kopp, welcher etwas wissen über Miß Elsa?“

Das Mädchen bekam ein rothes Gesicht. „Das ist ja recht nett,“ sagte sie zornig. „Ei, Du brauner Halunke, was hast Du mit meiner Frisur zu schaffen? Das ist kein Strubbelkopf, sondern ein Tituskopf, und das ist die neueste Mode!“

Der Malaye trat einen Schritt näher. „Verzeihung, Miß Titus, ich es nicht meinen böse. Ich nur wissen wollen, wo Tochter sein vom Kapitän Stuhr, und dann gehen bis an das Ende der Welt.“

Der neue Titel gefiel Lene ebenso wenig. „Du bist wohl ihr Schatz,“ sagte sie giftig. „Fräulein Elsa Stuhr wird in Berlin sein, und dort ein Herrenleben führen, mehr weiß ich auch nicht.“

Damit schlug sie das Fenster zu, wie vorhin oben die junge Frau die Thür zugeschlagen hatte, und Dajak ging betrübt auf die Straße.

Man hatte ihn bis jetzt in Hamburg nicht gerade zuvorkommend behandelt, und er dachte darüber nach, ob das an seiner eigenen Person liegen könnte, oder an der Persönlichkeit Derjenigen, die er suchte, wie der Hund seinen Herrn.

Das Erstere wäre ihm gleichgiltig gewesen, das Letztere aber machte ihm Kummer, zumal er von Berlin nur die undeutlichste Vorstellung besaß, und sich diese Stadt als ein Sodom dachte, in dessen Mauern ein junges alleinstehendes Mädchen unfehlbar untergehen mußte.

Vorläufig half indessen alles Grübeln nichts. Dajak machte sich daher auf den Weg nach dem Fährhause und suchte dort so lange herum, bis er richtig das Komptoir von Peter Leu aufgefunden hatte.

Der Rheder war nicht da, aber in der Vorderstube wurde er von dem Personal mit Halloh empfangen. Man kannte ihn als den Diener des Kapitän Stuhr, und schrie ihn von allen Seiten an, ob der „Neptun" denn schon eingelaufen sei, das Schiff wäre doch erst gestern vom englischen Kanal gemeldet.

Der Malaye schüttelte den Kopf und entgegnete ruhig: „Ich nicht kommen mit dem ‚Neptun', ich nicht wissen, ob Schiff noch schwimmen auf Wasser, oder ob liegen auf Grund des Meeres, wie Sahib Kapitän."

Seine dunkeln Augen schossen bei diesen räthselhaften Worten einen unheimlichen Blick, und es wurde rings um ihn ganz stille.

Endlich sagte der erste Prokurist: „Na, mein Junge, dann mag der Teufel Dich hergekarrt haben, oder es ist sonst was los. Wenn Du den Chef sprechen mußt, dann will ich Dir lieber einen Konstabler nach seiner Wohnung mitgeben — he?"

Herr Jansen hatte damit einem sonderbaren Verdacht Ausdruck gegeben, dessen grauer Schatten auf den Zügen aller Anwesenden ruhte, aber Dajak schüttelte verschlossen den Kopf und entgegnete: „Ich nicht brauchen Konstabler, besser damit warten, bis Sahib Brook gekommen sein mit ‚Neptun' —"

Dann verließ er unangefochten das Komptoir und begab sich im unverdrossenen Trott nach dem Valentinkamp. —

Der Malaye war unter dem gesammten Personal des Rheders eine bekannte Persönlichkeit, und Peter Leu fuhr von seinem Schlafsopha, wohin er sich zur Siesta zurückgezogen hatte, in die Höhe, als ihm gemeldet wurde, daß Dajak draußen stehe, und ihn dringend zu sprechen begehre.

Er ging dem Eintretenden rasch einige Schritte entgegen, schloß die Thür und sagte: „Teufel, mein Junge,

wo kommst Du her, und was bringst Du mir für Nachricht? Hat der ‚Neptun‘ plötzlich Flügel gekriegt, oder bist Du von Deinem Schiff weggelaufen?“

Der Malaye antwortete nicht direkt auf die Frage.

Er griff in die Brusttasche seiner Jacke, zog eine alte lederne Brieftasche heraus, legte diese auf den Tisch und sagte: „Ich etwas bringen von Kapitän Stuhr, ich nicht finden seine Tochter, und ihr geben Eigenthum vom Vater, ich überreichen Brieftasche mit Geld an Schiffsherrn, wie geschrieben sein in Gesetzen von Europäern.“

Peter Leu warf einen scheuen Blick auf die einzige Hinterlassenschaft des Todten.

„Von Stuhr“ — sagte er leise. „Ich habe aus Bombay die Kabelnachricht erhalten, daß der Kapitän todt sei. Ich begreife auch nicht den Zusammenhang — sprich, Dajak.“

Der Malaye kreuzte die Hände über der Brust.

„Guter Sahib todt sein,“ sagte er mit tiefer Stimme. „Sturm kommen, Raae brechen, Kapitän erschlagen. Nicht ganz, Herr, aber Kapitän sterben in derselben Nacht. Am anderen Morgen über Bord zu den Haifischen — kein Grab wie Christenmenschen oder Moslem.“

Die abgebrochenen Worte hatten etwas Erschütterndes, und Peter Leu strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Das ist Seemannsloos, mein Bursche,“ sagte er endlich nach einer kurzen Pause. „Weiter. — Wie kommst Du hierher ohne den ‚Neptun‘?“

„Ich Schiff verlassen und mit Dampfschiff herüberkommen.“

„Gut, geht mich nichts an, Du standest im Privatdienst des Kapitäns. Und das da? Warum befindet sich die Brieftasche nicht in den Händen des Steuermanns?“

Dajak richtete sich auf, und über seine bronzefarbenen Züge flog ein finsteres Lächeln.

„Wenn Keiner wissen von Geld, Keiner fordern können

das Geld. Papier aussehen eines wie anderes, und Niemand wissen, wie Papier kommen in fremder Tasche. Hände von Steuermann nicht rein, ich gesehen haben Hände von Steuermann wühlen in Papieren, und ich gesehen haben Hände zittern."

Der Rheder antwortete nicht sofort.

Er nahm zögernd die Brieftasche in die Hand, überzeugte sich durch einen oberflächlichen Blick, daß ihr Inhalt aus Papiergeld bestand, und legte sie dann auf einen Salontisch.

„Das ist ein schlimmes Wort, mein Junge," sagte er endlich. „Du magst vielleicht Ursache haben, dem Steuermann nicht grün zu sein, aber deshalb macht man einen unbescholtenen Mann noch nicht zum Diebe. Na, einerlei, die Sache ist nun 'mal geschehen, und ich will versuchen, das Geld an die richtige Stelle zu bringen. — Was gedenkst Du inzwischen anzufangen?"

Der Malaye senkte den Kopf. „Ich kommen sein nach Hamburg, um zu suchen Tochter von guten Sahib — Miß Elsa gegangen sein in weite Welt — ich nicht wissen, was anfangen."

Peter Leu wußte, daß Elsa Hamburg verlassen habe. Die näheren Umstände ihres Weggangs waren ihm unbekannt, und er hatte auch keine Gelegenheit gesucht, mit Franz über die Sache zu reden. Vielleicht schlief Alles von selbst ein, und das war entschieden am besten. Aber es regte sich doch in ihm eine gewisse unbehagliche Neugier, und er frug so beiläufig: „Also, Du hast nicht erfahren können, Dajak, wo das junge Mädchen sich aufhält?"

Jener schüttelte den Kopf. „Ich nicht wissen Bestimmtes. Alte Frau auch verschwunden sein, und fremde Frau sagen, daß Miß Elsa in Berlin führen ein Herrenleben. Was heißen Herrenleben bei jungen Mädchen? Ich nicht glauben Schlechtes von Miß Elsa!"

Dajak schien mehr Welterfahrung zu besitzen, als man ihm zutrauen mochte, und Peter Leu nickte verständnißvoll mit dem Kopfe, aber nicht zu dem Schlusse des Satzes, sondern zum Anfang desselben.

Die Mittheilung war ihm außerordentlich werthvoll, und er beschloß, seinen Vortheil daraus zu ziehen.

„Du bist ein anhänglicher Bursche," sagte er freundlich. „Jeder Herr kann sich glücklich schätzen, einen solchen Diener zu besitzen, und ich hätte nicht übel Lust — was meinst Du, Dajak, es fehlt mir just Einer hier im Hause, willst Du vorläufig in meine Dienste treten? Vielleicht wird es unseren vereinten Bemühungen gelingen, die Tochter Deines verstorbenen Herrn ausfindig zu machen, und ich müßte mich sehr irren, mein Bursche, wenn die schönen Augen von Miß Elsa nicht einen wesentlichen Antheil an Deinem lebhaften Interesse für das Mädchen haben."

Der Kaufmann klopfte mit einem faunischen Lächeln den Malayen auf die Schulter und streckte ihm die Hand entgegen.

„Na, wie steht's?"

In den braunen Wangen des Indiers stieg das Blut langsam bis an die Schläfen. Er hatte sich den letzten Gedanken niemals klar gemacht, denn das wäre in seinen Augen Thorheit und Tollheit gewesen. Aber ganz im Geheimen mochte er dennoch auf dem Grund seiner Seele geschlafen haben, und als Peter Leu davon redete, verspürte er ein sonderbares Herzklopfen.

Aber er bezwang sich, kreuzte die Arme über der Brust, und entgegnete mit einer Verbeugung: „Ich sein werden ein treuer Diener, wie Allah befehlen seinen Gläubigen."

Damit war die Sache vorläufig abgemacht.

— — — — — — — — — — — —

Als eine halbe Stunde später Franz Leu das Zimmer

seines Vaters betrat, sagte dieser in guter Laune: „Hör' 'mal, mein Junge, ich habe Dir eine interessante Nachricht von Deinem früheren Schatz mitzutheilen. Fräulein Elsa Stuhr ist in Berlin aufgetaucht, und scheint sich dort sehr wohl zu befinden. Du verstehst ja vielleicht, was ich damit meine. Du wirst mir diese Nachricht natürlich nicht glauben, aber Du kannst die Bestätigung von unserem neuen Diener erfahren. Du entsinnst Dich vielleicht des braunen Burschen, der im Dienste des Kapitäns stand und heute von Indien herübergekommen ist, um das Mädchen aufzusuchen. Der arme Kerl hat Erkundigungen über Elsa eingezogen, und ist ganz niedergeschlagen. Ich habe ihn einstweilen in meine Dienste genommen, und erwarte von Deinem guten Herzen, daß Du keine unnöthigen Fragen an ihn stellst, denn wenn er merken sollte, daß Du ein Rivale von ihm gewesen bist, dann würde sich sein Kummer noch erheblich vermehren. — Ein hübscher Bursche übrigens, der Dajak, er wird sich in der Livree nicht übel ausnehmen."

Nach dieser lächelnden, wohlangebrachten Rede streckte Peter Leu sich behaglich auf sein Kanapee und zündete sich eine Cigarre an.

Er blickte dem Sohne, der wortlos das Zimmer verlassen hatte, eine Weile nach und murmelte: „So — das hätte gründlich gesessen, und das wird ihm wohl die letzten Raupen aus dem Kopf treiben. Unserem eigenen Diener kann er doch nicht gut Konkurrenz machen, ganz abgesehen von dem Uebrigen." —

Die Nachmittagssonne fiel schräg in das Gemach, und ihre Strahlen spielten auf der braunen Ledertasche, die noch unberührt auf dem kleinen Salontischchen am Kopfende des Sopha's lag.

Peter Leu befand sich in einer ausgezeichneten Stimmung; die Cigarre schmeckte ihm so gut, wie noch nie, und

auch gegen den Sonnenstrahl, der nach einem alten Sprichwort Alles an den Tag bringen wird, hatte er nichts einzuwenden.

Es gab ja nichts an den Tag zu bringen, es war ja Alles zum Greifen klar, höchstens hier und da etwas künstlich beleuchtet.

Der Kaufmann wollte in diesem Augenblick nicht wissen, daß es einen wüsten Straßenklatsch gibt, der jeden Namen, und den reinen am liebsten, in die Gosse zerrt — es paßte ihm in seine Karten, heute an Alles zu glauben, was der Unverstand und die Bosheit sich zuraunen.

Aber dieses stumme Vermächtniß eines Todten war ihm unbequem.

Der Mann, dem diese braune, abgegriffene Brieftasche zu eigen gewesen, hatte in seinem Dienste gestanden, er hatte für ihn gearbeitet und war für ihn gestorben.

Freilich, dafür bezahlen wir die Menschen —

Mit Geld und — mit Undank — —

Es kam plötzlich wie eine Erleuchtung über Peter Leu. Recht muß immer Recht bleiben, und wenn wir uns mit einer bequemen Rechtsformel einer lästigen Verpflichtung entledigen können, dann erscheint uns plötzlich ihre Erfüllung als eine unabweisliche Pflicht.

Der Schiffsrheder sagte sich, daß er eigentlich Alles daran setzen müsse, den Aufenthaltsort Elsa's ausfindig zu machen, um ihr das letzte väterliche Erbe zuzustellen; er vergegenwärtigte sich, daß der schlichte braune Diener eine lange Reise zurückgelegt hatte, um den gleichen Zweck zu erfüllen; und dann überkam ihn wieder der Gedanke, daß es für seine Pläne und Wünsche am besten sei, wenn die Verschollene verschollen blieb.

Peter Leu steckte die Brieftasche zu sich und verließ seine Wohnung. Er ging geradewegs auf das Gericht und frug nach, ob die Forderung, welche Jürgens an den verstorbenen

Kapitän geltend gemacht habe, bereits durch die Pfändung gedeckt sei; er wies dabei die Brieftasche vor, erläuterte kurz den Zusammenhang, und versicherte mit treuherziger Miene, daß es ihm lediglich darum zu thun sei, Jedem zu seinem Rechte zu verhelfen, selbst wenn der Gläubiger eine wenig sympathische Persönlichkeit wäre.

Der mit Geschäften überhäufte Gerichtsschreiber wies ihn kurzer Hand an einen gerade anwesenden Gerichtsvollzieher, und der Mann legte sofort seine Hände auf das Werthobjekt.

„Die Versteigerung der gepfändeten Mobilien wird in den nächsten Tagen stattfinden," sagte er, in sein Notizbuch blickend. „Aber Sie wissen ja selbst, Herr Leu, daß man in Hamburg mit altem Plunder nicht viel Federlesens macht. Die Forderung, welche ich beizutreiben habe, beträgt dreitausend Mark ohne Zinsen. Verwünscht hohe Zinsen, Herr Leu, aber einerlei, bezahlt müssen sie werden, und fünfhundert Mark sind immer 'was. Freilich — die Brieftasche —"

Er knüllte die Scheine in der einen Hand zusammen, und drehte verlegen das Portefeuille in der anderen hin und her.

„Sie ist leer, wie ich sehe, und alt obendrein. Herr Stuhr hatte doch eine Tochter, die das Ding vielleicht als Andenken haben möchte."

Peter Leu wendete sich hastig ab. „Zum Henker auch, ich will kein Testamentvollstrecker sein, und ich weiß nicht einmal, wo sich das Mädchen befindet. Nehmen Sie doch den Wisch an sich, Herr Gerichtsvollzieher, er hat ja absolut keinen anderen Werth, als zur Hülle für die paar Hunderter zu dienen."

Das war eigentlich richtig, und der Beamte steckte das Geld in die Brieftasche zurück.

„Schön, dann geb' ich dem Jürgens den ganzen

Schwamm. Pfui, ist das Ding verschimmelt, als ob es im Wasser gelegen hätte."

— — — — — — — — — — — —

Die Kleine Bäckerstraße gehört zu den älteren und verbautesten Theilen des winkelreichen Hamburgs.

Sie ist nicht gerade mit den grauenhaften Gassen des Gängeviertels zu vergleichen, sie wird nicht, wie jene, von dem Abschaum des Verbrecherthums bewohnt, aber ihre hochgethürmten düsteren Häuser rücken doch nahe genug zusammen, um Licht und Luft nur spärlichen Zutritt zu verschaffen, und wenn auch die von Kohlenstaub geschwärzten Schilder an der Straßenfront das Streben nach ehrlicher Arbeit verrathen, so verliert sich dieses Merkmal ganz allmälig, je weiter man seitwärts in die langen verschachtelten Höfe eindringt.

Sie sind, wie jede Quadratruthe der Hansestadt, dicht bevölkert, aber unter den halberblindeten, oft gardinenlosen Fenstern finden sich keine Firmen verzeichnet, obwohl an mehr als einer Stelle das Geschäft, welches sich an der Straßenfront in harmlosen Buchstaben ankündigt, hier in der ummauerten Verborgenheit seinen lichtlosen Sitz hat.

In einem dieser düstersten Winkel hauste Jürgens.

Auch er hatte zur Orientirung für weniger Eingeweihte vorne an der Häuserzeile ein Schild angebracht, welches die Inschrift trug: „Heinrich Jürgens, Trödler und Agent. Zweiter Hof links, drei Treppen."

Die zerstörenden Kräfte der Natur hatten jedoch an diesem ehemals rein und weiß gewesenen Schilde so seltsam gewirkt, daß nur noch das viel bedeutsame Wort „Agent" ohne alle Mühe gelesen werden konnte.

Es genügte dem Händler, denn sein Name stand in vielen Büchern mit tief schwarzer Tinte, und lag auf vielen Herzen wie Blei, und schwebte auf vielen Lippen wie ein Fluch. —

Zwei Höfe und drei Treppen!

Jürgens machte es den Leuten nicht leicht, bis in seinen Bau zu gelangen, aber wenn sie den Weg gefunden hatten, dann blickten ihre Augen durch die von Spinngeweben verschleierten Fenster auf das schwarze Wasser eines Fleets, das seinen schlammigen Inhalt langsam unter vermorschten hölzernen Brücken und Bögen dahinwälzte. —

Es war spät am Abend, und Heinrich Jürgens saß in seinem Arbeitszimmer vor einem alten geöffneten Cylinderbureau, das vielleicht dereinst in einem besseren Hause gestanden hatte, und als unverkäufliches Pfand einer Wucherschuld von dem Gläubiger zurückbehalten worden war.

Die verschleierte Lampe erfüllte den großen niedrigen Raum nur mit einem matten, unheimlichen Dämmerlicht, und Jürgens warf von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick hinter sich, als wenn er die Befürchtung hegte, daß aus dem schattenhaften Hintergrund des Gemaches plötzlich eine Hand in seinen Nacken greifen möchte.

Er war nicht allein.

In der Ecke saß auf dem harten Kanapee eine alte Frau, die dürren Hände unthätig im Schoße gefaltet.

Sie führte seit vielen Jahren als entfernte und einzige Verwandte dem einsamen Manne die Wirthschaft, aber der beständige Aufenthalt in den lichtlosen Räumen hatte ihre Augen getrübt, und sie vermochte bei der Lampe nicht mehr zu arbeiten.

So saß sie Abend für Abend in ihrer dämmerigen Ecke wie ein steinerner Gast, gleich einem nicht zu verscheuchenden Gespenst, und der Händler war zufrieden, daß sie wenig redete, denn wenn es in dem ganzen großen Hamburg einen Menschen gab, der die dunkelsten Tiefen seines Lebens und seiner Seele kannte, so war die alte Kathrin dieser einzige Mensch.

Es war ganz stille in dem Zimmer, man vernahm

nicht einmal das Ticken einer Uhr oder das Nagen einer Maus, nicht einmal jenes eigenthümliche Knistern an den Wänden, das alten Häusern eigen ist, und von dem Niederrieseln der Kalkatome herrührt.

Jürgens blickte von seinem Hauptbuch auf, drehte zum zweiten Male den Kopf nach hinten, und sagte: „Willst Du nicht schlafen gehen, Kathrin? Es ist schon spät."

„Meine Augen spüren nicht mehr viel von dem Unterschied zwischen Tag und Nacht," entgegnete die Alte, „warum gehst Du aber nicht zur Ruhe?"

„Du weißt, daß ich vor Mitternacht nie einschlafen kann."

„Ich weiß es, und ich kann Dir auch sagen, weshalb. Du mußt müde werden, um Ruhe zu finden. Wir müssen Alle müde werden, aber es ist ein Unterschied zwischen Dir und den Anderen. Erst wenn Deine Gedanken wie die eines Sterbenden sind, daß sie nicht mehr festhalten können die Vergangenheit und die Gegenwart und die Zukunft, dann ist Deine Zeit zum Schlafen gekommen."

„Schweig," sagte Jürgens unwillig, „ich muß rechnen."

„Wenn ich schweigen soll, warum fängst Du an zu reden? Aber Du willst eine menschliche Stimme hören, weil Deine Zahlen eine Sprache reden, welche Dir Angst macht. Wann wirst Du ein Ende machen mit dem Rechnen?"

„Nie," entgegnete der Wucherer hart. „Rechnen sie doch Alle in Hamburg, vom Senator herunter bis zum Karrenführer."

Die Alte nickte. „Es ist doch dabei ein Unterschied, Jürgens."

„Ich rede nicht mit Dir von Geschäften," sagte der Alte schroff, „es ist das keine Weibersache und kein Gespräch für die Mitternacht. Leg' Dich schlafen, denn ich will arbeiten und allein sein!"

Die Alte erhob sich langsam und ging.

Jürgens blickte ihr nach, bis die Thür des Zimmers sich geschlossen hatte, dann schlug er sein Hauptbuch zu und griff mit einer hastigen Bewegung in ein Fach seines Bureaus.

Er entnahm ihm die braune lederne Brieftasche, welche vormals dem Kapitän Stuhr gehört hatte, und nun, von Hand zu Hand wandernd, in seinen Besitz gelangt war, und öffnete mit zitternden Fingern ihre Fächer.

Was den einzelnen Inhabern entgangen war, das hatten seine scharfen Geieraugen und seine überall tastenden Hände entdeckt, nämlich in einer halbversteckten, von Schimmel und Seewasser verklebten Seitentasche jenen kleinen zusammengefalteten Zeitungsausschnitt, der bereits zu einer anderen Zeit, und an einem anderen Ort eine geheimnißvolle Rolle gespielt hatte.

Jürgens hatte diese Entdeckung schon einige Stunden zuvor gemacht, und auch die von Brook's Hand geschriebene Bleistiftnotiz einer flüchtigen Musterung unterzogen, allein die Zeit war zu ungünstig gewesen, um den jedenfalls eine Erläuterung enthaltenden englischen Text einer genauen Prüfung zu unterziehen. Es war ihm vorläufig nur eine unbestimmte Ahnung aufgegangen, daß dieses so sorgfältig versteckte Blatt irgend ein interessantes oder wichtiges Geheimniß enthalten müsse.

Die Stille und Einsamkeit der Nacht schien ihm günstig zu seiner Lösung, und er traf darnach seine Vorbereitungen.

In der einen Ecke des Zimmers lag ein Haufen alter Bücher aufgeschichtet. Sie mochten auch zu den Trödelwaaren gehören, welche das eigentliche Geschäft Jürgens' verschleierten, und der Alte suchte eifrig, bis er ein englisches Wörterbuch herausgefunden hatte.

Mit dessen Hilfe machte er sich an die, seine Kenntnisse fast übersteigende Arbeit, und mit zäher Geduld fügte er, die einzelnen Zeilen mit den Finger verfolgend, auf-

schlagend, rathend, kombinirend, Wort an Wort, bis der ganze Zusammenhang ihm klar geworden war.

Die Wirkung, welche der Inhalt der Zeitungsnotiz auf ihn ausübte, konnte fast unheimlich genannt werden. Geiz und Habsucht, Hoffnung und Enttäuschung, Furcht und Entschlossenheit wechselten blitzschnell in den funkelnden Augen, und dann sprang Jürgens empor und stieß den Flügel des einen Fensters auf, als ob die Aufregung und die dumpfe Luft des Zimmers ihm den Athem genommen hätte.

Um ihn und unter ihm thürmte sich ein Gewirr von schiefen Giebeln, zerbrochenen Dachrinnen, hängenden Fensterläden, morschen Geländern und schlammüberkrusteten Brückenbögen; ganz in der Tiefe wälzte sich langsam, in kaum sichtbarer Bewegung das schwarze Fleetwasser zwischen den pilzbewachsenen Grundmauern der Hinterhäuser, und die spärlichen Gaslaternen warfen hier und da ein unstätes Licht auf die schweigende Wasserfläche.

Eine Stelle war hell genug beleuchtet, um eine feiste Ratte erkennen zu lassen, die auf einem vorspringenden Balken saß, und bei dem Klirren des Fensters ihren Platz verließ, um mit dumpfem Geräusch in das Wasser zu tauchen; einen Augenblick zogen sich Ringe um den Platz, wo das häßliche Geschöpf verschwunden war, dann trat abermals Grabesschweigen ein.

Es war seltsam, daß der düstere, unsäglich traurige Anblick dieser wüsten Umgebung auf die Stimmung des Händlers eine beruhigende Wirkung auszuüben schien.

Vielleicht dünkten ihn die Bilder der eigenen Vergangenheit weniger unheimlich, wenn er sein Auge an dem Grauen der Nacht sättigte, vielleicht dachte er auch daran, daß es Menschen gibt, denen die Natur gleich gewissen Thiergattungen den unwiderstehlichen Trieb eingepflanzt hat, in die Tiefe zu steigen und im Schlamm zu wühlen.

Er lächelte finster und murmelte vor sich hin: „Es ist ein Geheimniß — es ist ein großes Geheimniß. Und ich habe meine Hände über den Platz gehalten, wo der Schlüssel zu dem Geheimniß liegt. Warum habe ich es nicht ein paar Wochen zuvor gewußt? Aber es ist noch nicht zu spät, ich werde handeln — handeln. Was hast Du gesagt, Kathrin? ‚Unrecht' hast Du gesagt? — Ach so, sie ist zur Ruh' gegangen, und es klingt mir ihre Rede vor meinen Ohren. Es ist kein Unrecht, zu nehmen, was Keinem nutzt, und es ist nicht verboten, zu verschweigen, was man weiß. Ich werde handeln, wie ein kluger Mann —"

Heinrich Jürgens trat in das Zimmer zurück, und blätterte in einem Stoß Zeitungen.

„Da steht es geschrieben — übermorgen wird die Auktion sein. Es werden nicht viele Leute kommen, um auf den Plunder zu bieten, und ich werde das höchste Gebot abgeben. Ich hätte es freilich umsonst haben können, aber mein Geld wird Zinsen tragen — viel Zinsen. Morgen — ich wollte, es wäre schon morgen, warum muß es Nacht sein?"

Es war wieder die Unruhe über den einsamen Mann gekommen. Er schritt, wie ein Raubthier im Käfig, auf und ab, und verwünschte die Zeiger der Uhr, daß sie nur Sekunde um Sekunde vorwärts rückten.

Viertes Kapitel.

Am „Hohen Krahn", gegenüber dem Binnenhafen, liegt eine Seemannskneipe, die niemals von Hafenarbeitern, und nur selten von Matrosen besucht wird.

Es geht dort zu „fein" her, als daß ein richtiger Vortopsgast sich behaglich fühlen könnte, und der Wirth, ein behäbiger Holländer und früherer Schiffskapitän, theilt

die Ansicht, daß sein geschmuggelter Portwein viel zu gut sei für die rauhe, verbrannte Kehle eines Maat.

In dem kajütenartig eingerichten Keller verkehren fast ausschließlich Kapitäne und Steuerleute, ja selbst die Scheidung zwischen diesen beiden obersten Rangstufen der Handelsmarine ist so streng, daß die Ersteren einen abgesonderten Tisch und die persönliche Bedienung des alten van der Decken beanspruchen. Wenn ein Steuermann sich in dem Kreise der weißbärtigen Seebären zeigt, dann kann man sicher sein, daß seine Ernennung zum Kapitän unmittelbar bevorsteht.

Die Tafelrunde war heute Abend ziemlich vollzählig versammelt, und an dem unteren Ende des klobigen, nach Seemannsart in der Diele befestigten Tisches saß breitspurig, und im vollen Bewußtsein einer neuen Würde der Steuermann Klaus Brook.

Er war in den Vormittagsstunden mit den „Neptun" eingelaufen, hatte sofort abgemustert, seine Schiffspapiere auf dem Komptoir des Rheders übergeben und erfreute sich nun einer kurzen behaglichen Muße.

Peter Leu war nicht zugegen gewesen, als er den geschäftlichen Abschluß seiner Fahrt erledigte, aber der erste Prokurist der Firma hatte ihm mitgetheilt, daß die Führung des „Neptun" in seinen Händen verbleiben werde, und damit war seine Ernennung zum Kapitän so gut wie vollzogen.

Allerdings hatte Herr Jansen bei dieser Eröffnung ein etwas sonderbares Benehmen zur Schau getragen; man konnte es dem Manne ansehen, daß ihn irgend eine Mittheilung drückte, daß er damit gerne „zu Rand" kommen wollte, und dennoch dem finster verschlossenen Seemanne gegenüber das rechte Wort nicht zu finden vermochte.

So hatten Beide geschwiegen, obgleich Brook sicher erwartete, über die näheren Umstände von Stuhr's Tode

und vielleicht auch über die Schicksale und das Ende einer anderen, in den Schiffspapieren ebenfalls als abgängig bezeichneten Person, des Malayen Dajak, befragt zu werden.

Das Gespräch an dem Kapitänstische schwirrte hin und her; Jeder hatte ein anderes und längeres Garn abzuspinnen, und Klaus Brook schaute indessen schweigend in sein Portweinglas, jeden Augenblick gewärtig, daß an ihn die Reihe des Erzählens kommen werde.

Was sollte er berichten?

Von einer dunkeln stürmischen Nacht, von einem Unglück, wie es tausendfach im Seemannsleben vorzukommen pflegt, dem Jeder jeden Augenblick unterworfen war, und das die Wagschale des Einen hob, während es diejenige des Anderen in den Tod hinabdrückte —?

Ja, das war es — —

Und plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, schwiegen Alle, die an dem Tische saßen, und richteten ihre Augen auf Klaus Brook. Einer von den Anwesenden hatte, in seine Erinnerung zurückgreifend, eines niemals richtig aufgeklärten Vorfalls Erwähnung gethan, infolge dessen ein Schiff auf der Reise seines Führers beraubt worden war.

Das „Unglück", wie der alte Seemann mit eigenthümlicher Betonung sagte, hatte sich während eines Sturmes zugetragen; der Kapitän war über Bord gegangen — „mit einer Sturzwelle, oder so 'was," sagte der Erzähler abermals mit sonderbarem Lächeln, und dann war dieses bedrückende Schweigen eingetreten, infolge dessen Alle unwillkürlich ihre Augen Demjenigen zuwandten, der bisher noch kein Wort geredet hatte, und den sie jetzt erst in ihrem Kreise zu entdecken schienen.

„Auf dem ‚Neptun' hat sich ja wohl auch so 'was zugetragen," sagte der Erzähler. „Das heißt — ich meine natürlich nur, was das Unglück betrifft. Kapitän Stuhr

war ein tüchtiger Mann und immer auf dem Posten; wie hat sich die Sache denn eigentlich begeben, Brook?"

„Wir waren in einen Taifun gekommen," entgegnete der Angeredete ruhig. „Sie wissen ja, Ebsen, was das auf sich hat, da splittern die Raaen wie Glas. Ich stand just neben dem Kapitän, als die Großbramraae herunter kam, und sie hätte mich bald selbst getroffen. So mußte der Andere daran glauben."

Kapitän Ebsen nickte. „Glaub's wohl. Mich selber hat so 'n Ding 'mal an der Schulter gestreift, daß ich lang hinfiel und die Engel im Himmel pfeifen hörte. Stuhr hat's wohl über den Schädel gekriegt, denn sonst wäre er doch wohl nicht dabei geblieben."

Klaus Brook stürzte sein volles Glas hinunter und starrte auf den leeren Boden desselben.

„Ja," entgegnete er langsam, „so wird's wohl gewesen sein, oder natürlich — so ist es gewesen, denn ich stand ja dabei, und habe nachher das Loch verbunden. — Lassen Sie uns von 'was Anderem reden, Ebsen, der Wein wird nicht besser durch die Erinnerung. Skaal!"

Es war dennoch, als ob das Gespräch sich nicht von dem Gegenstande loslösen könnte.

Mynheer van der Decken, oder der „Alte", wie die Seeleute ihn nannten, hatte sich hinter seinen Gästen aufgepflanzt und trug nun auch sein Theil zu der Unterhaltung bei.

„Viel Glück, Kap'tän Brook," sagte er in seiner langsamen Weise, „Sie hätten ohne das wohl noch manche Fahrt als Steuermann machen können. Ja, ja, des Einen Tod ist des Andern Brod, das bleibt ein wahres Wort, und das dicke Ende kommt allemal nach. Morgen werden die Sachen des Kapitän Stuhr unter den Hammer gebracht, das hätte auch Keiner gedacht, als er noch frisch und munter an diesem selbigen Platze, wo Sie jetzt sitzen, seinen Portwein trank."

Klaus Brook fuhr mit dem Kopf herum und blickte dem Redenden unsicher in das rothe, behäbige Gesicht.

„Was sagen Sie, Decken? Die Sachen des Kapitäns versteigert? Wo haben Sie das her?“

„Nu, ich lese doch auch meine Zeitung — morgen Vormittag um zehn Uhr — in Sachen Jürgens gegen Stuhr's Erben. Sie kennen doch den alten Wucherer?“

„Ich scheere mich den Henker um solche Schufte,“ brummte der Steuermann grob, „meinetwegen können sie allesammt gehangen werden. Wer sind denn ‚Stuhr's Erben?‘“

„Das ist wohl so'n juristischer Ausdruck,“ entgegnete der Wirth, eine Prise nehmend. „Es ist man blos ein kleines hübsches Mädchen da, und zu erben wird es nichts geben. Sie ist auch durch die Lappen gegangen, wie es heißt, und hat den ganzen Krempel stehen lassen. — Zum Wohlsein, ihr Herren!“

Es war abermals stille in dem Kreise geworden, kaum Einer von den Anwesenden that dem freundlichen Wirth Bescheid.

Die Männer, welche da versammelt saßen, kannten nur zu gut den Wechsel des Lebens; sie wußten aus langjähriger Erfahrung, daß mitten in den Sonnenschein der Sturm hereinbricht und das Sterben. Es konnte sie kaum mehr berühren, aber die gleichgiltige Rede der Großstadt war ihnen dennoch unbehaglich, man lernt auf dem engen Raume eines Schiffes die Theilnahme mit dem Schicksal seines Nächsten, wenn sie sich auch verflüchtigt, wie das Aufrauschen der Wellen.

Und es hatte fast Jeder etwas Liebes daheim. —

So trank Einer nach dem Anderen langsam sein Glas aus, zahlte und ging. Zuletzt blieb nur noch Klaus Brook allein am Tische sitzen. Er ließ sich noch ein Glas geben und legte den Kopf in die Hand.

Van der Decken setzte sich ihm gegenüber, sah sich in dem leeren Lokale um, und sagte mit gedämpfter Stimme: „Es war heute Abend gar nicht gemüthlich, Herr Brook; Gott mag wissen, was in die alten Theerjacken gefahren ist. Auch gegen Sie war man nicht freundlich."

„Ich scheer' mich den Teufel d'rum," brummte der Steuermann.

„Richtig — ist auch das Gescheidteste. Aber der Teufel legt manchmal ein Ei — man hört in meiner Stellung so manches —"

„Was?" frug Brook unruhig aufblickend.

„Sie müssen einen Feind haben, Herr Kapitän. Der alte Leu war gestern Abend hier — er kommt ja sonst fast nie — und da ging denn so die Rede. Er nahm Sie ja in Schutz, das muß ich befürworten, aber er meinte, daß der braune Halunke doch wohl nicht vom Schiffe fortgelaufen wäre, wenn Sie ihn nicht schlecht behandelt hätten. Vielleicht wäre auch sonst noch 'was vorgekommen. Na ja, Worte thun nicht weh, aber bei der Sorte kann man nie wissen, ob nicht auch das Messer gelegentlich lose sitzt. Davor wollte ich Sie denn blos gewarnt haben, Herr Brook, die Straßen von Hamburg sind lange nicht so sicher, als man wohl denken sollte."

Der Steuermann hob die Augen und blickte auf den Sprechenden wie ein Traumwandler.

„Ich verstehe Euch nicht, Mann, oder Ihr habt einen über den Durst getrunken? Von wem redet Ihr denn eigentlich in des Satans Namen?"

„Nun, von wem denn anders, als von dem malayischen Diener des Kapitäns Stuhr, der sich jetzt in Peter Leu's Haus befindet. Sie müssen doch am besten wissen, Kaptän, wie der Bursche es angefangen hat, vom ‚Neptun' zu entwischen und richtig vierundzwanzig Stunden früher nach Hamburg zu kommen."

Klaus Brook wollte von seinem Sitze aufspringen, aber es war ihm, als ob eine Faust in seinen Nacken faßte und ihn zur Erde niederrang. Er drehte langsam und schwerfällig den Kopf nach hinten und blickte in das leere, matterhellte Zimmer.

Nur die Rauchwolken zogen an der schwarzen niedrigen Decke entlang, aber es war, als ob ein finsteres Gesicht zwischen ihnen hervorluge, ein braunes Antlitz mit unheimlich glänzenden Augen. Und es war, als ob diese Züge in den weißlichen Schwaden allmälig das Aussehen einer Leiche annähmen, die zwischen den grünen Wellen des Meeres auftaucht und dann langsam in die Tiefe zurücksinkt. —

Einige Augenblicke später erkannte der Steuermann freilich, daß er das Opfer einer einfachen und harmlosen Täuschung geworden sei; da hinten an der Wand hing ein altes vergilbtes Porträt, vielleicht ein Ahnherr Derer van der Decken. Die starren Züge hatten in der zitternden Beleuchtung jenes seltsame unheimliche Leben gewonnen; aber trotz dieser beruhigenden Entdeckung vermochte Brook eine abergläubische Regung nicht zu unterdrücken und sagte, den Arm seines Nachbars fassend:

„Glauben Sie, daß die Todten wieder aufstehen können?“

Der alte Holländer nahm bedächtig eine Prise und schielte über die Dose. „Hm — das ist eine kitzliche Frage, Kap'tän. Einmal werden sie ja wohl wieder aufstehen, wenigstens sagen's die Pastoren, und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln. Aber so meinen Sie das wohl nicht, Kap'tän, Sie denken wohl daran, ob 'mal gelegentlich und vor der Zeit so'n Arm aus dem Grabe herauslangen kann — oder meinetwegen auch aus dem Wasser — mir selbst ist das freilich nie passirt, aber da hatte ich einen Vatersbruder —“

Es fiel ein Stuhl polternd auf die Erde.

Klaus Brook war aufgesprungen, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Ich will nichts von Euren Ammenmärchen wissen, haltet gefälligst das Maul, bis man Euch darnach fragt!“

Damit war er zur Thür hinaus, als wenn eine Hagelböe ihn gefaßt und fortgewirbelt hätte.

Van der Decken aber blickte ihm mit offenem Munde nach.

„Nu soll mir Einer 'nen Storch braten,“ sagte er langsam. „Erst spinnt er das alte wunderliche Garn an und dann schnappt er ab, wie ein Klappmesser. Da will ich doch Wasser saufen bis an mein Ende, wenn hinter der Geschichte nicht noch eine andere Geschichte steckt, die vielleicht irgendwo und irgendwann sich begeben hat, und die sich am besten ausnimmt da oben in dem Justizpalast vor den zwölf Stühlen — na, mich geht's ja nichts an, und ich werde mir das Maul nicht verbrennen.“

Er trat an das Büffet und trank einen Cognak — es war ihm flau geworden.

— — — — — — — — — — — —

Klaus Brook ging ganz langsam am Binnenhafen entlang. Es war spät geworden, und die Laternen warfen ihren blitzenden Schein auf das dunkle, stille Wasser.

Der Steuermann sandte von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick nach links hinüber und entfernte sich dann einige Schritte vom Bollwerk, als wenn sein ureigenstes Element ihm Grausen einflöße. Er war sonst daran gewöhnt, nach Seemannsart beide Fäuste in die tiefen Taschen seiner Beinkleider zu vergraben, aber in dieser einsamen dunkeln Nacht unterließ er es und schob nur die rechte Faust in die Brusttasche des Rockes, wo ein Dolchmesser seinen ständigen Platz hatte.

Das war zum Schutz gegen die Lebenden, um die er sich sonst in seinem brutalen Muth und in dem Bewußtsein seiner körperlichen Kräfte blutwenig gekümmert hatte.

Er fürchtete sich auch jetzt im Grunde genommen nicht vor Wesen mit Fleisch und Bein.

Das plötzliche Auftauchen des Malayen war ihm freilich seltsam, unerklärlich, fast unglaublich. Aber es konnte ein Geschwätz sein oder eine Verwechslung.

Im schlimmsten Falle — er hatte den Mann doch nicht todt vor seinen Augen gesehen, und sein bewegtes Leben gab ihm hinreichende Veranlassung, erst dann an den Tod eines Menschen zu glauben, wenn unser lauschendes Ohr nicht mehr den Schlag des Herzens zu hören vermag.

Nein — die Hand eines Lebenden fürchtete er nicht.

Vielleicht seine Rede?

Abermals blickte Klaus Brook hinter sich und beschleunigte seine Schritte; er mußte jetzt ohnehin den Hafen verlassen und durch die Stubbenkate nach dem Schaarmarkt einbiegen, wo er in einem alten Gasthof dritten Ranges Logis genommen hatte.

Die enge düstere Straße nahm ihn auf, und er drückte sich hastig an den schwarzen Häusern entlang, immer hinter sich blickend, und die Schatten der wenigen Laternen betrachtend.

Er fürchtete sich vor einem Schatten. —

Endlich hatte er sein Logis erreicht und schellte an der Pforte. In dem alten, winkelreichen Bau des Gasthofes „Zum grünen Papagei“ schrillte der Ton der verrosteten Glocke mit hundertfachem Echo zurück, und die schlürfenden Schritte des Hausknechtes weckten die Vorstellung von ruhelos wandernden Nachtgestalten.

Als Brook sich über die ausgetretenen düsteren Treppen in sein Zimmer leuchten ließ, schlug es von der Michaeliskirche zwölf Uhr, und der Seemann sagte: „Es ist schon so stille bei euch; man kennt ja das alte lustige Hamburg gar nicht wieder.“

Der stumpfsinnig dreinblickende Bursche stellte den

Leuchter auf die Tischdecke und kratzte sich hinter den Ohren.

„Das soll wohl sein, Herr," sagte er dann. „Wir haben man wenig Zuspruch, seitdem die Geschichte passirt ist, und darum wird der alte Kasten jetzt auf Abbruch verkauft. Hören Sie nicht die Ratten nagen?"

„Was für eine Geschichte?" frug Brook.

„Ach so, Sie kommen von See, da hört man freilich nicht dergleichen. Im Frühjahr ist hier ein Fremder ermordet worden, ein Gast von dem Anderen. Nicht just in diesem Zimmer, Herr, aber doch auf diesem Korridor. Nummer 12, Herr. Na, ich dachte, Sie wüßten es, sonst hätte ich das Maul nicht aufgethan, aber es ist nun doch Alles einerlei, und zu Michaelis zieh' ich. — Wünsche wohl zu schlafen, Herr."

Klaus Brook stand allein in der Mitte des Zimmers und blickte sich um. Die dünne Talgkerze gab kaum genug Licht her, um die Ecken zu erhellen, und die noch gedunkelten Möbel aus dem Schatten zu rücken.

Der zerrissene Teppich bedeckte nur theilweise die ausgetretenen Dielen, und an einzelnen Stellen sah man dunkle Flecken aus dem rohen Holze hervortreten.

Der Steuermann strich sich über die heiße Stirn.

„Nein," sagte er ganz laut, „hier ist es nicht gewesen. Aber wenn der Kerl meinte, daß man auf See von dergleichen nicht hört, so ist er ein Esel."

Dann nahm er das Licht, um unter das Bett und die Möbel zu leuchten, stellte es aber gleich wieder hin, als wenn er sich dieser unmännlichen Handlungsweise schäme.

Er zog sich aus, ließ die Kerze brennen, und warf sich auf das Lager. Der Schlaf wollte sich nicht einstellen, aber statt seiner kamen ungerufen allerlei nächtliche Gedanken.

Klaus Brook stand wieder auf dem Achterdeck des „Neptun",

dicht hinter seinem Kapitän. Es war rabendunkle Nacht, und der Sturm heulte im Takelwerk, aber das Schiff hielt sich wacker, es war ein braves Fahrzeug, und es mußte eine wahre Lust sein, es zu kommandiren.

Aber da vorne stand der Kapitän — —

Dann warf der Sturm die Raae herunter, und der Kapitän taumelte auf das Verdeck. Sie mußte ihn am Hinterkopf getroffen haben — natürlich, denn woher sollte sonst die furchtbare Verletzung kommen?

Brook entsann sich noch, oder er rief es sich gewaltsam in das Gedächtniß zurück, daß er die eiserne Spiere, welche er — zufällig — in der Hand gehalten hatte, über Bord schleuderte, und dann seinen bewußtlosen Kapitän aufhob, um ihn in die eigene Koje hinunterzutragen. Alles mitten in der stürmischen Nacht, und ohne Zeugen; nur eine einzige dunkle Gestalt war flüchtig an ihm vorübergehuscht, und dieser eine Zeuge hätte bestätigen können —

Was?

Klaus Brook drehte sich auf seinem Lager um und mit dem Gesicht gegen die Wand. Es war ihm unheimlich, in das Zimmer zu blicken mit seinen unbeleuchteten Ecken und den Anzeichen des Verfalls. Aber dann mußte er sich abermals umwenden, denn er hatte das sonderbare Gefühl, daß sein eigener Hinterkopf jetzt ungedeckt sei, und man hatte Beispiele, daß Leute im Schlaf durch einen Schlag von hinten ermordet wurden, sonderlich in Gasthäusern zweifelhaften Ranges.

Warum war er auch in diesen alten Bau gegangen, wo ähnliche Dinge bereits geschehen waren, und wo überall die Ratten nagten, als ob sie es nicht erwarten könnten, über einen Todten herzufallen. —

Das Licht war ausgebrannt und erlosch schwelend; Klaus Brook lag mit offenen Augen in dem dunklen Raum und wendete seine Gedanken einem anderen, nicht minder ge-

heimnißvollen Vorgang zu, dessen Fäden ebenfalls an jene Sturmnacht anknüpften, um dann in einen unentwirrbaren Knoten zu verlaufen.

„Morgen," sagte er leise, „morgen muß sich die Lösung finden."

— — — — — — — — — — — —

Wie ein graues Gespenst kam dieser ersehnte Morgen herangeschlichen.

Mitten im Sommer hatte Hamburg ein trübes Regen- und Nebelkleid angezogen, und der Wind, welcher über die Elbe hereinstrich, durchschauerte die Glieder mit frostigem Hauch.

Man vermochte kaum von einer Straßenseite bis zur anderen zu blicken, und der schwarze Kohlenrauch schwebte so dicht über dem Erdboden, daß auch eine sorgenfreie Brust den Versuch aufgab, in gewohnter Weise aufzuathmen.

Es war ein Wetter zur Vornahme trüber Geschäfte, und das alte, schwarze, zugige Gewölbe hinter der Synagoge, in welchem der Gerichtsvollzieher Mahlmann seine Pfandkammer eingerichtet hatte, entsprach in den Vormittagsstunden dieses Tages seiner Bestimmung noch vollständiger, als es an den sonnigsten der Sommertage schon der Fall zu sein pflegte.

Der Gerichtsvollzieher hatte nicht ohne Absicht diese Gegend zur Abwickelung seiner Versteigerungsgeschäfte gewählt, denn seine Kundschaft bestand zum großen und größten Theile aus kleinen Händlern, die in der Umgegend wohnten.

Seit den letzten Tagen hatte in der hierfür bestimmten Spalte der „Hamburger Nachrichten" der Versteigerungstermin in Sachen Jürgens contra Stuhr's Erben mit fettgedruckter Schrift gestanden, und es war infolge dessen eine größere Anzahl Kauflustiger erschienen, denn man war der Ansicht, daß die Hinterlassenschaft eines Kapitäns

der bekannten Rhederei Leu & Sohn nicht aus gänzlich werthlosem Trödel bestehen würde.

In dem großen, einige Fuß unter dem Straßendamm liegenden Gewölbe, das vielleicht vor Jahren einem stolzen Kaufherrn zum Lagern seiner kostbaren Waaren gedient haben mochte, drängte und stieß sich die bunte Versammlung.

Es war eine wenig Vertrauen erweckende Gesellschaft; Alle trugen gleichmäßig in ihren Zügen die Spuren des täglichen Schachers um Plunder und mit Plunder; da waren Augen, die mit einem argwöhnischen Blick die geheimsten Schäden einer abgegriffenen Waare fast prophetisch zu erspähen verstanden, und da waren Hände, die mit gleichem Geschick den Schaden übertünchten; da waren Lippen, die bei jedem Einkauf von Schmähreden übersprudelten, die selbst den Kohinur der britischen Krone für böhmisch Glas erklärt hätten, Lippen, die bei dem Verkauf von einem Stoffe priesen, daß er „ewig halte, und nachher noch zu Unterfutter verwandt werden könne" — sie waren Alle erschienen, die fledermausartigen Bewohner jener engen, düsteren, muffigen Gewölbe, in denen die nackte Armuth einen Fetzen für ihre Blöße erschachert, und sie betrachteten sich gegenseitig mit argwöhnischen Blicken, ob auch Jeder von ihnen zünftig sei, und kein „Treiber" darunter, der die Preise verderben könnte.

Nur Einer von den Anwesenden unterschied sich von den Uebrigen; es war eine alte, schlicht und sauber gekleidete Frau, die etwas abseits auf einem umgestürzten Korbe saß und mit den zitternden Fingern einige kleine Silbermünzen in die hohle Hand zählte.

Es war die alte Stine, die nach Elsa's heimlichem Fortgang eine andere Wohnung bezogen und in der Zeitung von der Versteigerung gelesen hatte.

Es ging ihr nur knapp, aber sie war doch hergekommen, um für ein paar armselige Groschen irgend eine Kleinigkeit

von den Sachen ihres alten Herrn zu erstehen, die sie als Andenken bewahren, und vielleicht für Jemand anders aufheben wollte.

Endlich erschien auch der Gerichtsvollzieher Mahlmann, die Pfandkammer wurde geöffnet, und die Versteigerung begann.

Jürgens selbst, der natürlich nicht fehlte, bot nicht mit. Er stand abseits, die offene Schreibtafel in der Hand, und notirte sich die einzelnen Gebote; aber er that es offenbar nur infolge einer alten Gewohnheit und ohne sonderliches Interesse; dann klappte er plötzlich das Notizbuch zu, reckte den Hals und drängte sich vor.

„Eine alte Seemannskiste mit Inhalt!" hatte der Gerichtsvollzieher gerufen.

Da stand sie inmitten des freien Raumes auf dem Auktionstisch. Ein roh zusammengefügtes Ding mit bunter, verblaßter Malerei, abgestoßen und vom Holzwurm durchbohrt. Sie mochte manche Reise mitgemacht und vielleicht schon dem jungen Topgast als Behälter für seine wenigen Sachen gedient haben, nun war sie seit Jahren außer Dienst gesetzt und von Spinngeweben umsponnen.

Sie war kaum als Brennholz zu benutzen, und der Inhalt?

„Was ist darin?" frug Einer aus dem Haufen.

Mahlmann hob den Deckel auf und durchwühlte flüchtig den Inhalt.

„Alte Matrosenkleider und ein paar Bücher," sagte er. „Lumpen, weiter nichts. Wer bietet?"

„Fief Mark vertein! Dat is genug för de Lumpen!" schrie eine Stimme aus dem Haufen.

Alles belachte den alten Hamburger Witz. Fünf Mark und vierzehn Schillinge Hamburger Banko mußte in alten Zeiten von den Nachtschwärmern als Schlafgeld bezahlt werden, wenn sie wegen Lärm und Trunkenheit in's Polizei-

gewahrsam, in den sogenannten „Bullenstall“ gesperrt wurden.

Darauf spielte die Bemerkung an, aber der Gerichtsvollzieher hatte keine Zeit, darauf einzugehen.

Er blickte auf seine Uhr und sagte ungeduldig: „Laßt die Dummheiten, Leute, wir müssen vorwärts. Wer bietet ernstlich?“

„Fünfzig Mark!“ sagte plötzlich eine breite, gelassene Stimme am Eingange des Gewölbes.

Alles fuhr mit dem Kopfe herum und starrte den seltsamen Kauz an, der soeben ein Gebot abgegeben hatte, das in diesen Kreisen, und zumal für diese Sache, wie ein Hohn klang, und jedenfalls als unerhört bezeichnet werden mußte.

Ein neuer Witz konnte das nicht sein, denn die Summe lautete auf gangbare Münze und verpflichtete demnach den Bieter; es brach sich deshalb eine andere Meinung Bahn.

„De Kierl is dull.“

„Ne, he is besapen.*)

„Bringt dat Swien**) na'n Swienmarkt hin!“ johlte ein Dritter in der Melodie des bekannten Gassenhauers.

Klaus Brook — denn das war der plötzlich aufgetauchte Liebhaber der „alten Seemannskiste“ — biß sich auf die Lippen, als er die Bemerkungen hörte.

Er war keineswegs betrunken, wie man anzunehmen schien, sondern im Gegentheil nach der schlecht verbrachten Nacht sehr nüchtern, aber er sah ein, daß er mit dem auffallend hohen Gebot Verdacht erregt und eine Dummheit begangen hatte.

Er hielt es daher für das Beste, die aufgedrungene Rolle fortzuspielen, und als der Gerichtsvollzieher, welcher

---

*) Betrunken.

**) Schwein.

ebenfalls stutzig geworden war, kurz und scharf nach seinem Namen frug, nannte er ihn zwar, fügte aber sogleich mit einem Anflug gekünstelter Lustigkeit hinzu: „Bin ein guter Freund von der alten Haut gewesen — von dem Stuhr, meine ich, Gentlemen — möchte ein Andenken haben für die Uhrkette, ha, ha, ha; hübsches Ding das, he? Ein bischen theuer, freilich, aber wenn man die Heuer für eine Fahrt in der Tasche hat —"

Der Argwohn, daß in jener Kiste ungeahnte Reichthümer stecken möchten, war zerstreut, man kannte die grenzenlose Verschwendungssucht der Seeleute, wenn sie nach einer Fahrt das Land betreten, und ärgerte sich höchstens, daß Jürgens so unverhofft einen Gewinn machen sollte.

Mahlmann hob in der Erwartung sofortigen Zuschlags seinen Hammer und rief: „Fünfzig zum Ersten!"

„Ich gebe zehn mehr!" sagte eine heisere Stimme.

Klaus Brook zog die Fäuste aus der Tasche und riß die Augen auf. Dicht an seiner Seite stand die hagere Gestalt des alten Jürgens, vorgebeugt, zitternd vor Aufregung, fast einer sprungbereiten Tigerkatze zu vergleichen.

Die würdige Korona erhob ein freudenreiches Gejohl.

Mutter Stine bog auf ihrem Korbe den Kopf vor und lauschte.

Der Steuermann drehte sich um und spuckte aus.

„Was ist das für ein Ziegenbock, der da meckert?" sagte er mit dem Bestreben, seine Unruhe unter der Maske der Grobheit zu verdecken. „Wer untersteht sich, Klaus Brook die Freude an einem kleinen Andenken zu verderben? Ei Du verdammte Wucherseele, Du willst wohl hier den Treiber spielen? Heda, Mann des Gesetzes, siebenzig Märker zum Ersten, zum Andern und zum Dritten, oder die Haifische sollen mich fressen!"

„Achtzig!"

„Neunzig, goddam!“

„Hundert!“

Die Gebote waren so rasch aufeinander gefolgt, daß Keiner recht Zeit gefunden hatte, sich die Situation klar zu machen.

Den Meisten stand das Bild von zwei wüthenden Hunden vor Augen, die sich ineinander verbissen haben und nun nicht mehr loszukommen vermögen; der Gegenstand des Streites, der abgenagte Knochen ist vergessen, es geht um's Fell.

Das kam hundertmal vor bei solchen Gelegenheiten, und es war ein Hauptspaß, hinterdrein das verdutzte Gesicht des Siegers zu betrachten.

Die zunächst Stehenden hetzten, aber es schien, als ob der Spaß schon ein Ende haben sollte.

Klaus Brook war zurückgetreten und hatte die Fäuste trotzig in den Taschen versenkt.

Seine Lippen waren fest zusammengepreßt, kein Laut kam mehr über sie, aber der Blick, mit dem er die schmächtige Gestalt des Händlers maß, verhieß nichts Gutes.

Das waren nicht die Augen eines Mannes, der eine Sache zu kaufen gedenkt. —

Inzwischen fiel der Hammer, und die Auktion war zu Ende. Jenes viel umstrittene Stück, das alte werthlose Gerümpel, hatte den Schluß gebildet, und die Käufer verliefen sich ebenso rasch, wie sie gekommen waren.

Auch Klaus Brook hatte sich entfernt, und Heinrich Jürgens stand allein in dem Gewölbe neben seinem theuer erworbenen Schatz. Er nahm einen alten Strick aus der Tasche, umschnürte damit sorgfältig die Kiste und machte den Versuch, sie auf seine zusammengebogenen Schultern zu heben.

Es wollte nicht recht gelingen, und nun fielen seine suchenden Augen auf die alte Frau, welche soeben als die

Letzte der Fortgehenden unter den Ausgang des Gewölbes trat.

Bei seiner einmaligen Anwesenheit in der Wohnung des Kapitäns hatte Jürgens seine Aufmerksamkeit zu sehr auf andere Dinge gerichtet, als daß er sich die Züge der schlichten Frau hätte merken können; er erkannte sie zum Mindesten nicht wieder und sagte mit seiner Freundlichkeit, die ihm geringen Leuten gegenüber jederzeit zu Gebote stand: „Wollen Sie ein gutes Werk thun, und mir die schwere Kiste heben helfen?“

Stine Petersen zögerte einen Augenblick, dann kehrte sie um und trat dicht vor den Alten hin, so dicht, daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurückwich und die Hand ausstreckte, als wenn er einen Angriff von dem schwachen Weibe fürchtete.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Jürgens?“ sagte sie ruhig und in hochdeutscher Sprache, als wenn es ihr leid thäte, diesem Manne gegenüber in heimathlichen Lauten zu reden. „Sie kennen mich wohl nicht mehr, aber ich kenne Sie. Es gibt kaum einen Unglücklichen in Hamburg, der Sie nicht kennen thäte, und es ist wohl Mancher von der Lombardbrücke in die Alster gesprungen, der noch zu allerletzt Ihren Namen genannt hat. Nicht, daß er Sie damit hätte segnen wollen, Herr Jürgens — nein, ganz gewiß nicht! Ich bin die Haushälterin gewesen von dem Manne, dessen sauer erworbenes Hab und Gut Sie soeben verschacherten, und ich habe lange Jahre Mutterstelle vertreten an dem jungen Mädchen, welches durch Ihre Hartherzigkeit in die weite Welt getrieben wurde. Gott weiß es, wohin, und auf welche Wege. Aber er weiß es ganz gewiß, und er wird es Ihnen dermaleinst in die Ohren rufen, wenn Sie auch hinaus müssen aus Ihrem Hause, ich will nicht sagen, wohin. Und nun schleppen Sie da die letzte Habe eines Todten in Ihre Höhle, und

ich soll Ihnen dabei helfen, weil sie Ihnen zu schwer dünkt. Das glaube ich gern, Herr Jürgens, denn in der Kiste da stecken wohl nur alte Kleider und dergleichen Dinge, aber es sind Zeugen einer ehrlichen harten Arbeit, und wenn Sie in den Taschen noch einen Hamburger Schilling finden, dann ist es ein ehrlich erworbener Schilling. Sie werden vielleicht einen Thaler daraus machen, Herr Jürgens, denn man sagt, daß Sie die Kunst verständen, aber der Thaler soll Ihnen auch schwer werden. — Und nun gehen Sie man hin. Ich habe mein Lebtag nicht geflucht, denn ich bin kein Mannskerl, aber wenn ich Ihnen wünsche, Herr Jürgens, daß Sie keine Nacht mehr schlafen mögen, und daß die Gestalten von Ihren Opfern um Ihr Bett stehen, und daß Sie nach der Polizei schreien müssen, wo Ihnen doch kein Konstabler 'was helfen kann — dann ist es kein Fluch, Herr Jürgens, sondern nur ein Gebet um Gerechtigkeit!"

Die Alte hatte ihre Hände nicht aufgehoben, sie hatte ganz ruhig dagestanden und ganz gelassen gesprochen, und nun ging sie.

Aber Jürgens hatte das Gefühl, als ob er einen Schlag in das Gesicht erhalten hätte.

Er war daran gewöhnt, Klagen, Bitten und Vorwürfe zu hören; es war ihm nichts Neues, geballte Fäuste zu sehen und Schmähreden zu vernehmen; gegen das Eine gab es Baumwolle für die Ohren, und gegen das Andere den Schutz der Gerichte — gegen diese furchtbare Mahnung an die Stimme des Gewissens aber, an die Stimme der Einsamkeit, an die Strafe Gottes, gab es nichts.

Nichts — nicht einmal das rastlose Schaffen, das hastige Feilschen, das emsige Scharren, denn nach dem Getriebe des Tages kommt die Stille der Nacht.

Jürgens belud sich ächzend mit seiner Last, und schlich durch die Straßen seiner Wohnung zu.

Der feuchte schwere Nebel legte sich auf seine keuchende Lunge, und er mußte husten, aber es war ihm lieb, daß die Gestalten der Menschen wie Schatten an ihm vorüber gingen, dünkte er sich doch selbst wie ein Schemen, der zur Mittagszeit umgeht, statt um Mitternacht.

Ein Konstabler wies ihn mit seiner Bürde vom Bürgersteig auf den Fahrdamm, und er gerieth mehr als einmal in die Gefahr, von den Rädern der Wagen niedergerissen zu werden, aber er murrte nicht, er duckte sich nur zusammen und krallte dabei doch die dürren Hände in den Strick, der sein Eigenthum umschnürt hielt.

So erreichte er endlich schweißtriefend seine Wohnung.

Selbst jetzt, um die Mittagsstunde, war es infolge des Regens und des Nebels so düster in den engen Hinterhöfen der Kleinen Bäckerstraße, daß der Händler die Lampe anzünden mußte, um nicht über das in seinem Zimmer aufgehäufte Gerümpel zu stolpern.

Aber als nun dieser treue Freund seiner stillen Stunden brannte, als Jürgens die gewohnte Flamme über seinen Geschäftsbüchern leuchten sah, und dabei doch das beruhigende Gefühl hatte, daß es draußen nicht Mitternacht sei, sondern die von Menschen belebte Mittagsstunde, da fielen auch wie Schlacken die schlimmen Erinnerungen und Gedanken von seiner Seele, und er machte sich mit zitternder Hast an das Werk, zu dessen Vollendung — nein, zu dessen Beginn er es sich hundert Mark, bare hundert Mark hatte kosten lassen.

Er verhängte sorgfältig die Fenster, verriegelte die Thür und nahm zunächst aus seinem Schreibsekretär jenen geheimnißvollen Zeitungsausschnitt, der in Kapitän Stuhr's Brieftasche gesteckt hatte, um die an dessen Fuße befindliche Bleistiftnotiz zu lesen.

Freilich — der Inhalt dieser halbverwischten und, wie

es den Anschein hatte, vom Seewasser durchtränkten Zeilen war ihm Wort für Wort bekannt; er hätte es aus dem Gedächtniß hersagen können, daß die Bezeichnung eines bestimmten Punktes des ostindischen Archipels in einem gestickten Notizbuche enthalten sei, welches sich wiederum in einer alten Seemannskiste vorfinden sollte; aber gerade dieses Ineinanderlaufen einer bestimmten Spur verlieh ihrem nochmaligen Verfolgen einen eigenthümlichen Reiz. Da stand nun die geheimnißvolle Kiste. — —

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß gerade diese und keine andere gemeint sein mußte, denn die scharfen Augen des Händlers hatten bei Gelegenheit der Pfändung die ganze Wohnung nach Werthgegenständen durchforscht, und gerade dieses eine Stück hatte wegen seiner unscheinbaren Form keine Gnade vor ihnen gefunden, wenn nicht der Gerichtsvollzieher selbst — vielleicht in einer Anwandlung sonderbarer Ahnung — aus eigenem Antrieb sein verschließendes Siegel darauf setzte. Und dieser letzte Umstand war für den gesetzeskundigen Händler ein Trost. Er durfte mit Sicherheit annehmen, daß von dem, damals seinem Werthe nach unbekannten Inhalt, kein einziges Stück fehle — diese kleinen unscheinbaren blauen Papierstückchen pflegen ein festerer Riegel zu sein, als das beste Sicherheitsschloß aus der berühmtesten Fabrik.

Vorwärts!

Mit einer hastigen, ungeduldigen Bewegung schlug Jürgens den Deckel der Kiste zurück und griff hinein.

Alte Seemannskleider.

Sie wurden Stück für Stück betastet und dann verächtlich auf den Fußboden geschleudert; sie mochten Zeugen einer arbeitsvollen Vergangenheit sein, die Hand eines Todten mochte sie aufgehäuft haben als Erinnerung an junge, schöne, verflossene Tage — Heinrich Jürgens hatte kaum Zeit, sich mit sentimentalen Gedanken zu befassen,

er hatte sich längst daran gewöhnt, das Alte lediglich nach seinem Werth für die Gegenwart zu schätzen.

Bücher — —

Die suchende, wühlende Hand wurde langsamer, und die Augen größer.

Zunächst kam ein kleines, in Leder gebundenes Buch zum Vorschein; es trug auf seinem Deckel keine Stickerei, und wurde nach flüchtiger Betrachtung bei Seite geworfen — es war ein Gesangbuch.

Dann griff Jürgens tiefer auf den Boden der Kiste.

Es war nur noch ein einziges Buch vorhanden — sonst nichts, und als er auch dieses aufschlug und an das Licht der Lampe hob, da zitterten seine blassen Lippen.

Dann lachte er gellend auf, tastete noch einmal in die Kiste, fuhr mit der flachen Hand durch die Luft und murmelte: „Nichts — gar nichts!“

Das letzte Buch, welches diese räuberische Hand unter den Zeugen der Vergangenheit hervorzerrte, war die Heilige Schrift, ein abgegriffenes, zerlesenes und vom häufigen Gebrauch unscheinbar gewordenes Exemplar. Sonst war nichts mehr in der so theuer erkauften Kiste.

Und während die Lampe aus Mangel an Nahrung knisternd erlosch, und das Licht des Tages durch den Nebel und Regen und die umbauten Höfe nicht hereinzubringen vermochte, saß der einsame Mann zusammengekauert auf dem Fußboden des finsteren Gemaches, und lauschte auf das Rieseln der Tropfen an der Dachrinne, auf jenes eintönige Geräusch, das so entsetzlich klingt, wenn der Flitter des Lebens abfällt, und die Gedanken an das Ende ihren Einzug halten.

Fünftes Kapitel.

In den ersten Tagen des August fuhr der um 11 Uhr 30 Minuten Vormittags von Danzig nach Berlin fällige

Zug in die weite Halle des Stettiner Bahnhofs in Berlin ein.

Unter den aussteigenden Passagieren befand sich ein etwa dreißigjähriger Mann, dessen von der Sonne tiefgebräunte Züge, dessen von Staub und Kohlenruß bedeckte Kleider eine weite Reise verriethen, der aber dennoch nicht das geringste Gepäck mit sich führte, und die Hände in den Taschen, scheinbar planlos dem Menschenstrom folgte, und die um ihn schwirrenden Rufe der Droschkenkutscher und Gepäckträger mit der vollkommensten Verachtung strafte.

Er trug einen leichten, etwas mitgenommenen karrirten Anzug, auf dem Kopfe, weit nach hinten gerückt, einen ehemals glänzend gewesenen Cylinderhut, und an den Füßen Schnürschuhe, die vorne röthlich und abgerieben aussahen.

Alles in Allem konnte man weder seiner äußeren Erscheinung, noch dem hageren Gesicht und den unruhig glitzernden Augen sonderliches Vertrauen entgegenbringen, und ein am Ausgange des Bahnhofs stationirter Schutzmann musterte auch den Fremden mit verdächtigen Blicken, ohne sich jedoch von seinem Platze zu rühren.

Der Reisende hatte indessen diesen Blick aufgefangen, er lächelte etwas spöttisch, trat an den Beamten heran, spuckte ungenirt nach beiden Seiten aus, und sagte: „Konstabler, he!“

„Sie wünschen?“

„Ist Renz augenblicklich in Berlin?“

„Nein, der befindet sich auf Reisen; der Cirkus ist geschlossen.“

„Hm — verdammt unangenehm. Good bye!“

Der Schutzmann blickte dem Davonschlendernden eine Weile nach.

„Also ein Künstler“ — murmelte er in den Bart — „na, die Rasse können wir just brauchen, es laufen gerade

genug Pflastertreter in Berlin herum, und in den Taschen scheint er auch nicht übermäßig viel zu haben."

Wenn John Rast — denn dieser war der Angelangte — die letzten Worte dieses Monologs gehört hätte, dann würde er in seiner sorglosen Weise genickt, und die Hände noch tiefer in den Taschen vergraben haben.

Gänzlich ohne Mittel schien er indessen doch nicht zu sein, denn er blieb vor einem Cigarettenautomaten stehen, fischte eine Weile mit Daumen und Zeigefinger in der Westentasche, brachte endlich einen Nickel zum Vorschein, und erstand sich von dem stummen Verkäufer ein Schächtelchen mit vier Cigaretten.

Dann bat er einen eleganten vorübergehenden Herrn um Feuer, ließ sich am Pappelplatz auf einer Bank nieder und streckte rauchend die Beine weit von sich.

Es hatte den Anschein, als ob er eigens aus dem ostindischen Archipel auf einem erklecklichen Umwege nach Berlin gekommen sei, um dort schlechten türkischen Tabak in die Luft zu blasen, und die Glocken der Elisabethkirche, welche jetzt eben die Stunde verkündeten, über sich läuten zu lassen.

Am entgegengesetzten Ende der Bank hatte ein Pennbruder Platz genommen. John Rast drehte den Kopf ein wenig über die Schulter, und sagte: „Schöne Stadt, das, euer Berlin; pflegt man hier um zwölf Uhr zu Mittag zu essen?"

„Wenn man den nöthigen Mammon hat, Männeken, dann allerwegens;" entgegnete der Gefragte; „aber det hapert bisweilen mit die Gröschkens."

„Richtig, da hapert's. Können Sie mir vielleicht sagen, wo man Arbeit findet?"

Die Frage klang ironisch, und wurde auch so aufgefaßt. Der Mann lachte, und nickte nach dem Nordwesten der Stadt hinüber.

„Uf Plötzensee*) allenfalls. Aber Sie müssen sich erst dort in die geschlossene Gesellschaft aufnehmen lassen — det is 'ne feine Jegend.“

Der Amerikaner schien etwas von Berlin zu kennen. Er brach das Gespräch ab, erhob sich und schlenderte langsam nach der gegenüberliegenden, mit bunten Plakaten bedeckten Anschlagsäule hinüber.

Er empfand lebhaften Hunger und hatte sein letztes Nickelstück vielleicht nur ausgegeben, um diesen treuesten Genossen des Menschen über die nächste Stunde hinwegzutäuschen. Von der lähmenden Angst, die einen gänzlich mittellosen Menschen wohl inmitten einer Millionenstadt überkommen mag, spürte er jedoch auch nicht das geringste Anzeichen.

So lange er fest in seinen Schuhen stand, konnte die Sache unmöglich zu Schlimmerem führen, als vielleicht zu einem Abendbrod von Berliner Luft, und einem Nachtlager bei „Mutter Grün“.

Vielleicht —

Die lebhaften Augen John Rast's überflogen die verschiedenen Plakate auf der Säule; sie enthielten zumeist nur Anzeigen von Vergnügungen, nur Lockmittel für Leute, die Geld besitzen; das Metall selbst liegt vielleicht auf der Straße, aber man muß die Hände aus den Taschen nehmen und sich darnach bücken.

Der frühere Cirkuskünstler that keines von beiden, und er wußte sicherlich in diesem Augenblick ganz genau, warum.

Er las langsam und gründlich einen Zettel nach dem anderen durch, dann stutzte er plötzlich, schüttelte den Kopf, spuckte aus und dachte nach.

„Lorm — Jakob Lorm? Wer war denn das noch?

---

*) Beim Plötzensee, nördlich von dem Stadttheil Moabit, liegt das große Berliner Strafgefängniß.

Richtig, nun tagt es!“ John Rast mußte lächeln, und es war fast ein wehmüthiges Lächeln, soweit diese hartgesottene Natur noch Anwandlungen von Sentimentalität empfinden konnte.

Er dachte an seine glücklichste Zeit, als er vor ungefähr neun bis zehn Jahren bei Renz als Trapezkünstler arbeitete.

Damals war Jakob Lorm Clown gewesen, und zwar einer von den besten, dessen mimische Talente nicht nur von der Gallerie und dem Sonntagspublikum mit Beifall gelohnt wurden. Er hatte sich natürlich Jacques de Lorm genannt, aber auch dieser Künstleradel hatte ihn nicht auf der Höhe der Situation zu halten vermocht. Bei einem Salto mortale war er unglücklich gestürzt, und hatte sich durch Verrenkung des Oberschenkels eine Verkürzung des Beines zugezogen, die ihn für die fernere Ausübung seines luftigen Berufs untauglich machte.

Wie es den Anschein hatte, nicht zu seinem Nachtheil, denn jetzt prangte sein in's Bürgerliche zurückübersetzter Name mit dem Zusatz „Schauspieldirektor“ an der Spitze eines mächtigen rothen Zettels, der für den nächsten Abend „Richard III.“ ankündigte, und an seinem Fuße neben einem Stern den Namen des Direktors als Träger der Titelrolle bezeichnete.

John Rast mußte abermals lächeln.

„Alte gute Seele,“ sagte er leise, „der hinkende Britenkönig wird wohl Deine richtige Leibrolle sein, Du brauchst Dich wenigstens nicht zu verstellen wie bei Vater Renz, wo Du der melancholischeste aller Spaßmacher warst!“

Inzwischen hatte er seinen Entschluß gefaßt.

Er trat nach einigen vergeblichen Versuchen, aus der anderen Westentasche ebenfalls einen Nickel hervorzuzaubern, in den nächsten Cigarrenladen und bat um das Adreßbuch; man gab es ihm auch, und da stand dann

richtig der Name „Jakob Lorm, Schauspieldirektor, Demminerstraße 15, III." Rast entsann sich nicht dieser Gegend, sie mußte sehr weit nach „draußen" liegen, und der freundliche Händler bestätigte ihm auf sein Befragen, daß es „so ungefähr uff'm Nordpol" wäre, und daß es sich empfehlen würde, mit einer Droschke zweeter Jüte hinauszujondeln.

Rast dankte freundlich lächelnd, meinte, daß ein Spaziergang vor dem „Lunch" appetitfördernd sei, und verschwand. —

Die drei Treppen in dem Hause Demminerstraße 15 waren sehr neu, sehr steil und mit großer Raumersparniß gebaut; die Wände schwitzten einen dunstigen Brodem aus, und der Abputz war an vielen Stellen heruntergefallen. Der Amerikaner trocknete sich die glühende Stirn, als er endlich vor dem großmächtigen Porzellanschilde stand, und fluchte allerlei Respektwidriges, aber er schellte doch, wenn auch mit einem leisen zweifelhaften Kopfschütteln.

Der Direktor öffnete ihm eigenhändig.

Er war in einen bunten Schlafrock gewickelt, trug einen türkischen Fez auf dem etwas kahlen Schädel, und verrieth in seinen behaglichen Bewegungen wenig von dem früheren Clown, dem es ein Leichtes gewesen war, seinen Kopf zwischen den Beinen hindurchzustecken.

Seine kleinen Augen musterten den Fremdling etwas argwöhnisch von oben bis unten, wurden aber merklich größer, als dieser seinen Cylinderhut mit einer leichten Bewegung vom Kopf auf die vorgestreckte Fußspitze, und von dort mit großer Präzision auf den im Hausflur stehen- Kleiderständer wippte.

Es war dies jedenfalls eine etwas ungewöhnliche Art der Einführung, aber Jakob Lorm begrüßte die Leistung mit aufrichtigem Respekt und sagte: „Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, Sie sind empfohlen. Bitte näher zu treten."

Rast befolgte die Einladung, und als sie in dem etwas kahlen, aber von der Augustsonne desto heller durchleuchteten Arbeitszimmer des Direktors standen, sagte er mit einem kleinen Anflug von Herzlichkeit: „Well, Jacques de Lorm, da wären wir wieder 'mal auf einem Fleck beisammen! Kennst Du mich denn wirklich nicht mehr, alter Possenreißer?"

Im nächsten Augenblick zappelte „Richard III." an dem Halse seines ehemaligen Genossen.

„John — John!" rief er athemlos. „Bist Du das denn wirklich, geliebte Haut? Natürlich, nach dem famosen Tric mit dem Hut hätte ich ja gar nicht mehr zweifeln dürfen! Freilich, die Kunst, welche ich jetzt betreibe, läßt dergleichen Dinge vergessen, und" — fügte er mit einem Blick auf sein rundes Bäuchlein hinzu — „nachmachen kann ich's Dir nicht mehr. Wo kommst Du her, und womit kann ich Dir dienen?"

„Das Letztere ist leichter zu beantworten," entgegnete Rast trocken. „Deine ‚Kunst' scheint Dir den Luxus des Essens ziemlich ausgiebig zu gestatten; ich habe Hunger."

Jakob Lorm betrachtete den Freund mit theilnehmendem Blick. „Armer Kerl," sagte er dann, „also auf dem Loche wird 'mal wieder gepfiffen. Na, John, wir kennen Alle die Melodie; wir von der Kunst. Zum Sattmachen langt's noch, und vielleicht gibt's auch anderen Rath. Zunächst das Nöthige."

Er schleppte aus dem unteren Schubfach einer Kommode allerlei Eßwaaren und einige Flaschen lau gewordenes Bier herbei, während Rast sich auf dem harten Kanapee niederließ und mit seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit bemerkte: „Immer noch der alte Philosoph und Hypochonder! Goddam, old fellow, solltest Dich 'mal drüben so an die zehn Jahre herumgetrieben haben, da lernt man in seinen Schuhen zu stehen. Heute auf dem Trapez und morgen mit der

Kohlenschippe. Heute Sekt und morgen Wasser. Wir fallen 'mal gelegentlich bei unserer Arbeit, Jakob, aber wir lernen zu fallen, wie die Katzen. Immer auf die Füße. Glaubst Du denn, daß ich die Nase einen Zoll niedriger trage, weil ich Dich heute um ein Mittagessen angehen muß? Was gilt die Wette, bevor diese Augustsonne ihre Schlafkappe angezogen hat, lacht sie mir noch in's Gesicht. Prosit!"

Jakob Lorm schüttelte den dicken rothen Kopf. „Nix Solides, John, nix Solides! Das war schon mein Gedanke, als ich noch bei Renz Grimassen schnitt und Purzelbäume schlug. Der Mensch hat zu viel Knochen im Leibe, wenn da einer bricht, dann kann's alle sein. Ich weiß ein Lied davon zu singen, und Du lernst es auch noch. Ich habe mir sagen lassen, wenn man aus der neuen Welt in die alte zurückkehrt, dann will man sich auf der heimathlichen Erde ein Gut kaufen, oder in der heimathlichen Erde ein Grab. Na, ganz so weit scheint es mit Dir nicht zu sein."

„Nicht ganz, mein Alter. Bevor ich in's Gras beiße, habe ich noch einige Verpflichtungen zu erfüllen, Verpflichtungen ernster und heiliger Natur. Deshalb bin ich hierher gekommen und muß noch weiter —"

„Wohin?"

„Nach Hamburg. Ich habe dort Jemand durchzuprügeln."

Der Direktor lachte. „Gott sei dem Aermsten gnädig, denn Deine Muskeln scheinen mir noch in der gehörigen Verfassung zu sein. Aber wenn Du aus Amerika kommst, dann hast Du, dünkt mich, einen sonderbaren Umweg gewählt."

„Es ist eine merkwürdige Geschichte," sagte Rast nachdenklich. „So ganz direkt komme ich nicht aus Amerika, sondern eigentlich aus Ostindien. Mit dem Trapez wollte es nicht mehr so recht gehen, die Knochen werden zu alt, und da

wollte ich den Indern Einiges von ihren Teufeleien absehen, um es hier hüben zu verwerthen. Well, zuletzt war ich auf Sumatra und schiffte mich von dort auf einem Hamburger Kauffahrer ein, ‚Neptun‘, Kapitän Stuhr.“

„Wie war der Name?“ fuhr Lorm dazwischen.

„Stuhr. Was hast Du?“

„Nichts, nichts. Weiter!“

„Unterwegs starb der Kapitän, oder — na, was weiß ich. Genug, der erste Steuermann übernahm die Führung des Schiffes und lief in Bombay an, um frisch Wasser einzunehmen. Ich war an's Land gegangen, um mir die Kehle 'mal auszuspülen, und wie ich zur festgesetzten Zeit an den Hafen hinunter gehe, ist, hol' mich der Teufel, mein sauberer Schiffsmaat mit seinem Meergott abgesegelt, und ich stehe in meinen letzten Schuhen wie eine Henne, die ihre Küchlein verloren hat. Zum Glück fand sich just ein russischer Kapitän, dessen Koch fortgelaufen war, bei dem ging ich in Heuer, und kochte mich ehrlich bis Petersburg durch. Wenn alle Stricke reißen, dann errichte ich in Berlin eine Volksküche für Speck und Erbsen, aber zuvor muß ich nach Hamburg, um dem schuftigen Steuermann ein's auszuwischen.“

„Sonderbar,“ sagte Jakob Lorm, der nur zerstreut zugehört hatte und jetzt vor sich hinstarrte.

„Findest Du diesen Wunsch sonderbar?“

„Ganz und gar nicht, aber der Name, den Du da vorhin nanntest, fällt mir auf.“

„Wie so?“

„Bei meiner Truppe befand sich während der letzten Wochen ein junges Mädchen, welches den Namen Elsa Stuhr führte. Sie behauptete, aus Hamburg und die Tochter eines auf der Fahrt verunglückten Kapitäns zu sein, und es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß hier ein naher Zusammenhang existirt. Diese junge Dame —“

John Rast war plötzlich aufgesprungen.

Seine sorglose Miene hatte einer sonderbaren athemlosen Spannung Platz gemacht, und er sagte, sich mühsam zur Ruhe zwingend: „Alter Freund, Du hast zwar viel in Deinem Leben gelogen, aber jetzt bitte ich Dich um Wahrheit. Bei Deiner Künstlerehre, ist diese Elsa Stuhr wirklich bei Deiner Truppe, und kann ich sie noch heute sprechen?“

„Nun fängt es bei dem auch an zu rappeln,“ sagte der Direktor seufzend. „Ist denn das Mädel eine Hexe, daß die Mannsen ihr allesammt nachlaufen? Nein, Freund John, ich weiß nicht, was Du mit der Kleinen willst, aber vorführen kann ich sie Dir leider nicht, alldieweil sie sich vor ungefähr acht Tagen oder so herum von meinem Unternehmen getrennt hat.“

„Das heißt, Du konntest sie vermuthlich nicht verwenden?“

„Es kommt ungefähr darauf hinaus. Siehst Du, mein Junge, das ist mit der Bühne genau dasselbe, wie mit der Manège, nur noch schlimmer. Wenn Einer 'mal einen Gaul reiten kann, ohne darauf zu hängen, wie die Feuerzange auf der Katz', dann kommt er natürlich zu Renz, oder Salamonsky, und will zwölftausend Mark Gage haben, und wenn Einer oder Eine den Taucher von Schillern deklamiren kann, ohne sich zu schneuzen, dann kommen sie — na ja, meinetwegen zu mir. Ich will mich damit nicht just den großen Theatern gleichstellen, weil ich vorhin von Renz sprach, aber was Besseres als 'ne Schmiere hab' ich doch. Ein Vorstadttheater an dem Vinetaplatze, Donner und Doria, das ist auch noch keine Pappe. Na, und da —“

„Wurde die junge Dame ausgepfiffen, nicht wahr?“

„Dieses just nicht, aber ihre Talente lagen mehr im Gesang. Du lieber Gott, eine Chansonettensängerin kann ich mir nicht halten, und Gage wollte und mußte sie gleich

von Anfang an haben, denn sie kam hier an, so arm wie eine Kirchenmaus."

„So arm —" wiederholte Rast leise.

„Sie schüttete mir ihr Herz aus. Es war ihr miserabel gegangen; der Vater plötzlich todt, die Sachen von einem Wucherer gepfändet. Kaum die Fähnlein auf dem Leibe hatte sie, und ein paar Andenken vom Vater —"

„Andenken — hm, verflucht unpraktisch."

„Wie die Weiber sind. Man hätte mitheulen mögen, wie sie von ihrem Vater redete, und dabei ein altes Notizbuch küßte, das sie ihm selbst gearbeitet hatte —"

„Stopp," sagte John Rast, plötzlich aufspringend, „Dir geht der Gaul durch, mein Lieber. Die Andenken dieser jungen Dame interessiren mich sehr wenig, aber sie selbst desto mehr. Warum, das kann ich Dir vorläufig nicht erklären, wäre auch ein zu langes Garn. Wo ist sie jetzt?"

„Weiß ich nicht genau. So ungefähr da, wo Du herkommst, das heißt an der russischen Grenze. Sie hat sich einer Sängergesellschaft angeschlossen, die eine Reise nach dem Osten der Monarchie machen wollte. Eine ganz anständige Truppe, meist verheirathete Leute, aber power — power. — Ja, wenn ich gewußt hätte, was ich jetzt weiß —"

„Was weißt Du denn?"

„Daß in Hamburg Jemand lebt, der sich für das Mädchen verwenden möchte. Du scheinst ja diese Neigung zu theilen, vielleicht interessirt Dich auch der Brief, den ich gestern erhielt."

Jakob Lorm holte aus der unerschöpflichen Kommode ein Schreiben und reichte es seinem Gaste hinüber.

Der Inhalt dieses Schreibens lautete folgendermaßen:

„Hamburg, den 1. August.

Sehr geehrter Herr!

Vor einigen Wochen verschwand plötzlich aus Hamburg eine junge Dame, Namens Elsa Stuhr, an deren Schicksal

ich den lebhaftesten Antheil nehme. Meine Nachforschungen begannen bei einer früheren Dienerin des jungen Mädchens, welche mich wiederum an eine gewisse Helene Johannsen verwies, die vor einigen Jahren bei Ihrer Gesellschaft thätig gewesen sein soll. Diese theilte mir mit, daß Fräulein Stuhr sich nach Berlin gewandt, und wahrscheinlich den Versuch gemacht habe, unter Ihrer Leitung die schauspielerische Laufbahn einzuschlagen. Sollte diese letztere Voraussetzung auf Wahrheit beruhen, so würden Sie mich durch eine Bestätigung derselben verbinden. Veränderte Verhältnisse lassen es mir wünschenswerth erscheinen, die junge Dame einem ihrer Vergangenheit besser entsprechenden Lebenskreise zurückzugeben, und ich bin Willens, sowie pekuniär in der Lage, Ihnen jeden materiellen Schaden, welcher durch eine vorzeitige Auflösung des Engagements entstehen sollte, in der liberalsten Weise zu ersetzen. Es bedarf nur der Bezeichnung einer Summe, um diesen Punkt in der für Sie günstigsten Weise zu erledigen. Sollte die junge Dame nicht, oder nicht mehr bei Ihnen sein, so ist es Ihnen doch vielleicht möglich, ihren derzeitigen Aufenthaltsort zu ermitteln, und ich würde auch in diesem Falle meinen Dank auf angemessene Weise bethätigen.

In der Erwartung Ihrer geschätzten Antwort bin ich mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Franz Leu, in Firma Leu & Sohn."

John Rast hatte den Brief zu Ende gelesen und legte ihn auf den Tisch.

Der würdige Direktor blickte ihn an und fragte: „Nun, was sagst Du dazu?"

„Well, der Mann gefällt mir. Wenn er jung ist, was ich trotz des kühlen Styls halb und halb vermuthe, dann will er das Mädel heirathen. Und er ist verflucht praktisch, wie alle Hamburger, denn er spielt statt Coeurdame Treffas

aus, nämlich die Geldkarte. Ich kalkulire, Jakob, daß Dir da ein kleiner Goldfisch durch's Netz gegangen ist. Hab' ich Recht?"

Der Schauspieldirektor nickte trübselig. „Ich glaube, Du hast Recht, mein Junge. Das hätte ein Geschäftchen werden können, besser als fünfzig Vorstellungen, bei denen doch — Gott sei's geklagt — manchmal wenig genug herausspringt. Aber wer kann denn Alles ahnen! — Was gibt's?"

John Rast hatte den Rest des schal gewordenen Biers hinuntergestürzt und schüttelte sich.

„Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul," sagte er, „aber das da ist ein schauderhaftes Gesöff. Würde es Dich nicht geniren, Jakob, wenn Du statt dessen jeden Tag Sekt trinken könntest?"

„Nein, gewiß nicht, aber —"

„Kein Aber — würdest Du, frage ich weiter, geneigt sein, für diese Aussicht ein Anlagekapital von sechzig Pfennigen à fonds perdu zu zahlen?"

„Bist Du toll?"

„Nein; antworte, denn mir steht diese Summe augenblicklich nicht zur Verfügung."

„Nun denn, selbstverständlich ja."

„Well; dann telegraphire sofort an Deinen hanseatischen Nabob, daß er zu einer Unterredung nach Berlin kommen soll. Wenn er zusagt, kann Hamburg mir vorläufig gestohlen werden, ich ändere meinen Kurs und segle unter einer neuen Flagge. — Und dann habe die Güte, mir zehn Mark zu borgen."

Sechstes Kapitel.

Heinrich Jürgens saß noch lange neben der ausgepackten Kiste und zwischen den auf der Erde verstreuten alten Klei-

dern wie ein Träumender, und tastete nur von Zeit zu Zeit nach seiner mit kaltem Schweiß bedeckten Stirn.

Es mußte eine gewaltige, glänzende Hoffnung in ihm vernichtet worden sein, denn wenn er sich auch sagen mußte, daß die hundert Mark, welche er für eine erhoffte Sache ausgegeben hatte, auf die Straße geworfen seien, so war doch dieser Verlust nicht groß genug, um ihn an und für sich auf diese seltsame und unnatürliche Weise erschüttern zu können. Es kam wohl noch ein Anderes hinzu.

Die ungewohnte schwere Last, welche er auf dem langen Wege von dem Auktionsgewölbe bis in die Kleine Bäckerstraße auf seinen Schultern schleppte, hatte seine Lungen ungewöhnlich erhitzt, und die naßkalte Nebelluft war ihm wie ein Alp auf die Brust gefallen.

Er vermochte kaum zu athmen; dabei fühlte er ein heftiges Stechen in der Seite und ein bohrendes Klopfen in der glühenden Stirn, so daß in dem grauen Dämmerlicht des öden Gemachs die Gegenstände um ihn zu schwanken, und die Wände zu kreisen begannen.

Jürgens war ungeachtet seines hageren, gebrechlichen Leibes niemals ernstlich krank gewesen, er kannte nicht jenes in der Einsamkeit doppelt entsetzliche Gefühl körperlicher Ohnmacht, und er fürchtete sich vor der Krankheit, weil man ihm gesagt hatte, daß ihr erstes Erscheinen in vorgerücktem Alter häufig ein Vorbote des Todes sei.

Er fürchtete sich entsetzlich vor dem Sterben.

Ungeachtet er sich niemals mit den Dingen jenseits des Grabes beschäftigt hatte, oder vielleicht eben deswegen.

Sie konnten vorhanden sein, oder sie konnten es auch nicht, aber jedenfalls gab es drüben kein Hasten nach Erwerb, und wenn man dort ein Leben lebte, dann mußte es eine traurige, und vielleicht auch ein furchtbare Erinnerung sein, die sich wie ein Schatten an den schattenhaften Körper heftet.

Waren doch schon die stillen beschaulichen Stunden in diesem Dasein manchmal von solchen Erinnerungen gepeinigt, trotzdem die Seele noch Vorsätze zu fassen im Stande war, deren nebelhafte Gestalt freilich in der nächsten Minute zerflatterte.

„Es wird eine Erkältung sein," sagte Jürgens ganz laut, als wenn er mit einem Anwesenden redete, und gleichsam, um sich zu überzeugen, daß die Gedanken ihm noch nicht versagten und daß die Stimme noch den Gedanken gehorsam sei. „Es wird eine Erkältung sein, wie sie jeden Tag kommen und zu jeder Stunde wieder gehen kann. Warum sollte es mehr sein? Ist doch mein Vater achtzig Jahre und meine Mutter fünfundsiebenzig geworden."

Er schleppte sich mühsam an das Fenster und zerrte die Vorhänge auseinander.

Nebel — nichts als Nebel war draußen zu erblicken.

Die Feuchtigkeit hatte abermals — zum wieviel tausendsten Male vergeblich? — die schwarze Kruste von Kohlenstaub an den fensterlos aufragenden Hintermauern der Häuser gelöst, und in langen Streifen rieselte die zähe Masse langsam herunter, um sich mit dem düsteren, glanzlosen, dampfenden Schlammwasser des Fleets zu verbinden. Es war ein trauriger Läuterungsprozeß, ähnlich jenem seelischen, den ein zum Tode verurtheilter Verbrecher durchmacht, wenn der Nebel des Todes über ihn hinzieht und auch eine Kruste von seinem Herzen lösen mag.

Morsches Gebälk kommt zum Vorschein, bröckelnder Mörtel, verwittertes Gestein.

Aber Heinrich Jürgens war noch kein zum Tode verurtheilter Verbrecher. Ein Verbrecher vielleicht, aber noch in der Gnadeninstanz.

„Es ist häßlich," sagte er zurücktretend, „und es kann nicht gesund sein. Ich werde das Geschäft aufgeben und hinausziehen vor die Stadt. Ich werde mein Geld zu

fünf Prozent oder zu sechs Prozent anlegen und in die Wohlthätigkeitslisten obenan unter die Namen der Herren Senatoren den meinen schreiben. — O, mein Kopf! Ist es mir doch, als wenn ich Feuer in dem Gehirn hätte und Eis in den Gebeinen. — Kathrin, wo bist Du?"

Die Gerufene kam und erschrak, als sie durch den Schleier ihrer Augen das verstörte Gesicht des alten Mannes erblickte.

Sie brachte ihn in das Bett, und er ließ Alles mit sich geschehen wie ein willenloses Kind. Aber als sie dann etwas von einem typhösen Fieber murmelte und von dem Arzte, da richtete er sich unwirsch aus den Kissen in die Höhe.

„Narrheit, was redest Du von einem Fieber? Bin ich denn wie ein Riese, daß ich nicht einmal Kopfweh haben kann ohne das? Bin ich nicht ein alter gebrechlicher Mann? Was sage ich, alt! Nein, ich bin nicht alt und nicht gebrechlich, ich habe Thorheit geredet!"

Dann blickte er wieder starr vor sich hin und zählte an seinen Fingern.

„Fünfzig — sechzig — siebzig. Wie sie bieten, als ob das Geld vom Himmel fiele, wie der Regen! Kathrin, thue die Vorhänge zurück, daß ich sehen kann, ob es noch immer regnet, oder ob das Licht endlich durch die Nacht brechen will."

„Ich höre den Regen auf den Dächern rauschen," sagte die alte Frau.

Es war eine seltsame Verwirrung über den fiebernden Mann gekommen. Die Gedanken, welche durch seinen Kopf flutheten, und denen er in abgebrochener, murmelnder Rede Ausdruck gab, waren nicht Zeugen eines irrsinnigen Wahnes, wie das blutüberfüllte Gehirn ihn auch der unschuldigsten Seele vorgaukelt, sondern sie waren Spiegelbilder eines freudlosen, mühevollen, dann verfluchten, und zuletzt ver-

einsamten Lebens, welches sich in einem Zeitraum von sechzig Jahren von den unendlich traurigen Winkeln des Gängeviertels bis in die fast ebenso düsteren Höfe der Bäckerstraße fortgesponnen hatte.

Und wenn auf die Nachtseite des menschlichen Lebens immer noch einzelne Thaten eigener oder fremder Liebe einen freundlichen Schimmer werfen, so hatte es fast den Anschein, als ob über dieser Nacht niemals ein Stern geleuchtet habe, als ob sie finsterer geworden sei, als die Finsterniß selbst.

O ja, die Sterne waren wohl vorhanden gewesen, denn sie sind überall, aber Jürgens' eigene Hand, und vielleicht noch mehr die Hand eines sozialen Dämons hatte sie mit Wolken umbaut, und nun klagte der Alte den Himmel an, der doch über den Wolken steht.

„Geh, und laß mich allein," gebot er endlich seiner Haushälterin, „ich will versuchen zu schlafen, das wird mich gesund machen." —

Heinrich Jürgens war allein.

Noch einmal stiegen seine irrlichternden Gedanken in die Tiefe, und hafteten an einem geheimnißvollen Vorgang, der die letzten Tage und Nächte hindurch unausgesetzt sein Hirn mit wahnsinniger Spannung gemartert und umschmeichelt hatte. An einem Geheimniß, in dessen ausschließlichem Besitz er sich befand, oder zum Mindesten zu sein wähnte. In eine wirkliche, von Menschenfuß noch niemals betretene Tiefe stiegen sie hinab, und sahen in seltsam grünlichem, dem Dunkel des Erdenschoßes fremden Licht etwas Liebliches, Lockendes, Bestrickendes. —

Daneben Bilder des Entsetzens. — —

Jürgens sah diese Bilder allmälig zerrinnen, und mit ihnen zerrann auch sein Denken. Was da aber über ihn geschlichen kam, das konnte der Schlaf sein oder der Tod, vielleicht auch der eine in dem andern.

Er schloß die Augen, und legte sich auf die Seite, mit dem Gesicht nach der Wand. Es ist jene übereinstimmende Bewegung bei Einschlafenden und bei Sterbenden, sie kehren der Welt den Rücken zu, und nehmen von ihr Abschied; die Einen auf Stunden, die Anderen auf ewig — die Einen mit einem Seufzer der Befriedigung, die Anderen mit einem gleichen der Resignation.

— — — — — — — — — — — —

Nach einer Weile öffnete der Wucherer die Augen wiederum und blickte um sich.

Die gewöhnliche Art, auf welche er das that, und die verhältnißmäßig gleiche Umgebung überzeugten ihn alsbald, daß er sich noch in seinem Leibe befinde. Daß er nicht etwa gestorben sei und nun an einem Orte aufwache, der jedenfalls wegen seiner Unbekanntschaft und wegen der Unkenntniß dessen, was nun kommen werde, unheimlich und entsetzlich wirken mußte.

Er lag noch in seinem Bette, aber die Zeit und Einiges in seiner Umgebung schien dennoch eine unerwartete Veränderung erfahren zu haben.

Als er einschlief, oder in einen Zustand der Ohnmacht verfiel, war es ein, wenn auch trüber und nebelreicher Nachmittag gewesen, dessen natürliches Licht in doppelt und dreifacher Verringerung über die benachbarten Dächer und Mauern hereinschlich.

Jetzt brannte eine verschleierte Nachtlampe am Kopfende des Bettes, und dieser Umstand war um so merkwürdiger, als der sparsame Mann gar nicht eine solche besaß.

Sie mußte demnach inzwischen angeschafft worden sein. —

Neben der Nachtlampe stand eine Medicinflasche mit Etikette, es war also auch ein Arzt geholt worden, der Arzt hatte ein Rezept verschrieben, und das letztere war in die Apotheke geschafft worden.

Seltsam genug, denn dergleichen erfordert doch immerhin einige Zeit. Da hing auch die Taschenuhr am Ständer.

Jürgens vermochte ganz gut den Kopf zu wenden, er fühlte sich wohl schwach, aber er empfand keine Schmerzen mehr und keine Beschwerden. Die Zeiger der Uhr wiesen auf halb Zwölf, es mußte demnach Mitternacht nahe sein.

Und nun kam das Seltsamste.

Grade gegenüber dem Bette hing an der Wand ein Abreißkalender, und die weithin leuchtende Zahl desselben zeigte bereits das Datum des folgenden Tages.

Sollte es denn wirklich möglich sein, daß jener bleischwere Schlaf bis in den nächsten Tag und diesen hindurch gedauert hatte?

Ja, es war aber kein Schlaf gewesen, sondern eine wilde, unheimliche Fieberphantasie.

Der Kranke glaubte sich jetzt zu entsinnen, daß seine Gedanken sich auf einer tollen, wirren Reise befunden hatten, daß er, von Schatten und Dämonen gehetzt, alle Stationen seines Lebens durchwandert, alle Schrecken der Nachtseiten seines Lebens durchkostet hatte. Wenn es ihm dann gewesen war, als ob eine unbarmherzige Hand ihn niederdrückte, dann mußte es die Hand seiner Wärterin gewesen sein, die ihn hinderte, aus dem Bett zu springen.

Der Alte war allein. Neben seinem Bette stand ein alter Lehnstuhl, auf dem eine ebenso alte zerrissene Decke lag; vielleicht hatte Kathrin bis vor wenigen Stunden auf diesem Stuhle gesessen und gewacht, und sie hatte jetzt erst ihr eigenes Lager aufgesucht, nachdem die Fieberphantasie des Kranken in einen ruhigen Schlaf der Genesung übergegangen war.

Denn der alte Mann fühlte sich genesen.

Er verspürte Hunger und Durst und grollte darüber, daß man ihn in hilfloser Lage allein gelassen hatte, und dieser undankbare, selbstsüchtige Zorn war das erste

Zeichen seiner wiederkehrenden Lebenskraft, zugleich aber einer grausigen Angst vor abermaligem Rückfall. Dann überkamen ihn die Gedanken an sein Geld.

Wie ein tröstlicher, lindernder Balsam legten sie sich ihm auf die müde Stirn, und flüsterten in sein aufmerksam lauschendes Ohr, daß er noch Jahre, vielleicht lange Jahre hindurch sich des goldenen Klanges seiner Schätze und ihrer Vermehrung erfreuen werde; denn ein Körper, der jenem ersten furchtbaren Ansturm der tückischen Krankheit widerstanden hatte, dieser Körper war sicherlich dazu angethan, seinen Besitzer bis in das späteste Alter zu tragen. —

In dem Schlafzimmer, wo Jürgens lag, stand ein alter wurmstichiger Schrank, in welchem der alte Wucherer sein Geld und seine Werthpapiere sorgfältig aufzuheben pflegte.

Er hatte sich, obgleich diese morschen Bretter sein Glück bargen, niemals entschließen können, einen feuer- und diebsfesten Geldschrank an deren Stelle zu setzen, und er war sich überdies instinktiv bewußt, daß die Hand eines Räubers sich nur über seine Leiche nach jenem Heiligthum werde ausstrecken können.

Um aber auch der Möglichkeit, im Schlafe bestohlen zu werden, vorzubeugen, hatte er den Zugang zu diesem Schranke durch allerlei altes Gerümpel, zerbrochenes Geschirr, Eisenstücke, leere Flaschen und Aehnliches dermaßen verbaut, daß es für ihn selbst einer mühsamen Arbeit bedurfte, um bis an das Schlüsselloch zu gelangen, und daß schon jede Erschütterung der morschen Dielen ein Klirren und Klappern hervorrief, dessen wohlbekannter Ton bis in die tiefsten Tiefen des Schlafes hineinklang.

Auf diese aus Angst und Mißtrauen geborene sinnreiche Einrichtung fiel das Auge des alten Mannes, als er, den Kopf in die Hand gestützt, den öden und düster beleuchteten Raum seines Schlafzimmers überblickte und dabei an dem

lauten Ticken der Uhr die ungeheuere Stille der Nacht abmaß. —

Er hatte niemals sonderlich darüber nachgedacht, wie einsam und verlassen seine Wohnung eigentlich lag, daß sich in dem ganzen, zum Theil als Lagerplatz benutzten Hinterhause nur zwei Menschen befanden, und daß er der Eine dieser Beiden sei, während der Andere kaum gerechnet werden durfte.

Jürgens begann plötzlich eine ganz seltsame Angst zu empfinden. Sie knüpfte sich nicht an einen besonderen Vorgang und an eine bestimmte Person; sie war auch nicht der augenblickliche Ausdruck eines schlechten Gewissens, sondern ihr Ursprung war vielmehr in dem Umstande zu suchen, daß der Tod mit seiner Hand diese Stätte gestreift, daß er den Lebensschein ihres Besitzers prolongirt, und ihm dadurch einen unermeßlichen und unersetzlichen Werth verliehen hatte. —

So lange diese Hand noch nicht ein Mene Tekel an die Wand unserer Behausung geschrieben hat, sind wir sorglose Verschwender, aber wenn nur der Schatten ihres Fingers sich zeigte, werden wir Geizhälse.

Der alte Mann fühlte, daß es eine vielleicht gerechte, aber furchtbare Ironie des Schicksals sein müßte, wenn er jetzt, gerade jetzt aus der neuen Fülle des Daseins abgerufen werden sollte, und obgleich es nur ein thörichter Gedanke zu sein schien, so begann er dennoch zu zittern.

Was war denn das?

Es war doch unmöglich, daß die heftigen Schläge seines Herzens eine Erschütterung hervorrufen konnten, die das leicht und lose zusammengebaute Gerümpel vor dem Schranke leise zusammenklingen ließ?

Es war doch ein Wahnsinn, an Geisterhände zu glauben, und dennoch schien es, als ob sich Alles regte, als ob von den schwankenden morschen Bohlen der Diele ein Zittern

fortlaufe bis an die Schwelle der geschlossenenen Kammerthür, hinter welcher sein Arbeitszimmer lag.

Und nun vernahm der angstvoll lauschende Mann hinter dieser Thür ein leises, ganz leises Knacken und Knistern, als wenn Ratten in alten Papieren wühlen.

Der Wucherer fühlte, daß der kalte Schweiß ihm aus allen Poren brach, und daß sich jedes einzelne seiner spärlichen grauen Haare langsam hob; er wollte schreien, und vermochte keinen Laut aus der Kehle zu bringen; endlich raffte er sich auf, sprang mit gleichen Füßen aus dem Bett und riß die Decke mit sich.

(Fortsetzung folgt.)

Katz und Maus.

Erzählung aus der Zeit des alten Konstanz.

Von M. Barack.

Mit Illustrationen von G. A. Kloß.

(Nachdruck verboten.)

1.

Wo sich heutzutage rings um die uralte Bodenseestadt Konstanz die Eisenbahnlinie mit dem Bahnhof, auf der Kreuzlinger Seite die Schwedenstraße und die Werkhofgasse und endlich noch nach der Brüel zu „obere und untere Laube" hinziehen, da befand sich im 14. Jahrhundert die Stadtmauer mit dem vorliegenden, die Stadt auf der Landseite vom Rauneggthurm bis zum Schottenfriedhof am Rhein sichernden Weber- und Hirschgraben, welch' letzterer die selbstständig befestigte Brüel und das „Paradies" von der eigentlichen Stadt vollständig trennte. Sowohl die Stadtmauer als auch die Gräben sind verschwunden. Im Interesse der Stadterweiterung wurden die letzteren trocken gelegt und ausgefüllt, die Stadtmauer aber mit fast allen Thor- und Brückenthürmen niedergelegt.

Nur einige wenige Thürme stehen noch und erinnern an die Zeit, in welcher das alte Konstanz eine der bedeutendsten Städte im Südwesten des deutschen Reiches war. Sie erinnern an seinen einstigen Glanz, Reichthum und nicht zum Wenigsten an die Tapferkeit der Bürgerschaft

in der siegreichen Vertheidigung ihrer Stadt gegen die belagernden Heere der Spanier und Schweden. Sie wecken aber auch die Erinnerung an die Kämpfe, welche innerhalb der Stadt selbst von Bürgern gegen Bürger geführt wurden, an die Empörungen der Zünfte gegen die Geschlechter. Gegen diese, die im 14. Jahrhundert noch gleichsam erblich den Besitz der städtischen Aemter und Würden innehatten, standen die Zünfte wiederholt — im Ganzen viermal — auf, um wenigstens einen Antheil am Regimente zu erlangen. In die Zeit des ersten dieser Aufstände fällt unsere nachfolgende Erzählung.

* * *

Am 24. Juli des Jahres 1341 ging es hoch her im „Rosgarten", dem Zunft- und Trinkhaus der Metzger, oder „der Maus", wie es die Patrizier spottweise als Gegensatz zu ihrem „Katze" genannten Gesellschaftshaus in der Amlungsgasse *) hießen. Ein Angehöriger der Zunft, Jörg Kettenacker, ein seiner Bravheit und Tüchtigkeit wegen allgemein beliebter junger Meister, feierte daselbst seine Hochzeit mit der ebenso schönen als ehr- und tugendsamen Jungfrau Martha Hux, der Tochter des reichen und im höchsten Ansehen stehenden Handelsherrn Reinhold Hux. Die freudigste Theilnahme aller Zunftgenossen gab sich darum kund, denn man wußte es ja: die Heirath des schönen jungen Paares bildete den glücklichen Abschluß ihres mehrjährigen treuen Liebesbündnisses, das — wie Herr Reinhold scherzweise sagte — die Feuerprobe bestanden hatte. Dies war eine Anspielung auf die beim jüngsten Brande in der Niederburg **) durch Jörg glücklich voll-

*) Diesen Namen hatte damals die heutige Sammlungsgasse. Das Haus „Zur alten Katze" steht noch. Die in ihm befindliche Schmiede heißt deshalb „die Katzenschmiede".

**) Ehemaliger Name des ältesten Stadttheils mit der St. Johannskirche.

brachte Rettung Martha's aus dem verzehrenden Element, dem damals das Haus des Handelsherrn mit einem großen Theil des Stadttheils zum Opfer gefallen war. Die Dankbarkeit gegen den Lebensretter seines einzigen Kindes hatte den seit lange schon verwittweten Vater auch bestimmt, den Liebenden endlich seine Einwilligung zur Vermählung zu ertheilen, die er ihnen zwei Jahre lang beharrlich verweigert hatte.

Dies war aber nicht etwa aus Laune geschehen, nein, Herr Reinhold hatte seine guten Gründe dafür: Jörg zählte als Handwerker zu den Hörigen, während er selbst den eine Art von Mittelstand zwischen Geschlechtern und Hörigen bildenden sogenannten Mediokren*) angehörte. Dieses Umstandes wegen hatte der Handelsherr gezögert, den Liebenden seinen Segen zu ertheilen. In begreiflicher und darum verzeihlicher Eitelkeit hätte er es lieber gesehen, wenn seine einzige Erbin, statt einen Rückschritt unter die Hörigen zu machen, ihre Hand einem der vielen Bewerber aus der Reihe der Geschlechter gereicht hätte.

Aber Martha blieb fest in ihrer Liebe zu dem Nachbarsohne und schließlich trug ihre Standhaftigkeit den Sieg über des Vaters Bedenken davon, und heute endlich hatte der Pfarrer von St. Johann die Hände der beiden Liebenden zum Ehebunde vereinigt.

Selstverständlich wurde in der Stadt viel geredet über das auffällige Vorkommniß der Vermählung einer der reichsten Erbinnen mit einem Hörigen. Manche zwar aus dem Stande der Mediokren schüttelten die Köpfe und wunderten sich, daß Herr Hux seine Einwilligung zu dieser unpassenden Ehe gegeben habe, Andere aber freuten sich im Stillen, daß „der fette Bissen" von keinem Patrizier-

---

*) Zu ihnen zählten die Handelsherren und Großkaufleute, sowie die Inhaber von Kunstwerkstätten.

sohne weggeschnappt worden war. In geradezu boshafter und neidiger Weise dagegen sprachen über das Ereigniß die Patrizier, und unter diesen vor Allen die weitverzweigte Familie der Bettminger. Man wußte auch recht gut, weshalb: es war ja allgemein bekannt, daß außer den Junkern Kaspar Mundprat, Moritz Harter und Thomas Promberger der Sohn des damaligen Bürgermeisters, der junge leichtfertige Ulrich Bettminger, um die Hand der schönen Erbin geworben und gleich Jenen einen Korb erhalten hatte.

Der Bürgermeister Luitfried Bettminger, der seinen durch die verschwenderische Lebensweise Ulrich's heruntergekommenen Finanzen mittelst dessen Verheirathung mit der Tochter des reichen Handelsherrn wieder aufzuhelfen gehofft hatte, war daher ganz besonders erbost über den wackeren Herrn Reinhold. Er nannte ihn im Gespräch nur „den alten Esel“, und in ähnlicher Weise machten auch die Seinigen ihrem Aerger über die Vereitelung ihrer Wünsche Luft. Nur Junker Ulrich selbst ließ sich seinen Verdruß nicht anmerken: er wollte etwas Besseres thun als schimpfen, er wollte sich rächen an ihr, die ihn verschmäht, und an ihm, der den Sieg über ihn davongetragen.

Am Abend, während in der „Maus“ die Geigen und Klarinetten zum lustigen Tanze der fröhlichen Hochzeitsgäste erklangen, ging Junker Ulrich in die „Katz“, wo er gewiß war, einige Freunde zu treffen, die ihm ohne Zweifel gerne Beistand bei dem geplanten Rachewerk leisten würden. Und er täuschte sich nicht. Aus dem großen, die ganze Länge des Hauses durchlaufenden Saale des oberen Stockwerks tönte ihm das laute Lachen fröhlicher Zecher entgegen. Es waren, wie er erwartet hatte, die gewöhnlichen Genossen seiner Gelage, die obgenannten Junker Mundprat, Harter und Promberger, ferner zwei seiner Vettern, Thomas und Konrad Bettminger, ein Junker

Joachim Precht und endlich noch der seiner „Leibesstärke“ — er hatte nämlich um den Leib gemessen einen Umfang von mehr als drei Ellen — und seines Riesendurstes wegen bekannte und berühmte Junker Hans Betz,



der witzige und immer betrunkene Konstanzer Fallstaff. An ihrem gewöhnlichen Zechtisch hinter ihren riesigen, wappengeschmückten Krügen und Pokalen sitzend, harrten sie schon seit einer Stunde ihres erwarteten Genossen und vertrieben sich inzwischen die Zeit mit Trinken und Belachen der Späße des heute außergewöhnlich gut aufgelegten Junkers Hans.

Bei Ulrich's Eintritt war der allgemeine Jubel ganz

besonders groß, denn Hans hatte gerade einen Witz auf dessen Kosten gerissen.

„Hoho!" rief Joachim Precht, der den Eintretenden zuerst gewahrte, den laut Lachenden zu, „schweigt Alle still: da ist er selbst! — Uli," wandte er sich sodann mit komischem Ernst an den endlich erschienenen Zechgenossen, „da komm' her und sag', ob's wahr ist, was der Dicke von Dir behauptet hat!"

„Wenn's der Dicke gesagt hat," rief Junker Ulrich mürrisch, „dann braucht ihr mich doch nicht erst zu fragen: der lügt ja immer!"

Alles lachte. Hans Betz aber kniff pfiffig ein Auge zu und erwiederte schlagfertig: „Nun, dann weißt Du ja auch, was Du davon zu halten hast, wenn ich jetzt zu Dir sage: Willkommen, Du braver, ehrenwerther Junker!"

Schallendes Gelächter beantwortete diesen neuen Witz des lustigen Kumpans, in welches miteinzustimmen Ulrich für das Klügste hielt.

„Aber," rief er endlich mit schlecht verhehltem Aerger, „was hat denn das faule Stinkthier von mir gesagt, kurz bevor ich eintrat?"

„Willst Du dies durchaus wissen, strebsamster aller Katzenjungen?" fragte der Dicke.

„Natürlich, wie könnte ich sonst beweisen, daß Du ein Lügner bist!"

„Nun so sag's ihm, Jochem Precht!"

Mit unverhehlter Freude begann der Aufgeforderte unter allgemeinem Beifall seinen Bericht: „Er hat behauptet, Du wollest aus Verdruß darüber, daß Dein Schatz am heutigen Tage Hochzeit mit einem Anderen hält, nach Bezahlung aller Deiner Schulden Mönch werden und die Gelübde ablegen."

Eine wahre Lachsalve der fröhlichen Zecher folgte dieser Erklärung. Junker Ulrich aber wurde roth vor Zorn und

entgegnete, um seinen Unmuth zu verbergen, anscheinend eingehend auf den Scherz: „Diesmal hat das Lügenmaul wahr gesprochen!“

Wieder lachte Alles. Junker Hans aber rief: „Nun seht ihr doch, daß er lügt, nicht ich, denn eher wollte ich den Bodensee aussaufen — vorausgesetzt, daß statt Wasser Wein drin wäre — als daß er im Stande wäre, seine Schulden zu bezahlen!“

Ulrich Bettminger schwoll die Zornader auf der Stirn. Doch der Dicke war einmal im Zuge und fuhr fort: „Auch daß er Mönch werden will, ist offenbar verlogen, denn als solcher könnte er ja seine Hosen nicht mehr versaufen, da die Mönche keine tragen!“

Jetzt kannte der Jubel der Zechenden keine Grenzen mehr, denn es ging das allgemein geglaubte Gerücht, daß Junker Ulrich eines Tages von einem Wirth in Lindau, dem er die Zeche nicht zahlen konnte, die Hosen ausgezogen worden seien, damit er ihm nicht entrinne. Es ist darum auch begreiflich, daß die verhaltene Wuth des Verhöhnten nach dieser bissigen Bemerkung des witzigen Dicken zum Ausbruch kam. Mit einem Fluche sprang er auf und griff zur Wehre.

Die Anderen fielen ihm in den Arm und suchten ihn zu begütigen. Hans Betz aber mochte einsehen, daß er zu weit gegangen war und suchte nunmehr einzulenken. „He, Bruderherz,“ rief er, „bist Du heute mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gestiegen, daß Du einen Scherz Deiner Freunde nicht mehr vertragen kannst? Dann solltest Du in Wahrheit unter die Mönche gehen.“

Einigermaßen beschämt ließ Ulrich den bereits erfaßten Schwertgriff wieder los, aber seine Augen sprühten noch immer Zornesblitze nach dem Spötter, und mürrisch rief er ihm zu: „Es ist ein Unterschied zwischen Scherz und Scherz; der Deinige ist plump und beleidigend!“

„Und Dein Stinkthier? Dein Lügenmaul?“ entgegnete der Dicke lachend. „Waren dies vielleicht ehrende Redensarten? — Bah, sei kein Hansnarr!“ fügte er bei, indem er ihm seinen riesigen Krug zum Trinken hinreckte. „Da, ersäufe allen Groll, setz' Dich her zu uns und sei der Alte wieder!“

Es war unmöglich, dem treuherzigen Wesen des im Grunde genommen gutmüthigen Schlemmers zu widerstehen; auch Ulrich's Zorn schwand unter den begütigenden Worten des lustigen Freundes. Er ergriff den frischgefüllten Krug, setzte ihn an die Lippen und leerte ihn unter dem Beifallslachen seiner Zechgenossen bis zum letzten Tropfen. Aufathmend gab er sodann das riesige Gefäß dem etwas verdutzt über diese Leistung dreinblickenden Eigenthümer zurück und sagte spöttisch lachend: „Da, Dicker, dies ist meine Rache und Deine Strafe!“

„Alle Wetter!“ erwiederte Junker Hans, indem er fast wehmüthig in den Hohlraum seines Kruges blickte. „Der Kerl kann's, bei Gott, noch besser als ich: eine wohlgemessene Maß Malvasier auf einen Zug! Hör' Du, Du kannst Dich um's Geld sehen lassen! — Aber so ist's recht,“ fuhr er darauf, mit dem Deckel klappernd, fort, um den Wirth zum Wiederfüllen seines Trinkgefäßes zu veranlassen, „dies beweist mir, daß Du nicht untröstlich bist über den Verlust des Mädels, das so dumm war, einen hörigen Metzger dem besten Trinker der guten Stadt Konstanz vorzuziehen!“

„Hoho!“ rief Ulrich Bettminger, dem der so rasch und im Unmaß genossene starke Wein anfing zu Kopfe zu steigen, „untröstlich bin ich auch nicht, schon deshalb nicht, weil ich Leidensgenossen habe! Nicht wahr, Harter, Mundprat und Promberger!“ fügte er laut lachend bei, „untröstlich sind wir Alle nicht — aber ich will euch sagen, was ich bin: rachedurstig bin ich!“

„Na, was den Durst betrifft, den könntest Du gestillt haben!“ warf Junker Hans mit einem Blick auf seinen inzwischen wiedergefüllten Krug ein.

Ulrich belachte gleich seinen Freunden den Witz des Dicken und rief: „Du könntest Recht haben, wenn Malvasier wie Rache schmeckte! Nach dem Wein, den ich getrunken, möchte ich auch Rache trinken — und ihr sollt mir helfen dabei. Wollt ihr?“

„Warum nicht!“ riefen Alle mit Ausnahme von Hans Betz.

„Offen gestanden — mir ist Malvasier lieber!“ sprach dieser. „Doch laß hören, was Du vorhast!“

„Ja, laß hören, laß hören!“

Ulrich nahm erst einen Schluck aus dem Kruge, welchen der Wirth vor ihn auf den Tisch gesetzt hatte, und begann sodann: „Ihr wißt, es gehört zu unseren Gerechtsamen: ‚Wenn ein Höriger oder Unfreier sich unterfängt, einem von den Geschlechtern gewaltthätig zu begegnen, ihn thätlich anzugreifen mit oder ohne Waffen, ihn am Leibe zu verletzen durch Hieb, Stoß oder jede andere Weise, so soll er gethürmt oder geblockt*) und je nach Umständen an Leib und Leben gestraft werden.‘“

„Ganz recht!“ riefen die übermüthigen, mehr oder weniger trunkenen Patriziersöhne.

Nur Hans Betz schüttelte den Kopf und rief: „Nein, nicht ganz recht, denn Uli hat etwas Wesentliches in der citirten Satzung vergessen. Die angeführten Strafen treffen den Unfreien nämlich nur dann, wenn er sich nicht

---

*) In den „Thurm“ (Gefängniß) gesetzt und in den „Block“ gelegt werden. Die letztere Strafe bestand darin, daß Hände und Beine eines Sträflings solcherweise in der „Block“ genannten Maschine eingeklemmt wurden, daß er sie nicht gebrauchen konnte und zusammengekrümmt an der Erde sitzen mußte.

in gerechter Nothwehr befand. So will es das gemeine Recht, wie ich es einst studirte!"

„Das heißt: wie Du es studiren solltest," unterbrach ihn Junker Mundprat lachend, „denn das Trinken war Dir allezeit lieber!"

„Wird zugegeben, Kaspar, es war und ist mir bis zum heutigen Tage das liebste!" erwiederte der dicke Hans, indem er seinen Krug ergriff und einige mächtige Züge daraus that. „Was aber das Studiren des gemeinen Rechtes betrifft," fuhr er hierauf, seinen Krug wieder niedersetzend, fort, „so kann ich nur sagen: es war nicht viel, aber etwas bleibt immer haften. — Doch sprich weiter, Uli, weshalb citirtest Du die Satzung?"

„Weil ich mit euch hinübergehen will in die ‚Maus', um die Hochzeitsfreude ein wenig zu stören!"

„Hoho! Wie das?" riefen die Genossen.

„Merkt ihr's noch nicht? Wohl, ich will's euch sagen. Wir gehen hinüber, als ob wir das Hochzeitspaar beehren und Glückwünsche darbringen wollten. Einmal dort, wird mir's ein Leichtes sein, mit dem Bräutigam Händel anzufangen und ihn mit eurem Beistand tüchtig durchzubläuen. Setzt er sich dann zur Wehre, wie ich hoffe, so mag's ja geschehen, daß ihm mein Degen durch die Rippen fährt oder andernfalls, wenn er mir gewaltthätig begegnet, und mich auch nur im Geringsten am Leibe verletzt, so werde ich's unschwer von meinem Vater, dem Bürgermeister, erreichen, daß der freche Hörige heute Nacht noch in's Stockhaus kommt. Was sagt ihr zu dem Plänchen?"

„Hei! Gut ersonnen!" jubelten die trunkenen Junker, besonders die drei abgewiesenen Freier der jungen Frau, welchen durch Ulrich's niederträchtiges Vorhaben die Möglichkeit winkte, in wohlfeiler Weise mitgerächt zu werden.

Der dicke ehemalige Rechtsbeflissene aber schüttelte aber-

mals den Kopf. „Nein, nicht gut ersonnen, nach meiner Meinung,“ sagte er, „denn wenn Uli Bettminger mit dem Bräutigam Händel anfängt, dann befindet sich dieser in gerechter Nothwehr und wird nach dem Gesetze nicht bestraft.“

„Hoho!“ fiel ihm Ulrich in's Wort, „das werd' ich schon so einzurichten wissen, daß er der Angreifer ist, und zudem,“ fügte er höhnisch lachend hinzu, „hat das Recht, wenn es sich um einen zwischen einem Patrizier und einem Hörigen anhängigen Fall handelt, eine wächserne Nase. Mein Alter wird sie schon zu unseren Gunsten zu drehen wissen.“

Die Gesellen lachten. „Das meinen auch wir!“ riefen sie.

Hans Betz fuhr fort den Kopf zu schütteln. „Die Sache hat noch einen Haken,“ meinte er. „Die, welche mit Jörg Kettenacker anbinden wollen, müssen andere Kerle sein, als ihr seid, denn leicht könnte es geschehen, daß ihr die Gebläuten wäret!“

„Warum nicht gar!“ schrien die übermüthigen Junker. „Sind wir nicht zu Acht und wohlbewaffnet?!“

„Mit Verlaub, nein!“ entgegnete Junker Hans, indem er sich gemächlich in seinen Stuhl zurücklehnte. „Ihr seid nur eurer Sieben, denn was mich betrifft, so gilt für mich das gute Sprichwort: ‚Wer sich unter die Kleie mischt, den fressen die Schweine.‘ Zudem ist Raufen schon lange nicht mehr meine Sache!“

„Wie? Bist Du zu feig, ein Schwert zu ziehen?“ schrie der trunkene Ulrich.

„Nein, Freundchen,“ antwortete Hans Betz, indem er anfing, die Daumen seiner über dem mächtigen Leibe zusammengelegten Hände umeinander zu drehen, „aber — zu dick, viel zu dick!“

Dies war ein allerdings nicht zu widerlegender Grund

für des Junkers Unfähigkeit, sich in Streithändel einzulassen. Ulrich Bettminger verzichtete deshalb auch auf dessen Mithilfe und wendete sich an seine übrigen Zechgenossen. „Aber ihr,“ fragte er, „wie steht's mit euch? Wollt ihr mir Beistand leisten bei dem Spaß?“

„Natürlich!“ riefen die rauflustigen Gesellen. „Immer sind wir dabei, wo's Händel gibt!“

„So kommt.“

Alle erhoben sich und folgten, nachdem sie ihre Krüge geleert, jubelnd ihrem Kameraden.

Der Dicke sah ihnen unmuthig nach. „Geht, ihr Thoren,“ rief er, „geht und laßt euch bläuen; ihr verdient's nicht besser! So dumm zu sein und — von solchem Weine wegzulaufen!“ sprach er dann, indem er nach seinem Kruge langte und ihn behaglich austrank. „Narren seid ihr Alle — ich bin der einzig Kluge, denn ich bleibe bei dir, mein vielgeliebter Malvasier. — Wirth!“ rief er dann, seinen Monolog beendend, „bring' noch Einen!“

2.

Inzwischen war es flott und lustig hergegangen im Rosgarten, denn die Metzgerzunft war eine der ersten und größten von allen, wie auch ihr Zunfthaus an Größe und Schönheit die der anderen Zünfte und überhaupt alle anderen Gebäulichkeiten des alten Konstanz, insbesondere auch die Katze weit übertraf. Daß die jungen Patrizier in ihrem Neid dem Rosgarten den Spottnamen „die Maus“ gegeben hatten, that dessen Schönheit, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, durchaus keinen Eintrag.

Die Metzger selbst lachten hierüber und vergalten den Spott mit der noch spöttischeren Entgegnung: „In Konstanz frißt nicht die Katze die Maus, sondern die Maus die Katze.“ Hierzu hatten sie im Bewußtsein ihres Reichthums und bei dem stetigen Emporblühen des Handels und der

Gewerbe wohl einige Berechtigung. Sie haßten übrigens die Patrizier wegen deren bei jeglicher Gelegenheit ihnen und den übrigen Zünften gegenüber sich kundgebender Anmaßung, wenngleich sie bei der damals sehr großen Macht der Geschlechter bisher niemals gewagt hatten, diesen ihren Gefühlen offenen Ausdruck zu geben. Ihr Haß schlummerte gleichsam wie der Funke im Stein, und wie es nur des Stahles bedarf, um diesen zu wecken, so bedurfte es bei ihnen nur einer direkt gegen sie oder einen der Ihrigen gerichteten Ungerechtigkeit oder Gewaltthätigkeit, um ihn zum Abschütteln des lange schweigend getragenen Joches zum Ausbruch zu bringen. Inzwischen jedoch, bis zum Eintritt dieses von Vielen heiß ersehnten Augenblicks, benügten sie sich damit, ihrem Haß gegen die herrschenden Geschlechter dadurch Ausdruck zu geben, daß sie bei jeder Gelegenheit, wo sie öffentlich oder als Korporation auftraten, durch größtmögliche Entfaltung von Glanz die vornehmen, aber meist geldarmen Patrizier zu verdunkeln suchten.

Aus diesem letztgenannten Grunde nun wurde die Vermählung Jörg Kettenacker's mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau Martha Hux besonders festlich begangen, denn obwohl Jörg einer der jüngsten der Zunftgenossen war — er zählte kaum fünfundzwanzig Jahre — so war er doch einer der angesehensten unter denselben. Er stand nämlich dem weitaus bedeutendsten Geschäfte in der Niederburg und der ganzen Stadt vor, und war außerdem wegen seiner stattlichen Persönlichkeit und besonders wegen seiner Klugheit und Redlichkeit allgemein geachtet und beliebt. Diesen Gefühlen der Achtung und Zuneigung gaben daher die Zunftgenossen Jörg's an seinem Ehrentage dadurch Ausdruck, daß sie das in ihrem prächtig mit Blumen und Kränzen geschmückten Zunfthause veranstaltete Festmahl nicht nur vollzählig als Korporation mit ihrem Zunftmeister

besuchten, sondern auch dem jungen Ehepaare bei dieser Gelegenheit ein besonderes Ehrengeschenk, bestehend in einem Eimer des besten Seeweins, zustellten. Jörg aber ehrte seinerseits die Geber dadurch, daß er sie sämmtlich mit ihren Hausfrauen, Söhnen und Töchtern zum Festmahle lud und hierbei den Wein ausschenken ließ. Nach dem Mahle aber wurde in dem großen Saale selbst von den jüngeren Festgenossen ein Tanz veranstaltet; nur die älteren Gäste blieben an den Tischen und schmausten und zechten in Gemüthsruhe weiter.

Die Hochzeitsgäste befanden sich schon in sehr gehobener, fröhlicher Stimmung, als das unerwartete Eintreten der Patriziersöhne hierin einen Umschlag hervorbrachte. Zwar war es nichts Ungewöhnliches, vielmehr der Sitte der damaligen Zeit entsprechend, daß bei Hochzeitsfestlichkeiten einzelne Ungeladene erschienen, um den Neuvermählten ihre Glückwünsche auszusprechen, kurze Zeit unter den Festgästen zu verweilen und selbst ein Tänzchen mitzumachen, doch geschah dies gewöhnlich nur von solchen Personen, die in freundschaftlichen oder geschäftlichen Beziehungen zu dem Bräutigam oder der Familie der Braut standen und mit ihrem Kommen die unverkennbare Absicht verbanden, dem jungen Paare eine Ehre zu erweisen. Nichts von alle Dem traf aber diesmal zu. Keiner der sieben Junker war mit Meister Jörg näher bekannt, und was dessen junge Frau betraf, so wußte Jedermann, daß vier von ihnen abgewiesene Freier derselben waren und deshalb wohl kaum freundschaftliche Gesinnungen für sie empfanden. Aus eben diesem Grunde war auch nicht anzunehmen, daß die Junker die Absicht hegen konnten, den Neuvermählten Glückwünsche auszusprechen; es war vielmehr leicht zu errathen, daß sie mit ihrem Kommen irgendwelche schlimme Absicht verbanden, um so mehr, als deutlich zu erkennen war, daß Alle mehr oder weniger betrunken waren.

Lautes Murren ging daher durch den Saal, als die sieben „Gesellen von der Katzenzunft“ lärmend in den Saal traten und mit herausfordernden Blicken die Gesellschaft musterten. Gleichwohl ging ihnen Meister Jörg zu ihrer Begrüßung entgegen, denn er wußte, was schicklich war. Seinen Unwillen überwindend, sprach er deshalb den vorausgehenden Junker Ulrich Bettminger an und dankte ihm für die Ehre, die er und seine Freunde ihm und seiner Neuvermählten durch ihren Besuch erwiesen.

Ein spöttisches Gelächter der sieben Junker beantwortete seine Höflichkeit. Ulrich aber erwiederte höhnisch: „Eine Ehre allerdings, eine sehr große Ehre ist es für Dich, wenn der Sohn des Bürgermeisters mit sechs Abkömmlingen der besten Familien unserer guten Stadt Konstanz Dein Hochzeitsfest verschönert, und es ist mir lieb, daß Du dies einsiehst!“

Jörg Kettenacker biß sich auf die Lippen. Allerdings war es eine Gepflogenheit der Patrizier, Leibeigene und Hörige zu duzen. Dies war jedoch bei Letzeren keineswegs allgemein, sondern nur in einzelnen Fällen und gegenüber von Handwerkern untergeordnetster Art üblich, niemals aber bei dem Eigenthümer eines so bedeutenden Geschäftes, wie das, welches Jörg Kettenacker besaß. Der junge Meister bemerkte jedoch den hohen Grad von Trunkenheit seines Gastes und war darum geneigt, in Anbetracht von dessen verminderter Zurechnungsfähigkeit die ihm zugefügte Beleidigung zu übersehen. Statt dem Junker die verdiente Antwort zu geben, begnügte er sich daher, einen Aufwärter herbeizuwinken, der, ein großes Servirbrett mit gefüllten Pokalen tragend, alsbald herbeikam und diese den Gästen anbot. Aber die Junker wiesen das Getränke zurück, und Ulrich Bettminger rief mit unverkennbar absichtlicher Grobheit dem Bräutigam zu: „Wir sind nicht gekommen, Deinen sauren Wein zu trinken, sondern uns nach unserer

Weise mit den hier anwesenden Metzgerdirnen zu unterhalten."

Jetzt erkannte Jörg die Absicht des Junkers, ihn zu beleidigen und zum Zorn zu reizen. Aber er zwang sich zur Ruhe und erwiederte: „Es steht bei euch, ihr Herren, meinen Wein zu verschmähen, obwohl ihr vielleicht schon schlechteren getrunken habt. Im Uebrigen muß ich euch darauf aufmerksam machen, daß hier nur ehrbare Frauen und Mädchen anwesend sind, nicht aber Dirnen!"

Aber Ulrich nahm die Zurechtweisung übel auf. „Schweig', Dummkopf!" rief er. „Dirnen sind sie Alle, die Mädchen wie die Frauen — auch die Deinige, die zu Dir herabgestiegen ist, nicht ausgenommen!"

Das war zu viel für den bisher so ruhig gebliebenen Meister. Eine ihm selbst zugefügte Beleidigung konnte er übersehen, nicht aber eine solche, die gegen seine junge Frau gerichtet war. Der Junker hatte daher kaum ausgesprochen, als Jörg ihm eine so furchtbare Ohrfeige verabreichte, daß Ulrich kopfüber zu Boden flog. Im Nu waren daraufhin die Klingen der Junker blank und unter dem Angstgeschrei der Frauen drangen sie auf den Unbewehrten ein. Der aber ergriff einen der umherstehenden schweren Eichenstühle und hielt sich damit seine Angreifer vom Leibe. Gleichzeitig stieß er den unter seinen Zunftgenossen üblichen Ruf aus, wenn sie von Gefahr bedroht Hilfe begehrten: „Hie Metzger, auf zu Hauf!"

Ein unbeschreiblicher Tumult entstand alsbald im Saale. Hundert Hände waffneten sich mit Stühlen und anderen Geräthschaften und mit dem lautschallenden Antwortruf: „Metzger, hie, hie, hie!" stürzten die kräftigen Meister und Gesellen von allen Seiten herbei und hageldicht fielen ihre Streiche auf die verblüfften Junker, die ihrerseits nicht ein einziges Mal im Gedränge zu Hieb oder Stoß ausholen konnten. Einen Augenblick später waren die übermüthigen

Patriziersöhne zu Boden geschlagen, entwaffnet und die Klingen ihrer Raufdegen entzweigebrochen. Nochmals einen Augenblick später aber lagen die Herren, von den Fäusten der siegreichen Metzger die Treppe hinabgeschleudert, braun und blau geschlagen auf der Straße.

Mühsam und stöhnend richteten sie sich wieder auf.



Zu ihrem Schaden erkannten sie jetzt die Wahrheit des von ihrem dicken Freunde gesprochenen Wortes, daß diejenigen, welche Metzgergesellen durchbläuen wollten, andere Kerle sein müßten, als sie selbst waren: sie waren die Gebläuten — und wie waren sie's! Kaum zu rühren vermochten sie sich, ohne Schmerz zu empfinden, kaum sich aufrecht zu halten, denn die zerdroschenen Glieder versagten ihnen den Dienst, kaum die Augen zu öffnen, denn stromweise rann das Blut von ihren zerschlagenen Köpfen und verhinderte sie am Sehen!

Und wie schnell war Alles geschehen! Nicht bis auf drei zu zählen wären sie im Stande gewesen von dem Augenblick an, in welchem sie ihre Degen gezogen, bis zu dem, wo sie waffenlos, mit zerfetzten Kleidern und blutend vor der „Maus“ lagen! Es war eine unerhört schmähliche Niederlage, die sie erlitten, und im Stillen that jeder Einzelne für sich das Gelübde, nie mehr mit Metzgern anzubinden.

Das Erste, was die Junker thaten, als sie wieder auf den Beinen standen, war, daß sie ihre Vollzähligkeit prüften. Sie waren nur noch ihrer Fünf. Zwei fehlten: Ulrich Bettminger und Kaspar Mundprat. Der Letztere hatte beim Sturz über die Treppe das Genick gebrochen und lag todt am Fuße derselben. Ulrich aber war im Saale zurückgeblieben, denn der Schlag, mit welchem Jörg Kettenacker ihn getroffen, hatte ihn unter einen Tisch geschleudert, wo er während des allgemeinen Tumultes durch das lang herabhängende Tafeltuch den Blicken seiner Gegner entzogen war. Dieser glückliche Zufall hatte ihn vor dem Schicksal seiner Gefährten bewahrt — dort lag er noch, ohne daß er gewagt hätte, hervorzukriechen: er hatte genug an der einen Ohrfeige.

Diesen Grund des Fehlens ihres Kameraden ahnten jedoch die Genossen seiner Heldenthat nicht; sie vermutheten vielmehr, daß ihr Anführer entweder verwundet oder ebenfalls todt im Saale liege, und dieser Umstand versprach ihnen Rache an ihren Besiegern, an dem verhaßten Jörg Kettenacker und den anderen Gesellen von der Maus, die über die Katz gekommen waren.

So schnell als es ihnen ihrer zerschlagenen Glieder wegen möglich war, machten sie sich auf zu Ulrich's Vater, dem Bürgermeister: er sollte gegen die frechen Metzger, die Patriziersöhne zu prügeln gewagt hatten, kraft seiner Amtsgewalt einschreiten.

Und der Bürgermeister Luitfried Bettminger ließ sich nicht lange bitten. Kaum hatte er vernommen, was den blutüberströmten Junkern im Verein mit seinem vielgeliebten Einzigen im Zunfthaus der Metzger begegnet war, und in welcher Gefahr Ulrich sich noch dort befand, als er sofort die Scharwache aufbot, um an ihrer Spitze persönlich sich in die Maus zu verfügen, seinen Sohn zu befreien und die Verhaftung der frechen Hörigen vorzunehmen, welche den Abkömmling eines der ersten Geschlechter die Treppen herabgestürzt und außerdem den Sohn des Bürgermeisters und andere Patriziersöhne am Leibe zu verletzen gewagt hatten. Die Katze sollte über die Maus kommen!

Eine Viertelstunde später war er mit seinen Söldlingen an Ort und Stelle und verlangte von dem ihn ehrerbietig empfangenden Jörg die Herausgabe seines Sohnes. Der erklärte jedoch ruhig, nicht zu wissen, was aus dem Junker geworden sei: man habe ihn verdientermaßen gleich seinen Begleitern an die Luft gesetzt, doch wohin er sich mit diesen gewendet, sei ihm unbekannt. Da plötzlich kam Ulrich aus seinem Versteck hervor und zieh den Meister in kecker, der Wahrheit hohnsprechender Weise des schnöden Ueberfalls seiner Person und der frechen Mißhandlung seiner Gefährten. Daraufhin erklärte der Bürgermeister, daß infolge dieser Mißhandlung einer der Junker, Kaspar Mundprat, das Leben verloren habe, und befahl die Verhaftung Kettenacker's und sieben anderer Metzger, die Ulrich als Thäter bezeichnet hatte.

Ein Schrei der Angst und Wuth hallte im Saale wider bei dieser Verfügung des Stadtoberhauptes, und während die Frauen — an ihrer Spitze Jörg's Neuvermählte — durch Bitten die Freigabe ihrer Männer zu erlangen suchten, schienen die handfesten Metzger nicht übel Lust zu haben, die Wegführung ihrer Freunde mit Gewalt zu verhindern. Aber Meister Jörg selbst wehrte ihnen.

„Nichts gegen die Obrigkeit!“ rief er ihnen zu. „Wenn es gleiches Recht für Alle gibt in Konstanz, so wird man uns beim Dinggericht freigeben müssen. Sollte dies aber nicht geschehen“ — fuhr er mit erhobener Stimme zu seinen Zunftgenossen gewendet fort — „dann, meine Freunde, zählen wir auf euren Beistand wider Gewalt und Gewalthaber!“

Mit diesen Worten umarmte und küßte er sein unglückliches, in Thränen zerfließendes junges Weib und schritt mit seinen Mitverhafteten inmitten der Häscher aus dem Saale.

So endete der Hochzeitstag Jörg Kettenacker's.

3.

Es wurde in jenen Zeiten, wie allgemein im deutschen Reiche, so auch in der alten Reichs- und Bischofsstadt Konstanz, nicht allzu schnelle Justiz geübt. Gewöhnlich ließ man einen eines Verbrechens Beschuldigten wochen- und monatelang im Gefängniß sitzen, und erst wenn er durch die lange Haft gehörig „mürbe“ geworden war, führte man ihn zur öffentlichen Ding- oder Gerichtsstätte, auf welcher „unter freiem Himmel und an freier Reichsstraße“ über Schuld oder Unschuld des Beklagten entschieden wurde. Handelte es sich hierbei um ein schweres, mit dem Tode bedrohtes Verbrechen, so war im Namen des Kaisers der von ihm bestellte „Blutrichter“, der Gaugraf und Reichsvogt, Vorsitzender des Gerichts. Dieser erwählte aus dem Stande der „Freien“, also der Patrizier, jeweils sieben der angesehensten Bürger als Gerichtsbeisitzer, welche „Recht schaffen oder schöpfen“ mußten und deshalb Schöppen genannt wurden. Kam dagegen nur ein kleineres Verbrechen — damals gab es nämlich nur Verbrechen, keine Vergehen — zur Verhandlung, so führte der bischöfliche Ammann und Stadtvogt den Vorsitz im Gerichte, das ebenfalls öffentlich an

der gleichen Gerichtsstätte stattfand. Diese Stätte befand sich nun in Konstanz seit den ältesten Zeiten am „Oberen Markt", auf dem daselbst befindlichen freien Platze vor dem bischöflichen Stockhause, dem Gefängniß nämlich. Hier wurden auch die ausgesprochenen Strafen vollzogen: die Hinrichtungen mittelst des Beiles und die Ausstellungen an der inmitten des Platzes befindlichen Schandsäule oder dem Pranger.

Nach Ablauf von fast sechs Monaten seit dem Tage der Verhaftung Jörg Kettenacker's und seiner sieben Genossen war nun endlich das Dinggericht zur Aburtheilung derselben am Morgen des 12. Januar 1342 auf dem Oberen Markt zusammenberufen worden. Den Vorsitz über dasselbe hatte der kaiserliche Reichsvogt Jakob v. Höwen zu übernehmen, denn es handelte sich um „das Verbrechen des Mordes an Kaspar Mundprat", also um ein todeswürdiges Verbrechen. Das Gericht war darum ein „Blutgericht". Deß zum Zeichen war auf dem Platze die rothe Blutfahne, das Symbol der kaiserlichen Oberherrlichkeit und der mit ihr verbundenen Rechtsgewalt über Leben und Tod, ausgehängt. Als Schöppen aber hatte der Blutrichter die Patrizier Nikolaus Tritt, Ludwig Mundprat, Bernhardin Schenck, Michael Harter, Georg Schultheiß, Hans Georg Precht und Reinhard Betz — lauter Verwandte oder Freunde der Familie des getödteten Kaspar Mundprat erwählt. Als „Fürsprech" der an ihrem Leibe geschädigten Junker endlich war der berühmteste Rechtsgelehrte der Stadt, der aus einem der ältesten Patriziergeschlechte stammende Herr Thomas Blarer bestellt. Die Führung der Sache war somit nach Ansicht der „Gesellen von der Katze" in den besten Händen.

Inzwischen aber hatten auch die Metzger, und Allen voran die junge Gattin Jörg Kettenacker's, eine ungemeine Thätigkeit entwickelt, um die Freisprechung der Verhafteten

zu erwirken. Nach gemeinschaftlich vorgenommener Berathung hatte Frau Martha die Führung der Sache ihres Gatten und der sieben anderen Metzger einem jungen, dem Stande der Mediokren entstammten Sachwalter Namens Bartholomä Burgthor übergeben, einem Manne von Muth und Unerschrockenheit, dessen feurige Beredtsamkeit ebenso wohlbekannt war, wie sein Haß gegen die anmaßenden Geschlechter. Mit ihm war sie von Haus zu Haus zu allen den Meistern gegangen, die den Kampf der Beklagten gegen die Junker mit angesehen hatten, und stellte durch ihr Zeugniß fest, daß die Junker es waren, die den Streit begannen, und daß Jörg den Ruf um Beistand erst dann ausgestoßen habe, als dieselben mit blanker Waffe auf ihn eindrangen. Auf den Beweis dieser Thatsache, daß Meister Kettenacker sich im Stande der Nothwehr gegen die frechen Patriziersöhne befunden habe, legte der Sachwalter das Hauptgewicht. Er war auch durch die gemachten Erhebungen vollauf befriedigt und deshalb guten Muthes, daß er, gestützt auf diese Zeugenaussagen, die Sache seiner Klienten siegreich durchführen werde.

Frau Martha selbst theilte jedoch nicht vollständig die hoffnungsvolle Zuversicht des Herrn Bartholomä. Der Umstand, daß die sieben Richter Verwandte des Getödteten waren und Freunde der „blauen Katzen", wie der Volkswitz die gebläuten Junker nannte, erregte ihr Mißtrauen. Sie kannte das Sprichwort: „Eine Krähe hackt der andern das Auge nicht aus," und demzufolge war sie darauf gefaßt, daß trotz der vollgiltigsten Beweise für die Schuldlosigkeit der Beklagten und ungeachtet der glänzenden Beredtsamkeit ihres Fürsprechs die Verurtheilung derselben erfolgen werde. Wenn dieser Fall aber mit schnöder Verhöhnung alles Rechts und Rechtsbewußtseins wirklich eintrat, dann war die tapfere Frau zum Aeußersten entschlossen: es sollte geschehen, was Jörg kurz vor seiner

Abführung in's Gefängniß mit seinen letzten Worten angedeutet hatte — es sollte ihm Beistand werden wider Gewalt und Gewalthaber.

Schon lange vor Beginn der Gerichtsverhandlungen hatte sich Alt und Jung in Konstanz aufgemacht, um denselben anzuwohnen und einen möglichst guten Platz zu erhalten, unmittelbar hinter den Ketten, welche die Gerichtsstätte umspannten. Insbesondere die Mitglieder der Zünfte, und unter diesen die der Metzgerzunft, waren fast vollzählig erschienen, zumeist in ihrer Arbeitskleidung, mit ihren weißen Schürzen angethan und ihre scharfen Schlächtermesser in dem am Gürtel hängenden Köcher steckend. Es war ein ungewöhnlich milder Tag, und die dichtgeschaarte Menge ließ sich darum das Warten nicht verdrießen. Die Männer standen und besprachen den Fall und zogen los über die nicht mehr länger zu ertragende Anmaßung der Geschlechter und die mehr und mehr überhand nehmende Frechheit der Junker. Dabei fiel manch' drohendes Wort gegen die Gewalthaber der Stadt, und allgemein war man der Ansicht, daß statt des wackeren Jörg und der anderen Metzger der Sohn des Bürgermeisters und seine liederlichen Genossen vor Gericht stehen sollten. Hin und wieder machte auch Einer eine mitleidige Bemerkung über das so schnöde durch ein paar Lotterbuben getrübte Glück von Meister Jörg's junger Gattin, und wies dabei auf die hinter einer der mächtigen Säulen des „Kemli-Hauses"*) verborgen stehende Gestalt der unglücklichen Frau, die todtenbleich zwar, aber mit dem Ausdruck trotziger Entschlossenheit in den schönen Zügen, gleich allen Anderen dem Beginn der Verhandlungen entgegensah.

Plötzlich verstummte die Menge, und alle Hälse wurden lang, denn der Reichsvogt und die sieben Schöppen traten

*) Diesen Namen hatte damals das heutige „Kaffeehaus zum Barbarossa".

mit den beiden Fürsprechern in den „Ring“ *) und nahmen ihre Plätze hinter einem auf einer Art von Bühne erhöht stehenden schwarzgedeckten Tische auf hohen Lehnstühlen ein. Rechts und links dieses Tisches traten sodann auf der einen Seite die klägerischen Junker, auf der anderen aber die von Herr Bartholomä Burgthor zur Zeugnißabgabe berufenen Metzger, zwölf an der Zahl, außerdem der Schänkwirth von der Katze und der dicke Junker Hans Betz. An den vier Ecken des Platzes, hinter den ihn begrenzenden Ketten, stellten sich sodann je zwei reisige Knechte auf, die mit ihren Hellebarden die andrängende Menge abwiesen und die Ordnung aufrecht hielten.

Fast unmittelbar nach dem Erscheinen der Richter öffnete sich die Thüre des Stockhauses, und Jörg Kettenacker nebst seinen sieben Schicksalsgefährten wurden vorgeführt. Die Letzteren blickten etwas ängstlich drein; Meister Jörg aber stand mit hocherhobenem Haupte inmitten des Rings und grüßte mit leichtem Nicken seine außerhalb der Schranken stehenden Freunde. Als er aber auch seines jungen Weibes ansichtig wurde, flog es wie eine Wolke über sein Antlitz, und bekümmert senkte er das Haupt. Alsbald jedoch erhob er es wieder und freien Blickes winkte er auch ihr mit der gefesselten Hand einen Gruß zu.

Jetzt ergriff der Reichsvogt den auf dem Tisch liegenden Stab, das Zeichen seiner richterlichen Oberherrlichkeit, und eröffnete hiermit die Verhandlungen. Sie begannen damit, daß Thomas Blarer sich erhob und Namens der Eltern des getödteten Kaspar Mundprat und im Auftrag „der am Leibe geschädigten Junker“ Klage führte wider die Metzger Jörg Kettenacker, Ambros Bosch, Klaus Roth, Veit Pfister, Heinrich Welz, Michael Fels, Joseph Guldinast

*) So hieß der umzäunte Platz, der häufig kreisrund war, meistens aber eine quadratische Gestalt hatte.

und Hans Jakob Geßwein als die „Sächer" (Thäter), und hierauf Sühne verlangte für das Blut des in den schlimmen Streithändeln erschlagenen Kaspar Mundprat.

Nachdem er geendet und sich wieder niedergelassen hatte, wendete sich der Reichsvogt an den Hauptbeklagten, Jörg Kettenacker, und forderte ihn auf, die Vorgänge, welche die Streithändel veranlaßten, der Wahrheit gemäß, ohne Verschweigen irgend welchen Umstandes zu erzählen.



Der junge Meister verbeugte sich leicht gegen den Oberrichter und begann sofort mit lauter, auf dem ganzen Platze vernehmlicher Stimme die Schilderung der Ereignisse, wie sie von dem Eintritt der Junker in den Hochzeitsfestsaal bis zu deren gewaltsamer Entfernung aus demselben aufeinander folgten und mit ihrem Sturz über die Treppe den für Kaspar Mundprat verhängnißvollen Abschluß fanden.

„Dieses traurige Ende des von den Junkern hervorgerufenen Streites," so schloß er seinen Bericht, „haben weder

ich, noch meine Freunde und Mitbeklagten gewollt; wir hatten keine andere Absicht, als unser Hausrecht zu üben und die übermüthigen Herren, die unsere Festfreude gestört und uns mit blanker Waffe angegriffen hatten, zu entfernen. Daß Junker Kaspar Mundprat hierbei stürzte und den Hals brach, ist nicht unsere, sondern nur seine eigene Schuld gewesen, denn schwer betrunken, wie er war, vermochten ihn seine Beine nicht mehr zu tragen; dies war ein Unglück für ihn, für das wir nicht verantwortlich sind!"

Nach diesen Worten verbeugte er sich abermals und schwieg. Sofort aber erhob sich der Fürsprech der Kläger, Herr Thomas Blarer.

„Ich muß vor Allem an der Darstellung des Beklagten das Eine rügen," sprach er, „daß er entgegen der Wahrheit behauptet, die Junker hätten den Streit begonnen, während er selbst zugesteht, daß er es war, welcher erstmals zugeschlagen und den Junker Ulrich Bettminger zu Boden geworfen habe. Hierdurch aber, durch diesen ersten Schlag, sind die Händel entstanden. Dieser Backenstreich war somit der Beginnn der zwischen den Parteien ausgebrochenen Mißhelligkeiten und die Ursache, weshalb die Junker zum Schwert griffen. Daß sie dieses aber thaten, war nur natürlich, denn wer ein Schwert an der Seite trägt, fühlt sich verpflichtet, es zu ziehen, wenn ein Freund angegriffen wird. Die Junker waren es also nicht, die den Streit begannen, sondern Jörg Kettenacker mit seinen Helfern. Wer aber Händel anfängt, ist auch für alle Folgen derselben verantwortlich. Der Tod des Junkers Kaspar Mundprat ist als solche Folge anzusehen, darum haben die Bekagten ihn verschuldet und als Sühne für das Leben des Erschlagenen müssen sie das ihrige lassen, so will es das Gesetz, denn ‚wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden!'"

Allgemeines ängstliches Schweigen folgte dieser Ausführung des berühmten Rechtsgelehrten und manches Herz, krampfte sich in Schmerz und Zorn zusammen, denn unabwendbar schien das Schicksal der acht wackeren, allgemein beliebten Männer zu sein, unabwendbar der Tod, der sie bedrohte.

Da erhob sich der Fürsprech der Beschuldigten und begann mit ruhiger Stimme seine Replik:

„Der hochgelehrte Herr Thomas Blarer irrt —"

„Irrt?!" unterbrach ihn der eitle Rechtsgelehrte mit verächtlichem Lächeln.

„—irrt, sage ich," fuhr Bartholomä Burgthor mit schneidender Kälte fort, „wenn er Denjenigen als den Anfänger eines Streites bezeichnet, welcher zuerst geschlagen hat. Der erste Schlag ist meist nur die Fortsetzung eines mit Worten begonnenen Streites. Deshalb ist Derjenige als Anfänger eines solchen anzusehen, der mit seinen Worten oder Handlungen Ursache hierzu gegeben hat, und er ist auch für alle daraus entspringenden Folgen verantwortlich. Im abzuurtheilenden Falle kann es nicht zweifelhaft sein, wer den Streit begann. Meister Jörg Kettenacker that dies nicht. Er trat den ungeladen sein Hochzeitsfest besuchenden Junkern höflich entgegen und begrüßte sie mit freundlichen Worten. Diese aber erwiederten die Höflichkeit mit Grobheit — wenigstens Einer that dies: Junker Ulrich Bettminger, der leichtfertige Sohn unseres Herrn Bürgermeisters!"

„Herr, wahrt Eure Zunge!" schrie bei diesen Worten der als Kläger und Zeuge anwesende Junker.

Der Reichs- und Blutvogt aber erhob, Stille gebietend, seinen Stab, worauf Bartholomä Burgthor, seine Stimme mächtig erhebend — denn er wollte jetzt offenbar mehr für das versammelte Volk als für die Richter sprechen — in seiner unterbrochenen Rede fortfuhr:

„Was ich gesagt, werde ich beweisen — durch Zeugen beweisen, daß Junker Ulrich Bettminger den mit seinen Freunden vorher in der Trinkstube ‚zur Katze‘ verabredeten und förmlich geplanten Streit mit Jörg Kettenacker in leichtfertiger Weise heraufbeschwor. Um den Meister zu reizen, begegnete er ihm mit ausgesuchter Grobheit, und als er hierdurch gleichwohl seinen Zweck nicht erreichte, steigerte er seine Dreistigkeit bis zur Frechheit —“

„Ich untersage dem Redner, in solchen Ausdrücken von dem hoch- und edelgeborenen Junker zu sprechen, den ich vertrete!“ schrie aufspringend Herr Thomas Blarer. „Bleibt bei der Sache!“

„Ich bin bei der Sache!“ entgegnete Herr Bartholomä.

„Nehmt zurück, was Ihr gesagt!“

„Das thue ich nicht!“ rief jetzt der Fürsprech der Beklagten mit blitzenden Augen. „Es gibt keinen anderen Ausdruck für Ulrich Bettminger's Benehmen, denn er wagte Frauen zu beleidigen — Frauen, die zwar minder vornehm sind als jene der Patrizier, aber an Ehrbarkeit nicht hinter ihnen zurückstehen und an Tugend sie vielleicht noch übertreffen!“

Bis zu diesem Augenblick hatte sich die Kopf an Kopf stehende, der Rede des kühnen Fürsprechs lauschende Menge ruhig und schweigsam verhalten. Nach den letzten Worten aber erhob sich mit einem Male ein Sturm des Beifalls, wie er bis dahin noch niemals in einer Gerichtsverhandlung vorgekommen war. „Er hat Recht!“ rief man schallend auf allen Seiten. „Ein Schuft, wer unsere Frauen beleidigt! Hoch, hoch, Herr Bartholomä Burgthor!“

Herr Thomas Blarer erbleichte vor Zorn und tauschte einen Blick mit dem Reichsvogt. Der erhob wiederum seinen Stab und wendete sich, als endlich wieder Ruhe und Stille eingetreten war, an Bartholomä Burgthor: „Beendet Eure Rede, Herr Fürsprech, denn Ihr schweift ab!“

Der Angeredete verbeugte sich gegen den Vertreter des Kaisers und fuhr sodann fort:

„Daß mein Klient, Jörg Kettenacker, den Junker für sein Benehmen in der ihm allein gebührenden Weise, mit einem Schlag auf das freche Maul, züchtigte, wird jeder rechtlich Denkende begreiflich finden; er hätte ein feiger Tropf sein müssen, wenn er ungestraft die Frauen und Töchter seiner Zunftgenossen und sein eigenes junges Weib hätte beleidigen lassen. Ebenso ist es ihm nicht zu verdenken, daß er seine Freunde zu Hilfe rief, als die sechs Gefährten des zu Boden Geschlagenen mit blanker Waffe auf ihn eindrangen. Der hieraus sich entspinnende Kampf der Beklagten mit den Junkern aber kann den Ersteren nicht zum Vorwurf gemacht werden, denn sie befanden sich in Nothwehr!"

„Das ist unrichtig!" warf Thomas Blarer ein.

„Das ist richtig!" entgegnete Bartholomä Burgthor nachdrücklich, „denn der Angegriffene ist nach meiner Ueberzeugung stets in der Nothwehr, und wenn Einer in einem solchen Kampfe das Leben verliert, so trifft nur die Angreifer die Verantwortung hierfür!"

„Das ist — Unkenntniß des Gesetzes!" rief Herr Thomas wegwerfend.

„Ich kenne das Gesetz so gut, wie mein hochgelehrter Herr Kollege!" gab Bartholomä sarkastisch lächelnd zur Antwort. „Es verlangt zum Zugeständniß der Nothwehr, daß der Angegriffene drei Schritte vor seinem Angreifer zurückweicht —"*)

*) Dies war zu damaliger Zeit faktisch die unerläßliche Bedingung für das Zugestehen der Nothwehr. So erzählt der Konstanzer Chronist Johann Speth: „In diesem Jahr (1433) entleibte auff der Becken-Stube zu Constanz ein Becken-Knecht einen Burgerlichen Becken-Meister, welcher Todtschläger dann all-

„So ist es!“ rief Herr Thomas triumphirend.

„— aber es versäumt anzugeben,“ fuhr Bartholomä mit dem gleichen sarkastischen Lächeln fort, „wie sich ein Angegriffener verhalten soll, wenn er nicht zurückweichen kann. In dieser Lage aber befanden sich die Beklagten, denn sie standen vor einem der gedeckten Tische, der sie am Zurückweichen verhinderte. Was hätten nun meine Klienten thun sollen, um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen? Hätten sie vielleicht nach Ansicht des hochgelehrten Herrn Thomas Blarer unter den Tisch schlüpfen sollen? Wenn dies seine Meinung ist, muß ich ihm erwiedern, daß auch dies unmöglich war, denn — unter dem Tisch lag schon im sicheren Versteck Junker Ulrich Bettminger!“

Schallendes Gelächter der Zuhörer folgte dieser Aeußerung. Der Reichsvogt aber erhob zum dritten Male, Stille gebietend, den Stab. „Das ist kein Ort zum Scherzen,“ rief er dem Redner zu. „Macht ein Ende jetzo!“

„Ich bin zu Ende, Herr Reichsvogt!“ entgegnete Bartholomä ehrerbietig. „Nur bitte ich noch die Aussage der sieben anderen Angeklagten über die Ursache und den Verlauf des Streites zu hören und desgleichen die Zeugen zu vernehmen, die ich anher berief, zwölf bei dem Kampfe nicht betheiligte Metzger, ferner den Schänkwirth von der Katze und den Junker Hans Betz. Die Aussagen der beiden Letztgenannten werden — wie ich glaube — den Beweis dafür liefern, daß Ulrich Bettminger in der Absicht, Streit mit Jörg Kettenacker anzufangen, in den Rosgarten ging, denn ‚die Katze sollte über die Maus kommen.‘

sogleich auff dem Oberen Marckt für der Stadt Blutgericht gestellt und dieweilen er durch die zu Zeugen fürgeschlagene, wider ihne aber aussagende 6 Becken-Knecht die vorgegebene Noth-Wöhr und daß er drey Schritt hinter sich dem entleibten ausgewichen seye, nicht erwiesen, am St. Antoni-Abend zufolge deß ergangenen Urtheils enthaubtet.“

Er rechnete aber falsch, denn ‚die Maus kam über die Katze‘!“

Dem Antrag des Fürsprechs der sieben Beklagten, die bisher noch gar nicht vernommen worden waren, mußte Folge geleistet werden. Diese leugneten ihre Betheiligung an dem ihnen aufgezwungenen Kampfe keineswegs, schilderten die Ursache und den Verlauf desselben ganz ähnlich wie Jörg Kettenacker und betonten, nicht im Stande gewesen zu sein, auch nur einen Schritt vor ihren Angreifern zurückzuweichen. Nur der letztaufgerufene Hans Jakob Geßwein ging weiter und erklärte freimüthig, daß er es speziell mit dem getödteten Kaspar Mundprat zu thun gehabt habe, der mit hocherhobenem Degen auf ihn, den gänzlich Unbewaffneten, eingedrungen sei. Wäre er zurückgewichen oder auch nur stehen geblieben, so wäre er aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Junker niedergehauen worden. Deshalb sei ihm nur übrig geblieben, selbst zum Angriff vorzugehen, den Degen des Junkers zu unterlaufen, diesen mit einem Faustschlag niederzustrecken und ihm die Waffe zu entreißen. Gleichwohl behaupte er in der Nothwehr gewesen zu sein, und er frage deshalb jeden der Richter, ob er selbst in seiner Lage anders gehandelt hätte?

Diese Aussage verfehlte nicht, einen sichtbaren Eindruck auf die Schöppen und den Reichsvogt zu machen, aber — Keiner gab Antwort auf die gestellte Frage. Ohne sich weiter hierauf einzulassen, schritt man zum Zeugenverhör und vernahm zuerst die zwölf Metzger. Alle sagten genau dasselbe aus, was schon Jörg Kettenacker und seine Mitangeklagten über die Ursache, Beginn und Verlauf des Streites angegeben hatten, insbesondere betonte ein Jeder von ihnen, daß Jörg erst dann um Beistand gerufen habe, als die Junker blank gezogen und ihn angegriffen hatten.

Dann kam der Schänkwirth von der „Katze“ an die Reihe, der aus leicht begreiflichen Gründen nur ungern

gegen die Junker aussagte. Aber an seinen Eid gemahnt, erklärte er endlich der Wahrheit gemäß, daß Ulrich Bettminger in der Trinkstube — wie er mit eigenen Ohren gehört — mit seinen Freunden den im Rosgarten zu beginnenden Streit förmlich geplant und in der Absicht, Jörg Kettenacker durchzubläuen, mit ihnen weggegangen sei. Junker Hans Betz habe ihnen von diesem Gang abgerathen.

Den Schluß bildete sodann die Befragung des Junkers Hans Betz. Aber trotz aller Mahnungen an seinen Eid erklärte dieser, nicht im Stande zu sein, sich an das fragliche Faktum zu erinnern: er habe an jenem Abend sechs Maß Malvasier getrunken, und wisse nur noch, daß man auch ihn habe veranlassen wollen, mit den Anderen fortzugehen, er sei aber lieber beim Weine geblieben. Da der Wirth auf Befragen die Richtigkeit des getrunkenen Quantums bestätigte, so war die behauptete Gedächtnißschwäche des dicken Junkers allerdings erklärlich. Die Richter verzichteten deshalb auf seine Aussagen, und unter allgemeinem Lachen watschelte der Dicke, fröhliche Grüße nach allen Seiten winkend, hinweg.

Unmittelbar nachher erhob sich Thomas Blarer und suchte nun in langer Rede die von Bartholomä Burgthor vorgebrachten Beweise für die Schuldlosigkeit der Beklagten zu entkräften. Er wendete sich zunächst gegen dessen Ansicht über den als Anfang des Streites zu betrachtenden Zeitpunkt, und behauptete seinerseits, daß als solcher nur der Augenblick gelten könne, in welchem der nicht strafbare Wortstreit in Thätlichkeiten übergehe. Wer die erste Thätlichkeit begehe, sei darum der Anfänger. Ebenso bekämpfte er Burgthor's Behauptung über den Stand der Nothwehr der Beklagten. Dieser sei nach dem Gesetze nicht vorhanden gewesen, da die klar und deutlich ausgesprochene Bedingung hierfür von Seite der Beklagten zugestandenermaßen nicht erfüllt worden sei. Der Umstand, daß es für diese unmöglich ge-

wesen, sie zu erfüllen, ändere nichts hieran: die Beklagten hätten sich eben nicht in diese Lage der Unerfüllbarkeit der gesetzlichen Bedingung versetzen sollen.

Bei dieser seltsamen Behauptung sprang Bartholomä Burgthor auf. „Nach Eurer Auslegung des Gesetzes" — rief er — „hätten meine Klienten sich also einfach todtstechen lassen sollen: ist's nicht so?!"

„Es ist nicht meine und noch weniger des Gesetzes Sache, zu bestimmen, was Einer hätte thun sollen," entgegnete Herr Thomas kalt. „Nur was er gethan oder zu thun unterlassen hat, kommt in Betracht!"

Nach diesen in höhnischem Tone gesprochenen Worten ging der Fürsprech der Kläger über zu der von Burgthor „versuchten" Beweisführung, daß der Streit von Seite der Junker geplant gewesen sei. Er erklärte die Behauptung für ungerechtfertigt und die Beweisführung selbst für mißlungen, denn die einzige Aussage des Wirthes von der Katze sei ungiltig: nach dem Gesetz bedürfe es der gleichlautenden Aussagen von mindestens zwei Zeugen hierfür. Da nun Junker Hans Betz unvermögend gewesen sei, eine solche Aussage zu machen, so gelte auch die des Wirthes nicht. Zum Schlusse seiner langen Ausführungen hielt er sodann seine Klage wider Jörg Kettenacker und Genossen im vollen Umfange aufrecht und verlangte zur Sühne für das Blut des erschlagenen Junkers Kaspar Mundprat die ganze Strenge des Gesetzes.

Der Reichsvogt erhob den Stab und schnitt damit Bartholomä Burgthor jede weitere Bemerkung ab; die Verhandlungen hatten seiner Ansicht nach schon lange genug gedauert. Er wendete sich darum an die sieben Schöppen und verlangte von ihnen die Abgabe des Urtheils.

Dieses fiel so aus, wie es sich von diesen Richtern erwarten ließ: Alle erklärten die Beklagten des begangenen Mordes an Junker Kaspar Mundprat für schuldig und

sprachen, da sich nicht ermitteln ließ, wer ihn die Treppe hinabgestürzt, demzufolge die Todesstrafe durch Enthauptung über Alle aus.

Lautes Murren erhob sich außerhalb des Ringes über dies ungerechte Urtheil. Plötzlich aber trat Jörg Kettenacker's junges Weib aus ihrem Versteck hervor und rief mit lauter Stimme: „Ihr Bürger von Konstanz, ist dies Recht und Gerechtigkeit? Duldet ihr diese neue Vergewaltigung der Geschlechter?!“ Und ihre Stimme zur höchsten Kraft steigernd, fügte sie die Formel bei, die schon einmal im Rosgarten die Zunftgenossen ihres Gatten zu dessen Beistand entflammt hatte: „Hie Metzger, auf zu Hauf!“*)

Und der Ruf verhallte nicht ungehört. „Metzger, hie, hie, hie!“ erscholl es hier und dort, und „Zünfte auf, auf!“ brauste es ringsum, und im nächsten Augenblick waren die Ketten des Ringes überstiegen, die keiner Gewaltthat sich versehenden reisigen Knechte überwältigt, und die Gefangenen befreit. Mit drohend erhobenen Schlächtermessern, Schmiedehämmern, Zimmermannsäxten und anderen Geräthschaften drangen hierauf die erbitterten Handwerker gegen die Richter vor, um sie ihrem Hasse zu opfern. Aber mit ausgebreiteten Armen stellte Burgthor sich ihnen in den Weg.

„Keine Gewaltthat gegen den Reichsvogt!“ rief er mit schallender Stimme. „Was ihr wider ihn thut, thut ihr wider den Kaiser!“

Und die Wüthenden standen und — „Hoch lebe Bartholomä Burgthor! Hoch der Freund des Volkes!“ riefen sie. „Sagt Ihr, Herr, was wir thun sollen!“

„Rühre Keiner den Vertreter des Kaisers an!“ rief er. „Diese ungerechten Richter aber ergreifet und setzt sie in den Stock!“

„Ja, ja!“ jubelte der Haufe und fünfzig Arme streckten

*) Siehe das Titelbild.

sich nach den zitternden Patriziern aus, um sie wegzuführen.

Bartholomä Burgthor aber sprang auf den Gerichtstisch, um von hier aus zum Volke zu sprechen.

„Höret mich, meine Freunde!“ rief er mit lauter Stimme, und augenblicklich verstummte die Menge.

„Dem Zustand unserer Rechtlosigkeit und der Herrschaft der Patrizier soll ein gründliches Ende bereitet werden!“ begann er jetzt. „Seid ihr damit einverstanden und wollt ihr dazu Hilfe leisten?“

„Ja, ja!“ schrie Alles. „Mit Herz und Hand — mit Gut und Blut!“

„Wohlan,“ rief Herr Bartholomä, „so mögen zwanzig von euch, mit den Waffen und Harnischen der gefangenen Reisigen ausgerüstet, die Bewachung des Stockgebäudes und der darin verwahrten Schöppen übernehmen. Sechs Andere mögen zum Dom eilen, um die Sturmglocke zu läuten und alle Bürger aufzubieten. Ihr Uebrigen aber“ — rief er mit Aufbietung der ganzen Kraft seines Organs über die Köpfe der Versammelten hinweg — „folget mir zum Rathhaus, um den Bürgermeister und die patrizischen Räthe zu verhaften, denn diese sind die Quelle alles Uebels, das über uns gekommen ist!“

Beifall und Jubelgeschrei folgte dem Vorschlag. „Führt uns, Herr Bartholomä!“ rief Alles. „Wir folgen — Keiner bleibt zurück! Vorwärts, zum Rathhause!“

So schnell auch der Führer des so plötzlich und unvermuthet ausgebrochenen Aufstandes in seinen Anordnungen gewesen war, er kam zur Verhaftung des Bürgermeisters und der Räthe dennoch zu spät. Während des allgemeinen Tumultes hatten die sechs klägerischen Junker Zeit gefunden, unbemerkt zu entweichen und die im Rathhause am Fischmarkte versammelten Väter der Stadt zu warnen.

Schleunigst hatten diese sich darum in ihre Wohnungen geflüchtet, um gewaffnet der Gefahr zu begegnen.

Aber sie entgingen deshalb ihrem Schicksale nicht. Der Bürgermeister Bettminger, welcher seine Brüder und Vettern um sich versammelt hatte, kam auf den unglücklichen Gedanken, vor Allem seine gefangenen Freunde aus dem Stockhause befreien zu wollen, welches er unvertheidigt wähnte. Wohlbewaffnet zog er mit zwölf Genossen nach dem Oberen Markte. Aber wider sein Erwarten stieß er hier auf die zurückgebliebenen Gewaffneten, und während er sich zu ihrem Angriff rüstete, ward er plötzlich von Aufständischen, die auf den Ton der Sturmglocke herbeieilten, im Rücken und von den Seitengassen her gefaßt, so daß ihm nichts übrig blieb, als sich mit allen den Seinigen zu ergeben. Sie wurden entwaffnet und zu ihren Freunden in's Stockhaus gesetzt.

Nicht besser erging es den Räthen. Mit einer größeren Anzahl von anderen Patriziern eilten sie, nachdem sie sich so rasch wie möglich gewaffnet hatten, in den Münster- oder Domhof, in die sogenannte „Freiheit", dem vom Bischof gewährten Asyl für Verfolgte.*) Zwar war der Bischof Nikolaus in seiner „Pfalz" nicht anwesend, sondern weilte damals auf seinem Schlosse Kastell, aber gleichwohl hofften die geängstigten Patrizier, daß die Aufständischen und ihr Führer die Unantastbarkeit dieses Asyls achten würden. Aber sie täuschten sich hierin. Der kühne Bartholomä Burgthor, durch den fortwährenden Zuzug von Bürgern verstärkt, hatte nicht sobald Kenntniß hiervon erhalten, als er die Zünfte mit ihren flatternden Fahnen zum Sturme gegen den Münsterhof führte.

Da, Angesichts der gewaltigen ihnen gegenüberstehen-

*) Die hierher Geflüchteten durften nur mit Genehmigung des Bischofs aus diesem Zufluchtsort abgeholt werden. Aehnliche Asyle hatten auch die Dominikaner und Franziskaner zu Konstanz.

den Uebermacht verzichteten die Geschlechter auf jeden Widerstand. Sie ergaben sich und lieferten auf Verlangen des Siegers ihre Waffen, ferner die Schlüssel zu den Stadtthoren, das Stadtsiegel und die Rathsbücher aus.

So waren die Zünfte fast ohne jegliches Blutvergießen Herren der Stadt und ihrer seitherigen Bedränger geworden. Sie verstießen nunmehr die Geschlechter ganz aus dem Stadtregimente und schritten sofort zur Neuwahl des Bürgermeisters und der Stadträthe. Zu Ersterem wurde Bartholomä Burgthor erwählt, in den Stadtrath aber kam von jeder der neunzehn Zünfte der ebenfalls neugewählte Zunftmeister. Die Metzger wählten Jörg Kettenacker hierzu.

Herr Bartholomä begann sein Regiment damit, daß er unter getreuer Schilderung der Veranlassung einen Bericht der stattgehabten Umwälzung im Stadtregimente an den Kaiser abfaßte, ihn der Treue und Ergebenheit der Stadt und ihres neugebildeten Rathes versicherte und um die Bestätigung ihrer schwer errungenen Rechte ansuchte. Und Kaiser Ludwig der Bayer, der dem Emporblühen der Städte seine besondere Fürsorge widmete, sah sich nicht veranlaßt, im Interesse der Wiederherstellung der Patrizierherrschaft gegen die jetzigen Gewalthaber der Stadt und die Zünfte einzuschreiten. Er sanktionirte gewissermaßen stillschweigend das Geschehene.

Auch nach Schloß Kastell entsandte der neue Bürgermeister eine Deputation von sechs Rathsherren, um dem Bischof Mittheilung von den stattgehabten Vorgängen zu machen und ihm eine Sühne für die nothwendig gewesene Verletzung seines Asyls im Domhof anzubieten. Aber der Bischof verzichtete auf jede Sühne.

Dies war der Ausgang der ersten großen Empörung der Zünfte wider die adeligen Geschlechter. Der Chronist Speth erzählt noch, daß die alten Geschlechter in der Pfingstwoche gemeinsam aus der Stadt zogen. Durch „ihre Weis-

heit" aber kamen sie am St. Jakobsabend (25. Juli) wieder zurück und gelangten mit Hilfe von Ulrich zum Stauf und Konrad Keller, der beiden im Rathe sitzenden Zunftmeister der Weinschänken und Bäcker, bald wieder an's Ruder und wurden mächtiger als je zuvor.

Erst nach später wiederholten Aufständen, welche wieder hauptsächlich von den Metzgern ausgingen, gelang es den Zünften, sich ihre Bürgerrechte und dauernd die Hälfte der Sitze im Rathe zu erobern. Hiermit wurde dann endlich der langjährige Streit zwischen „Katz und Maus" beendet.

Junge Herzen.

Novelle von E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

1.

Vor dem hellbeleuchteten Ankleidespiegel stand eine elegante Frau in prunkvollem Gesellschaftsanzug mit langwallender Schleppe, und steckte in einer gewissen festlichen Erregung die Brillantnadeln, die sie dem Etui entnahm, in den spitzenbesetzten Ausschnitt ihres goldfarbenen Seidengewandes. Endlich, nach langem Ordnen und Aendern schien der Schmuck nach ihrem Geschmack in dem weichen duftigen Gewoge zu sitzen. Nun betrachtete sie sich; erst mit einem größeren Abstand, dann näher und näher, bis ihr Hauch den Spiegel trübte, mit dem kritischen Blick einer Frau, die nicht blind ist für die Spuren, welche die unerbittliche Zeit in ihr Gesicht drückt, die schärfer als jedes fremde Auge die kleinen Fältchen bemerkt, die sich um Mund und Schläfen eingraben, die zu allererst das graue Haar entdeckt, das an ihrem Scheitel auftaucht.

Aber heute lächelte Lea. Dieses Lächeln schien zu sagen: „Nun, bei Lampenlicht und in Balltoilette sehe ich noch immer recht gut aus; gut genug, um zu gefallen; trotz meiner siebenunddreißig Jahre; trotz der erwachsenen Tochter!“

Wie sich plötzlich erinnernd, rief sie in das Nebenzimmer: „Martha! Bist Du bereit? Komm, laß Dich bei mir sehen!“

„Gleich, Mama,“ erwiederte eine ruhige junge Stimme und bald darauf trat eine schlanke, weiße Gestalt über die Schwelle.

Neben der in Seide und Schmuck strahlenden Frau war das siebzehnjährige Mädchen eine schlichte Erscheinung in dem kindlich einfachen Gewand, mit dem weißen Gürtel um die feine Taille, mit dem freien Hals, ohne Band und Kette, mit dem kunstlos im Nacken in einen Knoten geschlungenen hellbraunen Haar. Jedoch sie bedurfte nicht der Blumen, nicht der glänzenden Steine; denn über ihr lag jener unschilderbare Duft erster Jugendfrische und holder Jungfräulichkeit, der wie ein Zauber auf Menschenherzen wirkt.

Mit einem Gemisch von Bewunderung und Neid, von Freude und Eifersucht sah die Mutter auf die rosige Haut der Tochter, neben welcher erst der Puder auf ihren Wangen auffiel, auf den feingerundeten jugendlichen Nacken und die schlanken Arme, neben denen ihre eigenen reifen Formen allzu weich, allzu üppig erschienen.

Mit einer nervösen Unruhe in der Stimme und einem Flackerlicht in den Augen befahl sie, den Wagen zu holen.

Der äußere und innere Gegensatz von Mutter und Tochter zeigte sich selbst in diesen Minuten des Wartens, während sie sich Beide die Handschuhe anzogen.

Lea blieb keinen Augenblick ruhig; sie lief im Zimmer auf und ab und hantirte so hastig und heftig, daß ein paar Knöpfe abbrachen, und sie dem Mädchen klingeln mußte, um sie wieder festnähen zu lassen. In ihrer Ungeduld, in ihrer Erregung machte eher die Mutter den Eindruck, als besuche sie heute den ersten Ball. Das Mädchen aber blieb ganz still und blickte nachdenklich vor sich hin. Sie wirkte wie eine Blondine, trotz ihres bräunlichen Haares; denn ihre Haut und ihre Augen waren hell. Sie hatte feinere, edler geformte Züge als die Mutter; ein Profil

von ganz vollendeter Zeichnung. Dagegen fehlten ihr die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Farbenglut der brünetten Frau mit den dunklen Augen und dem glänzend schwarzen Haar.

Auch innerlich waren sie grundverschiedene Naturen. Martha schaute ja noch unerfahren wie ein Kind in die Welt; aber sie hatte schon viel gedacht, trotz ihrer Jugend, und sie nahm es ernst mit dem Leben. Sie war pflichtgetreu, gewissenhaft, streng gegen sich, aber auch gegen Andere, verständnißlos und unerbittlich gegen alle Lüge und Heuchelei.

Genau so war ihr Vater gewesen, und Lea, die sich mit ihrem rascheren, leichtsinnigeren Temperament, mit ihrer Vergnügungssucht und ihrer oberflächlicheren Art in einem jahrelangen heimlichen Kampf gegen den Ernst und die unerschütterliche moralische Vornehmheit ihres Gatten befunden hatte, fand mit wahrer Abneigung dasselbe Wesen in ihrer Tochter wieder. Sie fühlte sich in manchen Fragen ihrem Kinde gegenüber ebenso machtlos, wie einst, da er noch lebte, dem Vater. Hätte sie sich nicht vor den klugen, klaren Mädchenaugen gefürchtet, sie würde Martha unbedingt noch ein Jahr in der Pension gelassen haben, trotz ihrer siebzehn Jahre.

Es war ihr unbequem gewesen, die Tochter nach Hause nehmen zu müssen, jetzt, gerade jetzt, so nahe vor dem Ziel, dem sie mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Temperamentes zustrebte.

Als vor zehn Jahren ihr bedeutend älterer Gatte, Regierungspräsident v. Stapf, gestorben war, hatte Lea anfänglich nur ein Gefühl der Befreiung empfunden. Sobald die Trauer vorüber gewesen, hatte sie sich gefreut, einmal ohne allen Zwang und allen Druck ihr Leben zu genießen und sich als schöne Frau feiern und bewundern zu lassen. Es war ihr auch mancher Triumph zu Theil geworden,

und ein paar Winter lang hatte die hübsche, amüsante Wittwe zu den beneidetsten und umworbensten Damen der Residenzstadt gehört. Aber allmälig hatte sie doch empfunden, daß sie sich der Schattenseite der dreißiger Jahre zuwende; sie sah mit Riesenschritten die Zeit herannahen, da sie aufhören würde, durch ihre Persönlichkeit zu wirken. Nun war der brennende Ehrgeiz in ihr erwacht, sich so rasch als möglich durch eine zweite Ehe ihre gesellschaftliche Stellung zu sichern.

In dieser Stimmung war sie einem ihrer wärmsten Verehrer aus ihrer Jugendzeit wieder begegnet. Wolf Döllnitz war Major gewesen, da er als junger Wittwer zuerst in das Haus ihres Gatten kam. Er hatte ihr nie ein Geständniß seiner Neigung gemacht; aber seine ernsten, traurigen Augen verriethen ihre eine tiefere Bewunderung, als sie je vorher erfahren. Als er bald darauf auf seinen dringenden Wunsch versetzt worden und ohne Abschied von ihr abgereist war, hatte sie gewußt, daß seine Leidenschaft zu ihr, der Frau eines Mannes, den er hochschätzte, ihn in die Flucht getrieben.

Nun waren sie Beide frei.

Döllnitz aber war mittlerweile General geworden, und man sah in ihm den muthmaßlichen Nachfolger des Kriegsministers.

Lockende Bilder gaukelten vor Lea's Phantasie, als sie an dem Winterabende neben der schweigenden Tochter dahinfuhr: hellbeleuchtete Säle, in welchen sie vornehme Gäste empfing, blinkende Uniformen, die sich vor ihr verneigten; und dann wieder ein eleganter Wagen, mit dem Livreediener auf dem Bock, in dem sie in Gesellschaft fuhr, statt wie heute in der schlichten Miethdroschke.

„Sind wir noch immer nicht da? Wie weit doch der Weg ist!“ sagte plötzlich neben ihr die Stimme der Tochter und schreckte sie förmlich auf aus ihren Träumereien.

„Ei, sieh' da! Du bist ungeduldig, Martha?" erwiederte sie ein wenig spöttisch. „Ich dachte, Du hättest keine Lust zu tanzen und wolltest gar nicht in die Welt gehen?"

„Ich weiß auch gar nicht, ob ich das will, Mama. Aber ein Hausball bei meiner Freundin, das ist doch sehr nett! Und ich freue mich auch gar nicht auf das Tanzen. Ich freue mich, unsere Bekannten vom Lande wiederzusehen. Den Herrn General —"

Lea hob ungeduldig den Kopf und frug mit einem gereizten Lachen: „Den Herrn General? Er wird sich in Gesellschaft wohl wenig mit kleinen Mädchen beschäftigen."

Sie sah es in dem Dämmerlicht des Wagens nicht, daß Martha erröthet war; ihr rascher Aerger verflog, und sie mußte nun wirklich lächeln über diese Bemerkung ihrer Tochter. Im Grunde konnte es ihr ja nur recht sein, wenn Martha für den General Sympathie hatte.

Der Reichsrath v. Gosen, zu dessen reizendem Heim im Villenviertel sie fuhren, hatte zwei Töchter, die in dem reich mit Blumen geschmückten Erkerzimmer ihre Freundinen und die jüngeren Leute begrüßten, während die stattliche Frau des Hauses in dem großen Rokokosalon die Eltern und die hervorragenden Persönlichkeiten empfing, die sie zu ihrem Fest geladen hatten.

Lea ward daher von Martha getrennt und konnte sich wieder ganz frei fühlen. Sie wirkte als eine geradezu blendende Erscheinung in dem Kreise von älteren Damen, der sich bereits versammelt hatte. Sie war bald in ein lebhaftes Gespräch mit verschiedenen Herren, die sich zu ihr drängten, verwickelt; aber ihre Gedanken weilten nicht bei ihren Worten. Ihre Augen wendeten sich immer wieder der Flügelthür zu mit ungeduldiger, mühsam beherrschter Aufregung. Als sie dann endlich die hohe, stattliche Gestalt des Generals erblickte, der mit einem ganzen Gefolge von glänzenden Uniformen in den Saal trat, schien sie freilich

völlig vertieft in ihre Unterhaltung, und nur das nervöse Zucken ihrer Finger, das unstäte Licht in ihren Augen hätte einem scharfen Beobachter verrathen können, welche leidenschaftliche Erwartung sie durchfieberte.

Ihre Miene war vollständig unbefangen, und ihr Lächeln von heiterer Liebenswürdigkeit, als der stattliche Offizier mit der reich mit Orden bedeckten Brust auf sie zutrat und sie herzlich begrüßte.

„Wie freue ich mich, daß wir uns nun hier im winterlichen Gaslicht wiedertreffen, gnädige Frau, nachdem wir im schönsten Sonnenschein von einander Abschied genommen haben," sagte er, ihr die Hand drückend, während er mit diskreter Bewunderung ihre stolze Erscheinung überblickte.

„O, Sie sehen mich hier in Amt und Würden, Herr General," erwiederte sie, „als Ballmutter. Ich, um meiner selbst willen, würde wohl keine größere Gesellschaft mehr besuchen," fügte sie mit einer gut geheuchelten Miene der Entsagung hinzu, die sie dem ernsten Manne gegenüber für klug hielt.

„Sie werden jedenfalls jeden Salon schmücken, gnädige Frau, in dem Sie erscheinen," gab er zurück mit einer liebenswürdigen Ritterlichkeit, die ihm gut anstand.

Sein Haar war ergraut, auch sein rothblonder Vollbart zeigte einige lichtere Fäden; aber seine klaren, grauen Augen leuchteten so frisch aus dem gebräunten Gesicht, und seine Haltung war so kerzengerade und gebietend, daß er wohl noch Anspruch machen konnte auf Frauengunst, obwohl er das fünfzigste Jahr schon überschritten hatte.

„Fräulein Martha ist also da nebenan, bei der Jugend," sagte er mit warmem Interesse, indem er einen Blick in das Nebenzimmer warf, aus dem helles Lachen herausklang, aus dem es weiß und rosig herüberschimmerte von lichten Gestalten und jungen Gesichtern. „Mein Sohn hat das

Fräulein eben begrüßt, wie ich sehe," fügte er hinzu. „Es ist mir lieb, daß er sich nicht ganz fremd hier fühlt."

„Ihr Sohn ist mit auf den Ball gekommen?" frug Lea, mit kaum verhehlter Ueberraschung den Augen des Generals folgend.

Neben Martha stand ein junger Mann in Civil; hochgewachsen und schlank wie der Vater, aber ohne dessen militärische stramme Haltung. Er hatte ein hübsches, schmales Gesicht, mit einem kurz gehaltenen Vollbart, der ihn, mit dem auffallend ernsten Zug um Mund und Augen, älter erscheinen ließ, als er war. Man bekam unwillkürlich auf den ersten Blick den Eindruck, als passe die Gestalt nicht in den Kreis lebhaft schwätzender Referendare und Lieutenants, nicht unter die kichernde, kindische Jugend, noch ehe man bemerkt hatte, daß der linke Arm des jungen Mannes schlaff herabhing, und die Finger dieser Hand steif und ungelenkig waren.

Auch dem Vater schien der Gegensatz seines Sohnes mit den übrigen jungen Leuten in diesem Augenblick aufzufallen, denn er bemerkte mit einem Seufzer: „Ich habe Bruno förmlich zwingen müssen, mitzukommen. Am liebsten säße er Tag für Tag bis in die späte Nacht hinein an seiner Arbeit im Atelier. Aber ich kämpfe mit aller Macht gegen seinen Hang zum Einsiedlerthum. Er soll vor Allem der Damengesellschaft nicht ganz fern bleiben. Ich würde mich freuen, wenn er sich über Hals und Kopf in eines der jungen Mädchen verliebte!"

„Das ist allerdings ein merkwürdiger Wunsch im Munde des Vaters!" erwiederte Lea, unwillkürlich ein wenig spöttisch. Sie hatte vom ersten Augenblicke an eine gewisse Abneigung gegen diesen Sohn ihres alten Freundes empfunden, gerade weil der General in diesem Punkte eine so ungewöhnliche, ihr fast sentimental erscheinende Zärtlichkeit verrieth.

„Ach, sehen Sie, gnädige Frau,“ sagte er nun mit einem tiefen Ernst. „Dem armen Jungen ist ja so viel im Leben verschlossen und versagt durch das Unglück, das ihn getroffen hat. Ich möchte, daß er recht bald ein schönes, liebes Heim fände, das ihn für alles Andere entschädigte; daß er in seiner Herzenswahl von einem recht guten Stern geleitet würde. Ich wäre im Stande, jedes Opfer zu bringen, um ihm eine frühe Ehe, ein junges Liebesglück zu ermöglichen, wenn er einmal eine Neigung gefaßt hätte.“ —

„Darf ich nun bitten, meine Herren, die Damen zu Tisch zu führen,“ sagte mit einem verbindlichen Lächeln die Frau des Hauses, indem sie, am Arm des eben angekommenen Ministers, zu dem Speisezimmer voranschritt.

Einige Sekunden lang fächelte sich Lea in gespannter Erwartung; dann glitt ein triumphirender Zug um ihre vollen Lippen, da der General sich vor ihr verneigte und bescheiden frug, ob sie mit ihm als Tischnachbarn vorlieb nehmen wolle?

Die Lichtfülle der Räume, durch die sie gingen, die leuchtenden Farben der Damentoiletten und der Uniformen, der Duft der Blumen, der Glanz an der von Silber strotzenden Tafel, erregten ihr die Sinne. Sie wußte, daß sie bei einem Souper als anregende Gesellschafterin wirken konnte, und sie wollte beleben, unterhalten, gefallen, bezaubern, an diesem Abend mehr denn je in ihrem Leben.

Gleichzeitig wandelte unter der lachlustigen, ausgelassenen Jugend, ernst und still, fast einsilbig, ein Paar mit leuchtenden, weltentrückten Augen: Martha und Bruno, der Sohn des Generals.

Sie hätten sich so viel mehr zu sagen gehabt, als die anderen Alle, und schwiegen doch in der Ueberfülle ihrer pochenden Herzen.

In einer seligen Befangenheit, als läge ein rosiger

Nebel über den Menschen und Dingen um sie her, traten sie an den mit Maiblumen und Flieder geschmückten Tisch heran, welcher die jungen Leute vereinte.

Erst als im Verlaufe des Mahles die Stimmen um sie her lauter wurden, als sie von dem Wein getrunken hatten, begann der junge Mann ganz leise zu sprechen.

„Wissen Sie noch, Fräulein Martha, das Plätzchen am See, wo wir vor dem Abschied die Seerosen gepflückt haben? Wie schön das war?“

Sie nickte.

„Am 25. August,“ erwiederte sie dann schüchtern.

„Sie haben auch das Datum behalten! Auch ich könnte jeden Tag, jede Stunde, nein, jede Minute jener unvergeßlichen Woche schildern. Ich habe so oft jede Einzelheit überdacht. Und daß ich Sie hier nun treffe, Fräulein Martha! Ich hatte ja keine Ahnung! Aber ich sehe, daß es die Götter lohnen, wenn man seinen Willen einem fremden opfert! Nur weil mein Vater sein unwilligstes Gesicht machte über meine Weigerung, und weil ich's nicht gut ertragen kann, ihn verstimmt zu sehen, kam ich mit auf den Ball. Und nun der freudige Schrecken gleich auf der Schwelle! Im ersten Augenblick war mir's wirklich wie eine Vision! Sie! In dem weißen Kleid! So anders, als ich Sie bisher gesehen! Und mitten unter den gleichgiltigen, fremden Gesichtern!“

Martha's Mund blieb stumm; aber ihre Augen sprachen mit und antworteten ihm, wie auch ihr Lächeln und die warme Gluth in ihren Wangen.

„Habe ich Sie nicht ganz dumm und thöricht angestarrt? Habe ich nicht ganz Unsinniges geredet bei der ersten Begrüßung?“ fragte er.

„Ich habe es nicht bemerkt, Herr Döllnitz,“ erwiederte sie in ihrer rosigen Verwirrung und ärgerte sich dann über die alberne Antwort.

Es war zu seltsam. Sie brachte es nicht mehr fertig, mit ihm zu plaudern, wie in den ersten Tagen auf dem Lande. Damals waren sie gleich, bei dem ersten Spaziergang im triefenden Regen, so gut miteinander bekannt geworden, daß sie mit ihm gesprochen hatte, wie nie vorher mit einem Menschen. Sie hatte ihm erzählt von dem Heimweh, das sie in der Pension gehabt und das sie auch zu Hause, bei der Mama, nicht ganz verlassen, und von ihrem todten Vater, den sie ja nur als Kind gekannt und nach dessen Liebe sie doch so namenlose Sehnsucht hatte. Aber dann, als sie sich öfter getroffen, dann war in seiner Nähe jenes wunderliche Schwinden alles Denkens über sie gekommen, so wie jetzt, daß sie sich wie gelähmt fühlte und nur noch das Brausen in ihren Ohren, das Klopfen in ihrem Herzen vernahm, das jeden klaren Gedanken erstickte.

Nun schwieg auch er eine Weile.

O, Gott! Was hatte sie ihm Alles sagen wollen bei diesem langersehnten Wiedersehen; und nun fand sie nur die kindischen Worte: „Erinnern Sie sich noch an das Tannenbäumchen, das wir zusammen ausgegraben haben? Es ist ganz gut fortgekommen. Einmal ward es welk; da hatte ich solche Angst —"

„Ich habe es vor Ihrem Fenster bemerkt, als ich vorbei ging. Ich bin oft vorbeigegangen, Fräulein Martha!"

„Zweimal habe ich Sie gesehen," gab sie erröthend zu.

„Und haben mich so förmlich gegrüßt, ganz stolz und fremd," sagte er vorwurfsvoll.

Sie sah ihn lächelnd an. „Wirklich? Ach nein!"

Harmlose Worte! Das schüchterne Stammeln einer ersten Neigung! Aber durchglüht von der tiefen Empfindung unverbrauchter Herzen, getragen von dem Ernst, mit dem man liebt, ehe noch das Leben den Duft von der Seele streifte.

Dann kommt der Tanz, bei dem Bruno in einer Saalecke sitzt und unermüdlich einer weißen Gestalt nachblickt.

Er will nicht tanzen; er schämt sich, ungelenk und linkisch zu erscheinen unter den Anderen.

Aber ihre Augen suchen ihn immer wieder, und zuweilen erhascht sie auch einen Moment, um zu ihm zu treten; nun, da er ihr so ausgeschlossen erscheint von den Anderen, findet sie in ihrem Mitleid, in ihrem Wunsch, ihn zu trösten, wärmere, liebere Worte als zuvor.

Aber einmal, da sich seine Eifersucht, sie von Arm zu Arm fliegen zu sehen, immer qualvoller gesteigert hat, frägt er sie mit finsteren Augen: „Macht es Ihnen wirklich Freude, so herumzuhüpfen?“ und sie antwortet rasch, erschrocken vor seinem düsteren Blick:

„O nein! Ich möchte ja so viel lieber bei Ihnen hier in der Ecke sitzen und mit Ihnen plaudern, wenn ich dürfte!“

Aber kaum ist das Geständniß über ihre Lippen gekommen, so erglüht sie über und über, schämt sich in heftiger Reue und zwingt sich nun, wie zur Strafe für ihren Mangel an Stolz, ihm fern zu bleiben.

Aber sie bemerkt es dennoch, daß sein Gesicht immer trauriger und verstörter wird, und daß er plötzlich aufspringt.

Der Tanz ist eben zu Ende.

Mit einem angstvollen Ungestüm macht sie sich frei und tritt auf ihn zu.

„Sie wollen schon fort, Herr Döllnitz?“

„Was soll ich hier? Ich bin überflüssig,“ murmelte er, an der Unterlippe nagend.

Aber sie sieht ihn flehend an, mit einem rührenden Augenaufschlag.

„O bitte, nein! Bleiben Sie noch,“ stammelt sie schüchtern.

Sein Trotz kann nicht bestehen vor diesem warmen Ton.

Während des Kotillons zieht er seinen Stuhl neben

den ihren, und in dem Blumenstrauß, den er ihr überreicht, steckt ein kleines Gedicht.

„Ich schrieb es dort in meiner einsamen Ecke, während Sie tanzten, Martha," sagte er leise.

Sie wirft hinter dem Fächer einen Blick auf die Zeilen: die ersten Liebesworte; das erste Geständniß: „Ich bin Dir gut!" Und die glühende Frage: „Und Du? Und Du?"

Das Jubeln der Musik, das Flüstern und Lachen in ihrer Nähe, es klingt ihr wie in weiter Ferne. Vor den Augen tanzen ihr tausend Sonnenfünkchen; sie fühlt nur noch ein wundersames Zittern, einen seligen Glücksschauder, wie sie nun dicht vor ihm steht und ihm die Ordensschleife an den Rock heftet. Ihre Augen begegnen einander über die Hände hinweg, und tragen bis in die Tiefen der Seele hinein die Antwort: das süße, selige, jubelnde „Ja!"

Niemand bemerkte das junge Glück, das da in dem stillen Winkel empordämmerte; sie waren Beide viel zu innerlich ergriffen und bewegt, um ihre Empfindungen zu verrathen.

„Fräulein v. Stapf! Aber Fräulein v. Stapf! Sie sind an der Reihe!" rief der Offizier, welcher als Tanzordner den Kotillon leitete, das junge Mädchen aus ihrer süßen, stummen Traumseligkeit aufschreckend.

Während Martha sich zerstreut erhob und mit einem verklärten Lächeln auf dem Gesichte die Tanzfigur ausführte, folgten ihr nicht blos Bruno's Augen mit Bewunderung; auch der Blick eines Herrn, der eben aus dem Rauchzimmer getreten war, um die Paare zu betrachten, blieb auf der Gestalt haften, die mit so weichen Bewegungen, in so unbewußtem Liebreiz durch den Saal schwebte.

Es war ein Mann Ende der dreißiger Jahre; mit blondem, über den Schläfen schon stark gelichtetem Haar,

unregelmäßigen, aber sehr lebhaft bewegten Zügen, klugen, durchdringenden Augen, die unendlich scharf zu beobachten schienen, und einer eleganten, nach der allerneuesten Modelaune gekleideten Gestalt.

„Bitte, sehen Sie einmal die junge Dame dort an, ganz in schlichtem Weiß," sagte er, einen neben ihm stehenden jungen Architekten auf die Schulter tippend. „Wenn ein Künstler die Jungfräulichkeit versinnbildlichen, oder ein Engelsköpfchen malen wollte, könnte er sich ein schöneres Modell wünschen? Wer ist das Fräulein?"

„Die Tochter des verstorbenen Regierungspräsidenten v. Stapf. In der That eine reizende Erscheinung. Wenn ich mir vielleicht die Ehre geben dürfte, Herr Direktor, Sie bekannt zu machen?" erwiederte der Angeredete eifrig, mit einem geschmeichelten Lächeln, endlich die längst erstrebte Beachtung des einflußreichen Mannes gefunden zu haben.

„Ja, ich bitte Sie um den Gefallen, nach dem Kotillon," lautete zu seiner noch größeren Befriedigung die Antwort.

Der blonde, elegante Mann war der erste kaufmännische Direktor einer großen, mit ganz bedeutendem Kapital arbeitenden Baugesellschaft; eines jener Glückskinder unserer Tage, die sich nicht langsam und mühevoll vorwärts arbeiten müssen, sondern förmlich von einem günstigen Windstoß in die Höhe geschnellt zu werden scheinen. Klemens Seydel war als bescheidener Agent mit der Baugesellschaft in Verbindung getreten. Schon bald aber hatte er durch seinen hervorragenden kaufmännischen Blick, durch den überraschenden Erfolg aller von ihm angerathenen Unternehmungen der Gesellschaft so wesentlichen, bis zu Millionen sich steigernden Gewinn gebracht, daß er das unbedingte Vertrauen der Aktionäre und Aufsichtsräthe gewann und schon mit fünfunddreißig Jahren die glänzende Stellung eines Direktors erhalten hatte.

Nun war in dem, bisher in unbeirrbarem Ehrgeiz nur seinem Ziel zustrebenden Manne erst die zurückgehaltene heiße Lebenslust erwacht; er hatte sich mit lebhaftem Temperament und stahlharten Nerven in den Genuß gestürzt, jedoch dabei niemals das Bestreben aus den Augen verloren, in der guten Gesellschaft Fuß zu fassen und sich in den besten Kreisen Ansehen zu verschaffen.

Martha nickte schüchtern, als der Direktor am Arm des jungen Architekten auf sie zutrat und ihr nach erfolgter Vorstellung einige Höflichkeiten sagte. Aber diese mädchenhafte Scheu gefiel ihm gerade; so kindlich unerfahren, so unberührt vom Leben hatte er sich immer das Mädchen gewünscht, das er zu seiner Frau machen wollte.

Es war einer seiner feststehenden Beschlüsse in seinem klug ausgearbeiteten Lebensplane, sich vor dem vierzigsten Jahre zu verheirathen, und zwar mit einer sehr wohlerzogenen jungen Dame aus ganz guter Familie, deren Verbindung ihn in seiner sozialen Stellung emporheben und festigen sollte.

Während er dem jungen Mädchen gegenüberstand, regten sich in seinem rasch denkenden Kopf bereits die klarsten und bestimmtesten Wünsche und Absichten. Sie gewannen dann noch lebhaftere Färbung, nachdem er mit Frau v. Stapf bekannt geworden und einen sehr liebenswürdigen Eindruck von der Mutter der jungen Dame erhalten hatte.

Lea war in ihrer rosigsten Laune.

General Döllnitz hatte sich fast ausschließlich ihr gewidmet, und sie genoß mit innerlichem Triumph die süßeste Befriedigung, die es für sie gab: den ärgerlichen Neid, der ihr da und dort aus Frauenaugen entgegenblitzte.

Sie fühlte, daß sie ein Stück ihrer alten Macht über Wolf Döllnitz zurückgewonnen hatte, und daß seine einstige Liebe zu ihr langsam wieder emporreifen würde, wenn sie ihr Zeit vergönnte, in dem ernster gewordenen Männer-

herzen zu wachsen, wenn sie mit Geschick die zarte Pflanze pflegte und mit warmem Hauche ihr Gedeihen förderte.

Aber plötzlich verdüsterte sich das lächelnde Gesicht der schönen Frau. Ihr Blick war auf ihre Tochter gefallen, die neben Bruno im Erker stand. Diese Blicke, welche die Beiden tauschten! Dieses wundersame Glänzen in Martha's Augen! Ein Gedanke, der ihr bisher niemals in den Sinn gekommen war, trat ihr nun ganz unabweisbar nahe: die Beiden waren sich gut, sie liebten sich und vielleicht nicht erst seit heute! Aber ehe Lea noch Zeit gefunden, sich die Tragweite dieser Entdeckung klar zu machen, hatte sie auch fast instinktiv die Empfindung, daß hier ein Hemmniß ihrer eigenen Pläne vor ihren Augen stand, das sie zerstören müsse.

Mit rauher Stimme rief sie Martha's Namen.

„Wir fahren nach Hause!“

Der General, dessen Sohn und der Direktor Seydel, der sich an liebenswürdiger Galanterie überbot, begleiteten die Damen in die Garderobe, bis an den Wagen.

Lea heftete fortgesetzt die Augen auf die Tochter, als wolle sie mit ihren durchdringenden Blicken jede stumme Zwiesprache zwischen ihr und Bruno abschneiden.

Aber den Händedruck, der für diese beiden jungen Menschenkinder so viel bedeutete, konnte sie ihnen doch nicht wehren. Ein süßer Schauder rieselte Martha durch alle Adern, als sie dann ihr heißes Gesicht an das Wagenfenster lehnte und in die Sternennacht hinausblickte. Nun kam der Moment, in dem sie das Erlebte erst erfassen mußte, als wäre sie schwindelnd, in jähem Flug hoch über die Welt emporgetragen worden und könnte nun Umschau halten über das neue Leben, das vor ihr lag.

Und während das Mädchen so in zitterndem Jubel das Frühlingsfest ihres Herzens feierte, dachte ihre Mutter: Möglichst rasch muß diese Neigung zertreten werden. In jeder Liebe spielt die Eitelkeit eine Hauptrolle; und ein

Mann ist verloren in solch' jungem Herzen, sobald er nicht bewundert wird.

„Der arme General Döllnitz!“ begann sie plötzlich. „Es ist doch eigentlich ein rechtes Unglück für ihn, solch' einen Sohn zu haben. Eine traurige Figur in einem Ballsaal; ein mitleiderregender, krüppelhafter Mensch! Er sollte wirklich lieber zu Hause bleiben!“

Das Kind an ihrer Seite, das eben in seiner lichten Sonnenhöhe geträumt hatte, fühlte sich bei diesen Worten wie von einer rauhen Faust zur Erde geschleudert. Einen Moment sah sie ganz starr vor sich hin, und Thränen traten ihr in die Augen und wollten ihr die Stimme ersticken. Aber sie faßte sich tapfer, und mit ganz ungewohnter Heftigkeit, zitternd in heiligem Zorn, erwiederte sie: „Ich meine im Gegentheil, welches Glück für den Herrn General, solch' einen Sohn zu besitzen!“

Lea stieß ein kurzes, verächtliches Lachen aus. Sie verstand ja die Zartheit der Empfindungen nicht mehr, die sie verletzte; sie ahnte nicht, wie grausam sie war.

„Du würdest nicht lachen, Mama, wenn Du wüßtest, wie Herr Döllnitz zu einem mitleiderregenden, krüppelhaften Menschen wurde, wie Du ihn nennst,“ fuhr Martha fort, erst mühsam nach Worten ringend, dann immer wärmer und freier. „Ich weiß es von seinem Vater selbst. Der Herr General war eines Abends, nachdem er einen anstrengenden Tag hinter sich hatte, an dem er kaum vom Pferde gekommen war, auf dem Sopha eingeschlafen. Und plötzlich fällt, aus einer nie aufgeklärten Ursache, die Hängelampe herab auf den Tisch. Das Tuch, der Teppich brennt; ein Makartstrauß in der Ecke fängt Feuer, und knisternde Funken fliegen durch das ganze Zimmer. Der General, der jählings erwacht, sich in die Sophadecke verwickelt hat, die schon von den Flammen ergriffen ist, vermag nicht rasch genug aufzuspringen. Sein Sohn, der

im Nebenzimmer eben im Begriffe gewesen war, sich auszukleiden, eilt, durch den heftigen Schlag erschreckt, herein. Er sieht seinen Vater brennen; er wirft sich auf ihn, umschlingt ihn mit seinen Armen und erdrückt, der Gefahr für sich selber nicht achtend, die Gluth. Der General war noch im Waffenrock gewesen; er kam mit einer leichten Versengung am Bart und an den Kleidern davon. Sein Sohn aber, dessen Arme nur von der dünnen Leinwand geschützt waren, trug so heftige Brandwunden davon, daß man lange Zeit für sein Leben fürchtete. Man hat versucht, ihm künstlich Hautstücke anzuheilen; sein linker Arm aber ist steif geblieben. Ich meine, Mama, sein Vater kann stolz sein auf diesen Sohn, den Du einen Krüppel nennst! Es ist schön für einen Mann, Muth zu besitzen! Es ist beneidenswerth, sich opfern zu dürfen für einen geliebten Menschen!"

In dem Halbdunkel des Wagens, durch den nur der schwache Laternenschein glitt, leuchteten die hellen Augen des Mädchens in Begeisterung; es war ihr nun wie Befreiung gewesen, ihr übervolles Herz ausströmen zu lassen in dem Lob des Geliebten.

Lea aber schwieg in düsterer Verstimmung. —

Als Martha längst in einen süßen Traum hinübergeschlummert war, in dem sie das Summen der Musik in den Ohren klingen hörte, lag die Mutter noch immer schlaflos, mit einem dumpfen Haß gegen diesen Sohn im Herzen, der ihr da plötzlich im Wege stand und ihr das Ziel versperrte, das sie für so leicht erreichbar gehalten hatte.

So wenig sie auch die Gefühle eines siebzehnjährigen Herzens nachempfinden konnte, das Eine hatte sie doch aus Martha's bewegter Stimme herausgehört, daß es sich hier um mehr handelte, als um eine kindische Neigung, die der nächstbeste Eindruck wegblasen konnte.

Aber fort mußte sie dennoch! Vereitelt, zerstört mußte

sie werden, diese junge Liebe, um jeden Preis! Lea war sich nun auch völlig klar über den Grund ihres fast instinktmäßigen Erschreckens, ihrer sofortigen leidenschaftlichen Abwehr gegen dieses Sichfinden der Kinder.

Wolf Döllnitz hatte ihr ja selbst gesagt, daß er jedes Opfer bringen würde, um dem Sohn eine frühe Ehe zu ermöglichen; um wie viel mehr würde er hierzu bereit sein, wenn es sich um ihre Tochter handelte. Er würde in dieser Neigung förmlich einen Schicksalsbeschluß erblicken, daß die Jugend berechtigt sei zum Glück, er aber allen persönlichen Wünschen entsagen müsse.

Schon die äußeren Verhältnisse würden ihm in diesem Falle ja einen Verzicht aufnöthigen; Bruno, der erst zum Offizier bestimmt gewesen war, hatte sich nach seiner Krankheit der Kunst zugewendet und war Kupferstecher geworden. Er hatte wohl einige erfreuliche Erfolge zu verzeichnen; dennoch konnte er, ohne die Beihilfe seines Vaters, nicht daran denken, eine Verbindung mit einem verwöhnten Mädchen einzugehen, auch wenn dieses Mädchen, wie Martha, einiges Vermögen besaß. Die Ehe der Kinder würde sicherlich den Vater bestimmen, alle Gedanken an eine eigene Wiedervermählung aufzugeben.

„Das darf nicht sein! Nie, nie!" murmelte Lea, leidenschaftlich das dunkle Haupt schüttelnd, die Hände in die Kissen krampfend.

2.

Am nächsten Morgen sah Lea die Sache heiterer und zuversichtlicher an. Ihre Tochter war ja erst siebzehn Jahre! Es konnte doch kein Hexenwerk sein, dieses Kind auf andere Gedanken zu bringen.

Der Karneval hatte erst begonnen; es kamen täglich Einladungen zu Bällen und Gesellschaften, und Lea konnte das unerfahrene Mädchen leicht glauben machen, daß es unhöflich wäre, sie zurückzuweisen.

Martha mußte tanzen und wieder tanzen, in einer wahren Hetzjagd. Ihre Mutter wußte es wohlweislich so einzurichten, daß sie den kleineren Kreisen fernblieben, in denen ein Zusammentreffen mit Bruno unvermeidlich gewesen wäre. Der General dagegen erschien ab und zu auch auf den großen Offiziersbällen als Ehrengast, und Lea hatte nichts dagegen, durch ein wenig Eifersucht seine Liebe anzuregen.

Bruno konnte nur manchmal auf der dunklen Straße einen Blick der Geliebten erhaschen, wenn sie in den Wagen stieg, oder er starrte mit sehnsüchtigen, zuweilen zu wilder Bitterkeit aufflammenden Gedanken zu den hellbeleuchteten Saalfenstern empor, hinter welchen sie tanzte.

Lea aber hatte inzwischen bereits ganz unerwartet einen freudig begrüßten Bundesgenossen gefunden: den Direktor Klemens Seydel.

Er folgte dem Mädchen wie ihr Schatten; er schickte ihr Blumen, erwies ihr alle nur erdenklichen Aufmerksamkeiten, und ließ sich durch die sichtliche Gleichgiltigkeit, mit der Martha seine Huldigungen aufnahm, nicht abschrecken. Seydel war von starrer Hartnäckigkeit, wenn er einmal über einen Plan, den er verfolgte, mit sich selber in's Reine gekommen war. Er wußte sein Benehmen, sein Gespräch genau der Person anzupassen, an die er sich wendete. Der frivole, spottlustige Lebemann ward mit Martha kindlich einfach, ließ sich ihre Pensionserinnerungen erzählen, interessirte sich für ihre Bücher, für ihre Studien in der Kunstgeschichte, die sie mit gewissenhaftem Eifer betrieb, und bewunderte mit warmem Interesse ihre Blumenmalereien. Er hatte rasch eine Einladung in das Haus der Frau v. Stapf erhalten und wurde von der Mutter stets mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit empfangen, wenn er sich an dem Theetische bei den Damen einfand. Auch der General verplauderte gern eine freie Stunde in

Lea's Gesellschaft, und zuweilen brachte er Bruno mit. Aber ein Zufall wollte, daß gerade dann der Direktor bereits in dem Wohnzimmer anwesend war, und Martha's Aufmerksamkeit durch ein mitgebrachtes Werk, irgend eine interessante Sammlung oder hübsche Photographien in Beschlag zu nehmen suchte.

Wie ein Nebel legte sich das breite, trennende Alltagsleben auf die heimliche Liebe der beiden jungen Menschenkinder, daß sie einander kaum noch mit den Blicken umfassen, keinen echten Herzenston mehr zu einander zu sprechen vermochten.

Aber während Lea die Tochter scharf überwachte, verlor sie ihre eigenen Wünsche und Hoffnungen nicht aus den Augen. Es erfüllte sie mit Ungeduld, daß der General, in dessen Zügen sie wohl zuweilen einen Strahl jener einstigen leidenschaftlichen Bewunderung aufleuchten sah, die er ihr vor Jahren gezollt hatte, in seinem Wesen, in seinen Worten doch so fremd, so zurückhaltend blieb, als stünde noch wie einst eine Kluft zwischen ihnen. Sie rief ihm gern die Erinnerung an jene Zeit zurück, da er in ihr Haus gekommen war, und einmal, als sie zu Vieren am Theetisch saßen — der General und sein Sohn, Martha und Lea — sprang die lebhafte Frau plötzlich, die jungen Leute gänzlich vergessend, auf und rief, in den anstoßenden Salon tretend, in dem ihr Flügel stand: „Besinnen Sie sich noch, Herr General, auf das Lied, das damals so ungemein in der Mode war?"

Sie spielte die bekannte Melodie des Gounod'schen Frühlingsliedes: „Sieh', schon weichet des Winters Macht."

Der General war ihr an das Klavier gefolgt; seit langen, langen Wochen blieben Martha und Bruno wieder einen Augenblick allein. Er warf den Kopf zurück und streckte dem Mädchen die Hände entgegen; es war ein tiefes, tiefes Aufathmen der Befreiung. Sprechen konnten

sie kaum, denn nur eine Portière trennte sie von dem Nebenzimmer, aber ihre Augen waren wieder freigegeben von dem Bann, der auf ihnen gelastet hatte. Und wie sich das junge, erglühende Mädchengesicht nun so fragend, so vertrauensvoll, mit einem Blick, der so viel lang-verborgene Sehnsucht bekannte, zu ihm emporwendete, da flammte das heiße junge Blut in ihm auf; er schlang leidenschaftlich die Arme um die schlanke Gestalt und drückte seine Lippen auf ihren Mund.

Sie ließ es geschehen mit dem selig süßen, feierlichen Bangen, das ein junges Mädchenherz bei dem ersten Kusse des Geliebten ergreift. Bleich und zitternd stand sie vor ihm, und ihre weitgeöffneten Augen hatten einen Blick, der sich nicht vergißt: die ganze Hingebung einer reinen, vollen Seele lag darin, mit all' ihrem Todesernst. Er konnte nur leise, zärtlich ihren Namen flüstern.

Die Schritte der Mutter näherten sich wieder. Aber für Martha war diese kurze Minute ein Schicksalsmoment gewesen; sie hatte ein heiliges, bindendes Gelöbniß abgelegt und fühlte sich nun sein — ihm gehörig bis an's Ende aller Tage, in unverbrüchlicher Treue.

— — — — — — — — — — — —

Das Bewußtsein, geliebt zu werden, gab dem jungen Mädchen eine Sicherheit, eine reife Ruhe, an der alle Versuche des Direktors, sich in ihre Gunst zu schmeicheln, abprallten.

Der Karneval war vorüber, der Frühling kam; Seydel hatte alle seine ritterliche Liebenswürdigkeit auf die Siebzehnjährige ausgeschüttet und mußte sich doch gestehen, daß er in all' den Monaten nicht den geringsten Fortschritt in ihrer Gunst gemacht habe. Aber er fühlte sehr wohl, daß seine Werbung von der Mutter begünstigt und unterstützt werde, und das bestärkte ihn in seinem trotzigen Selbstbewußtsein. Er sagte sich, daß ein so junges Mädchen gegen die ersten

auffälligen Huldigungen eines Mannes nicht gleichgiltig bleiben könnte, wenn nicht ein Anderer ihre Gedanken beschäftige. Seinen beobachtenden Augen konnte auch nicht lange entgehen, wer jener Andere sei.

Gewisse, von Anderen kaum bemerkte Wendungen im Gespräch verriethen ihm das Geheimniß des jungen Herzens. Er bemerkte, daß Lea stets rasch das Gespräch abbrach, wenn der General seines Sohnes Erwähnung that; daß Martha dagegen aufmerksam auf jedes Wort horchte und, kämpfend mit ihrer Verlegenheit, jedesmal eine Fortsetzung des Themas suchte. War Bruno anwesend, so gab das Mädchen zerstreute, oft völlig gedankenlose Antworten.

Sehr bald hatte der Direktor sie durchschaut. Nun nannte er zuweilen, wie zufällig, Bruno's Namen, und jedesmal fluthete eine jähe Röthe über das Gesicht des Mädchens unter seinem forschenden Blick, oder sie sprang hastig auf, um ihre Verwirrung zu verbergen.

Aber diese Kinderneigung erschreckte Klemens keineswegs; im Gegentheil. Sie reizte ihn zu einem Kampf gegen dieses Ideal in dem siebzehnjährigen Herzen. Er liebte Martha nicht; aber er empfand dennoch eine lebhafte Eifersucht, die Eifersucht aus Eitelkeit. Er hatte sich so auffällig, so vor allen Augen um das Mädchen bemüht, daß es ihm wie eine Niederlage erschienen wäre, sie einem Anderen überlassen zu müssen. Aber er traute sich auch wohl noch die nöthige Gewandtheit und Menschenkenntniß zu, um einen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen und eine so junge Seele langsam umzustimmen.

Auf einem Sommerausfluge, bei dem er der einzige Begleiter der Damen war, wagte er zum ersten Male, mit einem ganz bestimmten Zweck, eine direkte Berührung der Herzensfrage.

Er hatte Martha bei dem Feldblumenstrauß geholfen, den sie pflückte, und brachte ihr eben eine schöne, mühsam

erreichte Blüthe; dabei sagte er leise und in tiefer Bewegung: „Und nie, nie bekomme ich einen freundlichen Blick, ich mag thun, was ich will! Warum nicht, Fräulein Martha? Sie sehen ja doch, daß ich mir alle Mühe gebe, um Ihr Wohlwollen wenigstens zu erringen, wenn ich auch nicht mehr hoffen darf. Aber nein — ich bin einfach nicht da für Sie!"

Martha hatte mit einer gewissen Angst, mit einem wehmüthigen Mitleid, das einem jungen Herzen so nahe liegt, die wachsende Neigung des Direktors bemerkt und sich lange gesagt, daß sie ihm Wahrheit schulde und daß sie sein erstes direktes Wort mit einem rückhaltlosen Vertrauen erwiedern müsse.

Und das war es auch, was der Direktor in diesem Augenblick durch seine Frage erreichen wollte. Sie schaute ernst auf die Sommerblumen in ihrer Hand herab und sagte leise: „Kennen Sie den alten Spruch, den man schon als Kind in die Stammbücher der Freundinnen schreibt, und dennoch erst versteht, wenn man größer und älter geworden ist?

‚Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht nichts ihm an:
Als daß er Lieb' erzeigen
Und Treue halten kann.'"

Sie hatte das Wort Treue mit ganz besonderer Wärme gesprochen.

„Das heißt also," erwiederte Klemens mit gutgespielter Ueberraschung und mit einem Ton, der das junge Mädchen ergreifen mußte, denn er klang, als käme er aus einem todwunden Herzen, „das heißt also — daß Sie einen Anderen lieben?"

Sie nickte.

„Und jener Andere? Er liebt Sie?"

Einen Moment leuchteten die hellen Augen auf mit

einer seligen Zuversicht, mit einem Glücksstrahl, der sein Blut durchflammte mit wilder Eifersucht und einem heißen Begehren, dieses gläubige Vertrauen zu erschüttern.

„Aber wie kommt es dann," fuhr er fort, immer mit dem gepreßten Klang eines schwer Getroffenen, „daß dieser Mann, der Sie liebt, der sich von Ihnen geliebt weiß" — er seufzte tief — „nicht Alles daran setzt, um Sie zu erringen? Glauben Sie mir, ein Mann, dem es ernst ist mit seiner Neigung, muß ein Weib auch besitzen wollen, um jeden Preis! Jedes Zögern, jedes Warten ist ihm Höllenqual; und wenn tausend Hindernisse sich aufthürmten gegen seine Liebe, und wenn er sie erkämpfen müßte gegen eine Welt. O Gott, wenn Einer geliebt wird von einem Mädchen wie Sie!"

Die letzten Worte hatte er wie in tiefster, schmerzlichster Erschütterung ganz leise hinzugefügt; aber seine Augen streiften mit einem forschenden Seitenblick ihr gesenktes Antlitz. Er sah mit Triumph, daß das Leuchten in ihren Augen erloschen war, daß sie in angstvollem Nachdenken vor sich hinbrütete — daß sein Gift wirkte.

Dem Mädchen war's in der That, als preßte sich ihr eine Last auf das Herz und hemmte sie nun bei jedem Athemzug.

Auch sie hatte sich ja schon oft gefragt, weshalb Bruno sich von ihr fernhielt? Warum hatte er ihr nur in heimlicher Scheu seine Liebe gestanden? Ihre Wangen glühten vor Scham, als sie des Kusses gedachte, den er ihr gegeben hatte. Wenn er's nicht ernst meinte! Wenn er nur gespielt hätte mit ihr? Vielleicht nun spottete über sie und ihre leicht gewonnene Gunst?

Es gibt keine schlimmere Seelenfolter für ein so junges, so reines Mädchen, als die Befürchtung, durch einen Mangel an Stolz einem Manne das Recht gegeben zu haben, über sie zu lächeln.

Und der Stachel blieb.

General Döllnitz war abgereist zu den alljährlichen Truppenaushebungen, die er zu leiten hatte, und Bruno war zu keinem Besuche bei den Damen aufgefordert worden. So hatte denn Martha keine Gelegenheit, ihr gequältes Herz durch eine Frage zu erleichtern. Die Zweifel, die der Direktor in ihr erweckt hatte, mußten aber immer lauter und bitterer werden. Stets von Neuem dachte sie: „Wenn Bruno mich wirklich liebte, könnte er's dann tragen, mir so fern zu sein; müßte er der ungnädigen Miene meiner Mutter nicht Trotz bieten?"

Klemens hatte das Mädchen in seiner einschmeichelnd bescheidenen Art gebeten, ihr nahe bleiben zu dürfen, wenn er auch alle schöneren Hoffnungen begraben müsse. Er spielte seine entsagende Rolle mit feinem Takt und wußte das Vertrauen, das Martha ihm schenkte, recht wohl auszunützen, indem er sich nun als väterlicher, ermahnender Freund zu ihr stellte.

So war der Sommer herangekommen. Die Stadt rüstete zu einem großartigen Feste, mit welchem man einen Gedenktag des Herrscherhauses feiern wollte. Die Maler und Bildhauer waren seit Wochen mit den Vorbereitungen zu dem kostümirten Zug beschäftigt, über welchen noch ein geheimnißvoller Schleier lag. Man erzählte sich nur, daß die verschiedenen Gewerbe und Korporationen sich mit poetisch geschmückten Wagen betheiligten, welche eine symbolische Darstellung ihrer Thätigkeit bringen sollten; daß in dem Zuge eine Lokomotive als feuerspeiender Drache erscheinen würde, und daß die Kaufmannschaft die Elephanten des Cirkus Hagenbeck gewonnen habe, um der Gruppe aus dem Orient, die sie darstellen wollte, ein ganz echtes und charakteristisches Gepräge zu verleihen.

In den Straßen wurden Flaggenstangen aufgebaut und Tribünen errichtet; es wimmelte von Fremden, von Land-

leuten, die in die Stadt gekommen waren, um den Tag mitzufeiern und das interessante Gepränge zu betrachten. Draußen aber in den Höfen und auf freien Plätzen, in jedem leeren Winkel der Vorstadt fand ein regsames Arbeiten und Dekoriren und Kostümiren, ein eigenartiges, aus dem Rahmen des Alltagslebens heraustretendes Treiben statt, als wäre Fastnachtsluft und Maskentreiben plötzlich in die grelle, leuchtende Julisonne versetzt worden.

„Ich möchte die Damen zu einem kleinen Spaziergange auffordern," sagte der Direktor, eines Nachmittags in das stille Gärtchen tretend, in dem Lea und Martha beim Kaffee saßen. „Eine Gesellschaft junger Künstler hat da draußen auf einem unserer Bauplätze die Werkstatt aufgeschlagen; der Wagen, der morgen im Festzuge prangen soll, ist so ziemlich fertiggestellt. Heute wollen sie Hauptprobe halten mit sämmtlichen kostümirten Gestalten. Die ‚neun Musen' werden auf dem Wagen thronen, der von einem antik geschirrten Siebengespann von Schimmeln gezogen werden soll. Ich meine, es wäre interessant für die Damen, schon heute ein wenig hinter die Kulissen zu blicken."

Martha hatte mit einem heißen Erröthen ein freudiges: „O ja, bitte, gehen wir, Mama!" ausgerufen.

Sie wußte, daß auch Bruno seit langer Zeit für den Künstlerwagen arbeitete, und ihre Gedanken hatten sehnsüchtig jenem Raum zugestrebt, in dem die Festüberraschungen hergestellt wurden. Der Direktor erschien ihr in diesem Augenblick wirklich wie ein guter Freund, da er ihr Gelegenheit bot, einen Blick in die Umgebung zu werfen, in der sie Bruno sehen, vielleicht einen Gruß von ihm erhaschen sollte.

Hastig sprang sie die Treppe empor, um ihren Hut zu holen, und eilte dann mit so raschen Schritten vorwärts, daß die Mutter einige Male Halt gebieten mußte.

Es war ein wunderbar blauer Tag, mit Ostluft und weißen sonnigen Wolken. In den Straßen duftete es nach

Tannengrün, als wäre der Wald hereingekommen zur Fest-feier; das hastige Laufen und Drängen der Menschen, das Flattern der bunten Fahnen, das lärmende Jagen der Wagen wirkte erregend auf die Nerven, und unwillkürlich wurde auch der Fernerstehende in die festliche Unruhe mit hereingerissen.

Draußen aber, über dem freien Platze, zu dem der Direktor die Damen begleitete, sah man in ihrem milden Ernst die fernen blauen Berge winken und den Himmel sich weit hinbreiten über das sonnige, einsame Land.

An aufgeschichteten Ziegelsteinen, an Mörtelgruben und Bretterschichten führte der Weg vorüber, und dann flatterten plötzlich über eine halbfertige Mauer herüber hohe, wehende Goldbüschel, leuchtende Palmblätter, und man erblickte, hinter einem Holzschuppen vortretend, ein ganz märchen-haftes Bild.

Weiße Frauengestalten in weichen griechischen Ge-wändern, flatternde, mit Goldbändern durchwundene Haare; ein Blitzen und Gleißen von vergoldetem Flitter; ein buntes Durcheinander von jungen Leuten im verstaubten Arbeitsrock und den stolzen Musenerscheinungen, die sich ganz wunderlich ausnahmen in der freien Luft, in der nüchternen Umgebung der verwilderten Baustelle.

Man kam zu spät zur Probe. Nur Drei der Mädchen standen noch auf dem Wagen, an dem noch da und dort in Eile gemalt, geschmückt und geändert wurde, und sprangen dann lachend in die ihnen herabhelfenden Arme.

Im Hintergrunde aber saßen auf Brettern und um-gekehrten Karren junge Leute, die sich den Schweiß von der Stirne trockneten und mit den „Göttermädchen" lachten; ab und zu führte auch eine der „Musen" einen Maßkrug zum Munde.

Martha's Augen hatten sofort Bruno entdeckt. Auf einem Schemel stand vor ihm ein Mädchen mit rothem

Haar, das sie in einen kecken, griechischen Knoten geschlungen hatte, von dem am Hinterkopfe ein Löckchen abstand, das im leichten Windhauch, in dem Sonnenlichte wie ein goldiger Strahlenbüschel flatterte.

Bruno schien mit der Stellung, in welcher sie die Lyra hielt, nicht zufrieden zu sein. Er ordnete an ihrem Gewand, er zeigte ihr, wie sie den Kopf zu wenden, den Arm zu heben hätte.

Mit einem koketten Lachen warf sie den weißen, runden Arm in die Höhe und ließ ihn dann herabsinken auf seine Schulter.

Martha konnte nicht vernehmen, was er zu ihr sprach; sie sah nur, wie das runde, übermüthige Gesicht des Mädchens dem seinen immer näher rückte, wie sie sich lachend zu ihm herabbeugte und dann auf's Neue, mit drolligem Ungeschick die Stellung versuchend, ihre Augen auf den seinen ruhen ließ, mit dreister Vertraulichkeit, wie in siegesgewissem Uebermuth.

Er wendete nicht den Kopf hinüber zu seinem armen blassen Liebchen, dem so weh, so grausam weh geschah in diesen kurzen Minuten, unter dieser schönen lachenden, leuchtenden Sommersonne.

Martha's Wimpern zuckten; sie wußte sich der Thränen nicht zu erwehren; aber sie durfte, sie konnte doch nicht weinen mitten unter diesen fremden Menschen, die in fröhlicher Hast an ihr vorüber drängten. Einen Moment verschleierten ihr aber doch große, bittere Tropfen das ganze farbige Bild; als sie dann, mühsam nach Fassung ringend, die Augen wieder aufschlug, sah sie, dicht vor Bruno's Kopf, den rothen Lockenbüschel der „Muse“, die von ihrem Schemel herabgesprungen war und, in der Luft schwebend, ihre Arme um seinen Hals klammerte.

Lachend befreite er sich und ließ sie auf die Erde hinabgleiten. Aber er hatte sie geküßt! Sie fühlte, wie

ihr alles Blut aus den Wangen gewichen war; ein wilder, körperlicher Schmerz zuckte ihr durch das Herz; es war ihr, als müsse sie aufschreien.

Dann hörte sie wie im Traum die Stimme des Direktors, der leise sagte: „Kommen Sie, Fräulein! Es geht hier wirklich allzu lustig zu für junger Mädchen Augen! Es thut mir leid, daß ich Sie hierhergeführt habe. Ich hätte mir sagen müssen, daß diese Herren Künstler sich immer neben der Arbeit noch Kurzweil zu verschaffen wissen, bei der sie keine Zeugen brauchen können.“

Er hatte ihren Arm genommen und zog sie fort mit einer gut gespielten Entrüstung. Er nannte keinen Namen er sprach nur ganz im Allgemeinen, als habe er keine Ahnung, daß dieser jugendliche Leichtsinn das Mädchen irgendwie näher berühren könne. Aber während er unbefangen plauderte, studirte er Zug für Zug in dem gesenkten, wie in Verzweiflung erstarrten Gesicht, fühlte jedes Zucken des jungen Herzens und freute sich, daß er ihr das Götterbild in den Staub gerissen hatte. —

Das rothhaarige Mädchen war ihm nicht fremd. Er hatte das hübsche Ding schon als Kind gekannt, als sie noch in der Kellerwohnung bei ihrem Vater, einem armen Flickschuster, herumgetollt hatte. Später war sie als Choristin zu einem kleinen Theater gekommen, und da sie gerne lachte, hieß sie allenthalben die „lustige Susel“. Ab und zu, wenn der Direktor ihr hinter den Kulissen des Theaters begegnete, zu dem er allezeit Zutritt hatte, da die Räumlichkeiten der Baugesellschaft gehörten, dann plauderte er mit ihr; auf diese Weise hatte er auch erfahren, daß sie als eine der „Musen“ auf dem Künstlerwagen mitwirken sollte, und von den verschiedenen Herren reden hören, die sich um dessen Ausschmückung bemühten.

„Höre 'mal, Susel, Du könntest mir einen Gefallen thun,“ hatte er mit einem raschen Aufblitzen der Augen

gesagt. Er duzte sie immer noch, wie in ihren Kindertagen, da er ihr ab und zu ein Geldstück geschenkt und ihr das wirre Haare gestreichelt hatte. „Es könnte Dir doch nicht schwer fallen, einem dieser jungen Herrn ein wenig den Kopf zu verdrehen?"

Da lachte sie hellauf und meinte, versuchen wolle sie's ja gerne, wenn ihm damit ein Gefallen geschähe.

„Es handelt sich um eine Wette, Susel! Um einen Scherz, weißt Du. Es wäre ganz genügend, wenn der betreffende junge Mann sich während der Probe mit Dir besonders beschäftigte. Das wirst Du wohl fertig bringen. Aber Du mußt die Sache ganz fein anfangen und erst, wenn Du mich kommen siehst — gleichviel in welcher Begleitung — dann darfst Du ein bischen kecker werden und ihm auch einen Kuß geben, den er sich gerne von einer so hübschen Hexe wie Du, gefallen lassen wird. Ich bin neugierig auf Dein Kunststück, und wenn Du's geschickt machst, dann rede ich einmal mit Deinem Direktor, daß er Dich in einer größeren Rolle auftreten läßt."

Die Komödie war wohl gelungen. Und während Klemens auf das junge Wesen an seiner Seite herabblickte, das so gebrochen dahinschritt durch die lustigen, vom Abendgold durchleuchteten Straßen, da blitzten seine Augen triumphirend auf, und er lächelte innerlich über diese fein berechnete tragische Wirkung seiner lustigen kleinen Intrigue.

Lea dagegen war in schlechter Laune. Sie hatte sicher darauf gerechnet, daß General Döllnitz zu dem Feste in die Stadt zurückkehren und sie mit ihrer Tochter und einigen anderen Bekannten in seine Wohnung einladen würde, an welcher der Zug vorüberging. Sie hatte sich für diesen Morgen, von dem sie sich viel versprach, eine reizende schwarze Spitzentoilette angeschafft, die ihre Gestalt auf das Vortheilhafteste zur Geltung brachte. Sie

hatte jede anderweitige Aufforderung, auch das Anerbieten des Direktors, ihr Tribünenplätze aufzuheben, abgelehnt, um nun, am Vorabende des Festes, zu erfahren, daß der General nicht in der Stadt anwesend sei und auch in den nächsten Tagen nicht von seinem Urlaub zurückkehren würde.

„Aber das thut mir schrecklich leid," rief Klemens, nachdem Lea ihm, natürlich mit einer kleinen Lüge von einer plötzlich abgereisten Freundin, mitgetheilt, daß sie keine Fensterplätze zur Verfügung hätten. „Ich fürchte, es ist ganz unmöglich, heute noch Sitze auf der Tribüne zu erobern. Aber ich darf den Damen doch wenigstens meine Begleitung anbieten? Sie können sich allein ja kaum auf die Straße wagen."

Martha, die während des ganzen Heimweges geschwiegen hatte, öffnete nun zum ersten Male wieder die Lippen: „O bitte, bleiben wir zu Hause," bat sie mit einem Blick, der die Mutter hätte rühren müssen, wenn sie für das tiefe Seelenleid ihres Kindes ein Auge gehabt hätte.

„Nein, unter keiner Bedingung," rief Lea. „Wie langweilig Du bist, Martha, in Deinem Alter! Aber wenn Du auch kein Interesse für dergleichen hast, so nimm einfach die Unbequemlichkeit auf Dich, weil es mir Vergnügen macht. Ich meine, ich hätte Dir oft genug ein Opfer meiner Ruhe gebracht."

Das junge Mädchen wagte keine Antwort; es zuckte nur unendlich wehmüthig um ihren festgeschlossenen Mund und sie starrte schweigend zu Boden.

3.

Martha war am nächsten Morgen rechtzeitig fertig; sie hatte kaum geschlafen; wie bitterer Hohn hatte ihr das auch in der Nacht nicht endende festliche Lärmen im Ohr geklungen.

Der Direktor hatte den jungen Architekten, der ihn auf jenem Hausballe mit Martha bekannt gemacht, mitgenommen, um den Damen zweifachen männlichen Schutz bieten zu können. Der junge Mann, dem Seydel ein mächtiger Gönner geworden, und der ihm daher unbedingt ergeben war, schien strenge Weisung zu haben, sich der Mutter anzunehmen. Die beiden Herrn erkämpften denn auch tapfer den Weg durch das frühzeitige Gedränge, und man hatte bald einen günstigen Platz, in der Nähe der königlichen Residenz, auf einigen Steinstufen gefunden, welche einen Ausblick über die sich immer dichter aneinanderreihenden Köpfe ermöglichten. Nun mußte man sich mit Geduld wappnen, bis das Schauspiel sich entfaltete. Der Himmel, der am Morgen trüb und regnerisch gewesen, hatte sich aufgeheitert; das Gefühl des Ungewöhnlichen, des Festtäglichen schuf allenthalben eine gehobene Stimmung, wie eine leise Trunkenheit lag's in der Luft.

Aber ein siebzehnjähriges Herz hat noch nicht gelernt, sich mit dem Leben bescheiden zu vertragen, und sein Bündel Kummer bei Seite zu schieben, um sich einer heiteren Stunde hinzugeben. Es genießt oder leidet nur aus dem Vollen.

Glanzlos und müde schauten die hellen Augen Martha's auf die endlich in dem Festzuge an ihr vorüberziehende, wie einem Märchen aus Tausend und Einer Nacht entsprungene Gestaltenfülle.

Da war es vor Allem der prächtige Zug der Kaufmannschaft, mit dem von den seltenen, mächtigen Thieren gezogenen, mit Waaren aller Art beladenen, von Berittenen in schönen orientalischen Gewändern begleiteten Wagen, der allgemeines Staunen hervorrief. Dann das von lustigen Gestalten umtanzte Faß des Gambrinus, das riesige eiserne Ungethüm, das sich in Drachengestalt heranwälzte, gefolgt von immer neuen, wechselnden Bildern, bis zu der von

einer reizenden Kinderschaar getragenen Wiege des Königs, die sich, von lautem Jubel begrüßt, auf einem der Wagen vorüberbewegte. Musikweisen erklangen. Dazwischen manch' bewunderndes „Ah", manche Hochrufe der Menge; man lachte, jauchzte, man stellte sich auf die Zehenspitzen und reckte die Hälse, um nur ja keine Einzelheit aus den Augen zu verlieren.

Martha hatte kein Lächeln. Der geistige Sehnerv war ihr getrübt worden; nun sah sie Alles um sich her grau und häßlich. Man hatte ihr den Glauben, das Vertrauen zertreten. Das ganze Leben war ihr nur noch ein toller Maskenscherz, eine große Lüge.

Einmal, als sie den Kopf zu einem der gegenüberliegenden Häuser erhob, zuckte sie zusammen: sie hatte deutlich an einem Fenster Bruno erkannt, der, an einen Freund gelehnt, mit frohen Augen dem Treiben zusah. Sie zwang sich, die Blicke nicht mehr nach ihm zu richten; doch als nun die eigenartig dumpfen Töne der Tuba das Herannahen des antiken Wagens mit den neun Musen verkündeten, da sah sie's dennoch, daß er sich weit herausbeugte. Sie erkannte dann auch unter den schimmernden weißen Gestalten, unter der Fülle goldenen Zierraths den keck emporgeworfenen Kopf des rothhaarigen Mädchens, und sah, wie diese mit der Lyra winkte und dann eine Kußhand zu dem Fenster emporwarf.

Mit einem Gefühl dumpfer Empörung wendete sie sich zu ihrer Mutter, um ihr zu sagen, daß sie fort wolle, daß sie ersticken müsse, wenn sie zu längerem Bleiben genöthigt würde. Im selben Moment aber drängten sich plötzlich die Menschen dichter aneinander; als hätte ein heftiger Stoß sie zusammengeschleudert.

Mitten durch die Tubaklänge, durch das Schmettern der Musik und das laute Bravorufen klingt ein Schrei, ein seltsamer Schrei: ein Massenschrei.

Wie der Sturmwind auf glatter Seefläche in einer Sekunde die Wellen emporjagt, so löst sich die von Schaulust und Neugierde bisher ruhig gehaltene Menge mit einem Schlage in ein wildes Chaos auf.

Man weiß nicht, was geschehen ist, was in der Ferne droht; aber der Fluchtgedanke, der Schrecken vor einer unbekannten Gefahr hat die Reihen ergriffen.

Näher kommt's und näher, das wilde Heulen, das wirre, besinnungslose Heranstürmen der Menschen, als wären böse Geister hinter ihnen. Ein wildes Schreckniß naht! Wie? Was? Wo? So fragen die Augen, die Lippen mit Todesangst und man drängt vorwärts, schiebend, geschoben, überall auf neue Massen stoßend, welche die freie Bewegung hemmen, die von der Bestürzung mitergriffen werden.

Lea hat sich an den Arm des Architekten geklammert und ist, ohne sich weiter um die Tochter zu kümmern, einem Thore zugeeilt, das sie erspäht hat.

Martha aber, die sich einer Ohnmacht nahe fühlt, ist willenlos geschoben und gedrängt worden, nicht vorwärts, nein, dem heranstürzenden Menschenstrome entgegen. Nach Athem ringend, unfähig, nur die Hände zu regen, steht sie in der wirren Brandung, gestoßen, gedrückt, kaum mehr ihrer Sinne mächtig.

Umsonst hat Klemens versucht, sich ihr nachzukämpfen, sie zurückzureißen.

Und nun, mit einem Male, in nächster Nähe das wilde, verzweifelte Aufkreischen! Die Menge staut sich, schiebt gegen das Haus, man tritt und stößt und schlägt sich in blindem Selbsterhaltungstrieb, Kinder weinen, Frauen schreien, dazwischen erklingt wohl ab und zu ein lautes Schimpfen und Fluchen der Männer. Martha ist aus dem Knäuel herausgeschleudert worden, der Straße zu; die Kniee wanken ihr. Sie war dem Ersticken nahe; nun kann

sie einen Moment aufathmen, aber da sieht sie mit entsetzten Augen, was heranjagt, dicht gegen sie heranjagt, riesengroß, seltsam; ein entfesseltes Ungethüm: es ist ein rasender Elephant, ein zweiter hinter ihm, unter deren Schritten der Boden dröhnt.

Sie rafft sich auf; sie stößt auf allen Seiten an eine undurchdringliche Menschenmauer; und nun verliert sie in Todesschrecken einen Augenblick völlig die Besinnung.

Als sie die Augen wieder aufschlägt, sieht sie neben sich des Direktors erhitztes Gesicht und fühlt sich halb getragen von seinem Arm.

Sie hört seine laute, befehlende Stimme: „Schaffen Sie Platz! Die Dame ist ohnmächtig geworden!" Aber sie kommt erst vollends zu sich, als es plötzlich ganz kühl und still um sie wird. Nun sitzt sie auf einer Steinstufe, in einem kühlen Hofraum in der königlichen Residenz, in den ihr Begleiter sie geführt hat.

Verwirrt, halb traumbefangen, schauten ihre Augen eine Weile um sich. Es war ein so eigenartiges Winkelchen: Muschelwände, aus denen barocke Gesichter und Gestalten herabblickten, von Fischen getragene Steinbecken und über dem Ganzen ein gewisser geheimnißvoller Hauch der Vergangenheit. Sie war oftmals hier gewesen in dem kleinen Grottenhof; aber nun, nach dem wilden Treiben, dem sie entflohen war, wirkte die kühle Ruhe, die Wunderlichkeit des zopfigen, bizarren Raumes doppelt mächtig auf sie.

Der Direktor stand vor ihr, besorgt, liebevoll, und zeigte lächelnd auf seinen zerrissenen Rock und auf die klaffenden Handschuhe, die er abgestreift hatte.

„Wo ist Mama? Wenn nur Mama nichts geschehen ist!" frug sie, sich besinnend, mit erschrockenen Augen.

„Seien Sie ganz unbesorgt, liebes Fräulein Martha! Ihre Frau Mutter hat sich mit rascher Geistesgegenwart in ein offenes Hausthor zu retten gewußt. Wenn nur

Sie sich wieder wohler fühlen! Sie glauben nicht, wie furchtbar es mir zu Muthe war, als Sie von mir losgerissen wurden; wie ich um Sie gezittert habe!"

Schrecken und Schwäche hatten ihr eine Weile ihr Leid verschleiert. Nun sah sie wieder klar das Bild vor sich, das ihr seit gestern jede Lebensfreude ausgelöscht hatte.

„Warum?" erwiederte sie herbe. „Hätten Sie mich doch zerstampfen lassen! Es wäre das Beste für mich gewesen!"

Sie hatte keine Gewalt mehr über ihre überreizten Nerven nach der schlaflosen Nacht, nach den Aufregungen des Morgens. Sie brach in ein wildes Weinen aus und schluchzte mit der ganzen Fassungslosigkeit, welche diese erste furchtbare Enttäuschung in ihr hervorrief.

Der Direktor hatte sich neben sie auf die Steinstufen gesetzt und suchte sie mit milder Güte zu trösten.

„Aber, Fräulein! — Fräulein Martha! — Kind! Was haben Sie nur? Darf ich es nicht wissen?"

Er sprach so bewegt, so traurig innig, und seine Augen lächelten doch. Aber sie hörte ja nur die sanfte, liebevolle Stimme.

„Sie schweigen, Martha," fuhr er fort, sich immer näher zu ihr herabneigend, immer leiser sprechend. „Ach, glauben Sie denn, ich wüßte nicht den Grund dieser bitteren Thränen? Nur um Liebe kann man so weinen! Der Mann, dem Sie gut sind, hat Ihnen wehe gethan? Ist's nicht so? Aber verdient er denn auch, daß Sie so ganz vergehen in Schmerz um ihn? Ich kenne ihn nicht. Ich will ihn auch nicht kennen und seinen Namen nicht wissen!" Sein Ton war nun düster und von leidenschaftlicher Bitterkeit. „Es wäre nicht gut, wenn ich ihm je begegnen müßte!" fügte er finster hinzu.

Dann schwieg er. Man hörte das Tropfenfallen des Springbrunnens und das leise Schluchzen des Mädchens.

„Glauben Sie mir, Martha, er ist Ihrer Liebe nicht werth, wer es auch sei," fuhr Klemens dann nach einem tiefen Seufzer fort. „Ich kenne die Welt wohl ein bischen besser, wie Sie. Ich sagte Ihnen ja schon: ein rechter Mann, dem es ernst mit seiner Neigung ist, der wirbt um ein Mädchen wie Sie, wenn er an Gegenliebe glauben darf. Thut er das nicht, nun, so war ihm der kleine Roman nur ein hübsches Abenteuer, dessen er sich wohl gelegentlich am Kneiptische bei den Kameraden rühmt."

Das gesenkte Haupt fuhr plötzlich empor in wilder Bestürzung; die verweinten Augen hoben sich mit einem Blick des Schreckens, der Empörung, der hilflosesten Angst.

Klemens fühlte: nun hatte er den rechten Punkt getroffen, die empfindlichste Stelle dieses jungen, unerfahrenen Herzens. Nun kam es ihm auf eine freie Erfindung, auf eine kleine, heimliche Verleumdung nicht an, wenn sie seine Zwecke fördern konnte.

Seit Wochen reizte ihn das Spiel, um das trotzige Vöglein ein feines Netz zu spinnen, in das es sich gänzlich verstricken mußte. Nun saß es flügellahm vor ihm; es galt nur einen letzten, geschickten Zug, und es war gefangen, in seiner Macht.

„Ach, Sie haben ja gar keine Ahnung, Martha, was für haarsträubende Indiskretionen man zuweilen im Kaffeehause oder im Restaurant, am Biertische zu hören bekommt," plauderte er, neben ihr sitzend, anscheinend ganz harmlos, so recht wie ein guter Kamerad, der einen betrübten Freund zu zerstreuen sucht. „Ich könnte Ihnen da Geschichten erzählen. Erst vor Kurzem saß ich Abends allein vor meiner Zeitung und meinem Glase; neben mir ein Tisch junger Künstler. Ich mußte ihre Unterhaltung mit anhören; sie sprachen laut genug. Der Eine von ihnen — ich nenne natürlich keinen Namen — behauptete,

man könne wirklich nicht mehr in Gesellschaft gehen; die jüngsten Mädchen seien so heirathslustig, daß sie sich Einem, nach der geringsten Kurmacherei, förmlich an den Kopf würfen. Er wiederholte lachend des Geplauder einer jungen Dame, der er einen Spitznamen gab, den die Anderen zu kennen schienen. Es waren liebe, kindliche Worte, die mich rührten, so daß es mir ordentlich in den Fingern prickelte, dem geschwätzigen Burschen auf den Mund zu schlagen. Ich glaube, ich hätte mich auch kaum beherrscht, so schamlos trieb er seine Prahlerei, wenn ich nicht zufällig den Vater des jungen Menschen kennen würde — er ist ein hochgestellter, von mir verehrter Mann."

Die jungen Augen hatten keine Thränen mehr; unbeweglich, wie schmerzerstarrt sahen sie auf die Steingesichter an den Wänden, mit einem Ausdruck wilden Entsetzens.

O, Klemens hatte seine Worte wohl berechnet; er wußte, daß jedes traf! Sie zweifelte keinen Moment, daß Bruno der junge Künstler gewesen, daß Bruno über sie geläftert habe. Seit gestern hielt sie ihn ja jeden Verrathes fähig.

Quälend, folternd, flog die Erinnerung an ihr vorüber; jedes liebe Wort, das sie ihm gesagt, brannte ihr im Gedächtniß wie ein Feuermal. Ja, er konnte sie mißverstehen, ihr Benehmen falsch deuten, wenn er sie nicht liebte. Und er hatte sie ja nicht geliebt! O Gott, er lachte über sie, wie über ein dreistes, heirathstolles Mädchen! Es war ihr, als müsse sie sich vor Beschämung unter die Erde verkriechen.

Ihr Mädchenherz krümmte sich unter diesen Gedanken, die über sie einstürmten, wie unter Geißelhieben. Sie schlug die Hände vor das Gesicht; sie konnte den Blick nicht ertragen, der so forschend und besorgt auf ihr ruhte.

„Ich beschwöre Sie, weinen Sie nicht mehr! Ich kann es nicht sehen, daß Sie so heiße Thränen vergießen um

jenen Anderen," bat Klemens, nun den Ton ändernd, in leidenschaftlicher Bewegung. „Haben Sie denn kein Mitleid mit mir? Mit den Schmerzen, die ich erdulde, seit Wochen, seit Monaten? Jener Andere, er hat Ihnen weh gethan, und Sie — Sie lieben ihn immer noch!"

Sie schüttelte das Haupt in wilder Abwehr.

„Ich danke Ihnen für dieses stumme ‚Nein', Martha!" sagte er warm, leise nach ihrer Hand suchend. „O, wenn Sie sich trösten lassen wollten von jener großen, treuen Liebe, die Ihnen so lange an der Seite steht, in trauriger, bitterer Entsagung!"

„Wie könnte mich noch Jemand lieb haben," erwiederte sie tonlos, wieder mit ihrem starren, hoffnungslosen Blick. „Auch Sie nicht, wenn Sie Alles wissen! Ich habe ihn geküßt — jenen Anderen! Meine Lippen sind entweiht von den seinen."

Zum ersten Male flog ein Anflug echter Rührung über des Direktors Gesicht. Sie war so kindlich anmuthig in ihrer zerknirschten Beichte.

Er seufzte tief. „Sie haben keine Ahnung von der Größe meiner Neigung," sagte er dann, „wenn Sie glauben, daß ich Ihnen Ihren Irrthum nicht verzeihen könnte! Aber dennoch, Martha; nun, da ich Alles weiß, nun rathe ich Ihnen als treuer Freund um Ihrer selbst willen: machen Sie ein rasches Ende! Wenn Sie Grund haben, an jenem Mann zu zweifeln, so rauben Sie ihm das Recht, mitleidig über Sie zu lächeln. — Martha, Kind! Lassen Sie sich führen von mir, wie heute! Immer! Wie ich Sie heute aus der wilden Menge in dieses stille Asyl hierher gerettet habe, so will ich Sie auch künftig bewahren vor jedem rauhen Anprall des Lebens, vor jeder Verirrung, vor jeder Enttäuschung!"

Die Worte flossen ihm so überzeugend, so besänftigend von den Lippen und streiften so milde über ihr krankes Herz.

Sie war müde, todmüde; sie war kaum noch eines anderen Gedankens fähig, als des einen, unsäglich bitteren: „Bruno soll nicht lachen über mich! Bruno soll nicht glauben, daß ich mich ihm aus Heirathslust an den Kopf geworfen hätte!“

Gutmüthig, väterlich fast, trocknete Klemens ihr die Augen, streichelte ihre Hände und flüsterte ihr bittende, tröstende Worte zu; sie nickte nur schweigend, ganz gebrochen, ganz muthlos, voll Angst und Grauen und Ekel vor der Welt, in die sie einen so schlimmen, schlimmen Blick gethan.

Er schlang den Arm um das blasse, müde, traurige Kind und in halber Erschöpfung sank ihr Köpfchen auf seine Schulter herab.

Es war ihr gleichgiltig geworden, was mit ihr geschah; ja, sie empfand es mit einer gewissen wehmüthigen Dankbarkeit, daß liebevolle Güte sie stützen und halten wollte, da sie so vollständig das Vertrauen auf die eigene Klugheit verloren hatte. —

Lea, die längst zu Hause angelangt war, fing eben an, sich um die Tochter und deren Verbleiben zu ängstigen, als Klemens mit der Jubelbotschaft: „Martha ist mein! Meine Braut!“ in das Zimmer, in ihre Arme stürzte.

Und nun, ein jäher Umschlag in Lea's Stimmung. Alle üble Laune über die Abwesenheit des Generals war verflogen. Sie glühte in freudiger Erregung, viel heiterer und glückstrahlender, als die stille, blasse Braut.

Vielleicht hatte der General um Bruno's willen gezögert, sich ihr zu erklären, weil er sich nicht gerne von dem Sohne trennte, und die beiden Kinder doch nicht wohl zusammen in einem Hause hätten bleiben können. Auch dieses Hemmniß für ihr Glück und ihre Pläne fiel weg, sobald Martha ihr eigenes Heim hatte. Und obendrein konnte sie nun auch die Sommerwochen in dem hübschen

Bergstädtchen zubringen, in welchem der General seine kleine Villa hatte, wo sie sich auch vor einem Jahre wieder getroffen hatten. Der jungen Leute wegen hatte sie bisher nicht gewagt, sich dazu zu entschließen. Aber nun, da Martha verlobt war, konnte Bruno's Nähe ihr ja nicht mehr gefährlich werden, und Lea durfte sich getrost auf die Tage der Landeinsamkeit, auf die Gesellschaft ihres alten Freundes freuen, der ja dann wohl endlich sein Schweigen brechen würde!

Vorläufig aber galt es, sofort, gleich heute, die Verlobung der Tochter zu feiern, damit Martha den raschen Entschluß nicht mehr bereuen könne und sich recht völlig bewußt werde, daß sie sich endgiltig gebunden habe. So rasch als nur irgend möglich sollten die Karten gedruckt und in die Welt gesandt werden.

Am Abende, während die Stadt, trotz des Regens, der sich nun eingestellt hatte, in einem Lichtmeer erglühte und vor den Fenstern die kleinen Flämmchen zuckten, saß man schon in einem vertrauten Kreis zusammen und trank auf das Wohl des Brautpaares.

Zuweilen, bei einem warmen Glückwunschwort, schrak Martha förmlich zusammen und schaute um sich her, mit einem schmerzlichen Blick, als suche sie nach einem verständnißvollen Auge, nach einer Seele, der sie hätte klagen können, wie traurig ihr zu Muthe war.

Aber sie sah nur lachende, freudig bewegte Gesichter, und ihre Mutter lächelte sie an, reuelos, skrupellos, seelenvergnügt, und die Orangenblüthen vor ihrem Teller dufteten betäubend, und der Mann an ihrer Seite drückte ihr mit leisen, liebkosenden Worten die Hände.

4.

Nun waren sie wieder draußen in dem schönen Bergthal, wo Martha ihren Liebestraum geträumt, im selben

Hause, wie im letzten Sommer, das eine so entzückend idyllische Lage hatte. Wohl eine Viertelstunde war es von der Stadt entfernt; dahinter ein grüner Hügel mit einem Kapellchen, das eine uralte Linde beschattete; vor dem kleinen Gärtchen mit den duftenden Reseden und den feuerrothen Buschnelken der ansteigende Bergwald; zur Rechten aber der Fluß, der im gleichmäßigen ruhigen Wellenschlag vorüberrauschte.

An dem sonst flachen Ufer lag hier ein seltsamer Felsblock im Wasser, der wie von einer Riesenfaust herabgeschleudert schien, und an den sich eine Sage knüpfte. Es hieß, ein Fuhrmann habe an einem Feiertag mit einer schweren Last durch den Fluß fahren wollen. Sein Wagen aber sei im Sande stecken geblieben; unter wildem Fluchen habe er die Pferde angetrieben, und, während aus dem nahen Gotteshause die Glocken klangen, die Rosse und das ganze Fuhrwerk in seinem wilden, gottlosen Zorn verwünscht. Da sei plötzlich er selber mit Wagen und Pferden zu Stein geworden.

Nun stand ein großes Holzkreuz auf dem Felsen und darunter eine von hageren Tannen umschattete Bank. Zwei gemalte, in den Stein eingekeilte „Martertafeln" erzählten, daß der sagenhafte, so räthselhaft hier aufsteigende Felsen schon seine Opfer gefordert hatte. Von dem schmalen, in den Stein eingehauenen Weg, der hinan führte, ging's jählings hinab in die Tiefe, in die vorüberziehenden Wellen.

Lea hatte den schwindelnden Pfad nie betreten mögen, aber Martha saß gerne auf der einsamen Bank da oben, von der aus man das schöne Thal bis zu den Bergen im Westen erblickte. Nun gemahnte sie jeder Zug der weiten Landschaft an das vergangene Jahr, rauschte jeder Baum, jeder Wellenschlag ihr Erinnerungen zu, denen sie doch nicht nachhängen durfte und wollte, weil sie in einem so

bitteren Mißklang endeten und weil sie obendrein schweres Unrecht waren gegen den Mann, dessen Verlobungsring sie am Finger trug. Sie fühlte beständig den neuen Reif an ihrer Rechten wie eine ungewohnte Last, wie eine stete Mahnung.

Gleich am ersten Tage ihrer Ankunft hatte General Döllnitz sie begrüßt und ihr seine Glückwünsche dargebracht. Dabei hatte er sie forschend und ernst angesehen, fast ein wenig mitleidig.

Warum bemitleidete er sie? Er gerade, da alle Anderen sich darin überboten, ihre Wahl zu loben? Hatte er ihr Herz durchschaut? Der Sohn vielleicht auch dem Vater ausgeplaudert, daß er sein Spiel mit ihr getrieben habe?

Sie ging dem General nun beinahe schroff aus dem Wege und verließ das Zimmer, so oft er zu Besuch kam. Lea schien es nicht zu bemerken; es war ihr lieb, mit dem Freunde allein zu bleiben.

Gesprächsweise hatte Martha auch erfahren, daß Bruno in dem Städtchen anwesend sei, sich aber meist auf einsamen Bergwegen ergehe. Der Gedanke, ihm zu begegnen, war ihr so entsetzlich, daß sie sich kaum von der Nähe des Hauses weg wagte, obwohl die Mutter ihr nun volle Freiheit gönnte. Sie fühlte, daß sie die gleichgiltig-kühle Miene, die sie Bruno doch zeigen müßte, nicht zu Stande brächte, daß ihr das thörichte Blut in die Wangen steigen, daß sie vor Herzklopfen keinen Laut in der Kehle finden würde, wenn er es wagen sollte, sie anzureden.

Eines Nachmittags entschloß sie sich aber dennoch, einen Brief zur Bahnstation zu tragen, die ziemlich entfernt von ihrem Häuschen lag. Es war eine Antwort an ihren Bräutigam, die sie lange verzögert hatte. Sonst war es ihr immer leicht geworden, zu schreiben; den Freundinnen hatte sie mit Vergnügen drei volle Bogen geschickt; aber Klemens erschien ihr nun so fremd, seit sie seine vertraulich einschmeichelnde Stimme nicht mehr hörte, ein Brief an

ihn eine Arbeit, wie einst der deutsche Aufsatz in der Pension; mit ängstlicher Scheu überlegte sie jedes Wort.

Sie hatte den Holzsteg überschritten, der nahe bei ihrer Wohnung über den Fluß führte, und bog nun eben in einen schmäleren Weg ein, der zwischen eingezäunten Wiesen hindurch führte, als aus einem Quersträßlein, das hier mündete, Bruno heraustrat, so dicht vor ihr, daß an ein Ausweichen nicht zu denken war.

Sie ward nicht roth, wie sie gefürchtet hatte; sie erblaßte vielmehr bis in die Lippen. Aber sie fühlte sich viel ruhiger und muthiger, als sie erwartet hatte; in diesem Augenblick schien es ihr gut, daß der Zufall eine Aussprache zwischen ihnen herbeiführte.

Bruno grüßte; der Weg war so schmal, sie mußten neben einander hergehen.

„Ich habe Ihnen noch nicht gratulirt zu Ihrer Verlobung, gnädiges Fräulein," sagte er. „Verzeihen Sie mir. Die Nachricht hatte mich überrascht; und nehmen Sie, bitte, jetzt meine etwas verspäteten Glückwünsche entgegen."

Seine Stimme klang hart, bitter; er vermied sie anzusehen.

„Ich danke Ihnen," erwiederte sie.

Dann gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander.

Es duftete nach frischgemähtem Gras, nach Minzkraut, das an einem kleinen Bache wucherte, und an ihnen vorüber flatterten weiße und gelbe Schmetterlinge. Dort, wo der Weg ein wenig anstieg, sah man zu den Bergen hinüber, über denen weiße, goldgeränderte Wolken heraufzogen. Hier hatten sie im letzten Jahre ein paarmal zusammen nach dem Wetter ausgeblickt. An dem kleinen Brückchen über dem Bach blühte auch wieder ein ganzer Büschel Vergißmeinnicht. Er war einmal hinüber gesprungen, trotz triefenden Regens, und hatte ihr von den hübschen

Blumen geholt. Unwillkürlich mußten sie Beide daran denken, wie sie auf das lichte Blau in dem Grün schauten, und nun begegneten sich zum ersten Male ihre Augen.

Zu mächtig fluthete die Erinnerung auf ihn ein; er konnte nicht schweigen, konnte sich nicht mehr beherrschen.

„Martha!“ rief er mit schmerzlicher Bitterkeit. „Wer hätte das von Ihnen glauben können! Wenn mir's vorhergesagt worden wäre von Menschen oder Geistern, von Engeln oder Teufeln — ich hätte es für unmöglich gehalten, daß Sie so wären! So falsch! So unbeständig!“

Sie war unwillkürlich stehen geblieben; eine Weile ganz fassungslos unter diesem unerwarteten Angriff.

„Wie können Sie so zu mir sprechen?“ stammelte sie dann. „Mit welchem Rechte —“

„Mit dem Rechte meiner verrathenen Liebe!“ unterbrach er sie stürmisch. „Sie wußten ja, wie gut ich Ihnen war, wie über Alles lieb ich Sie hatte! Sie können nicht ‚Nein‘ sagen. Es war ja kein Zweifel möglich.“

„Eine Zeitlang glaubte ich es wohl,“ sagte sie leise; unwillkürlich mit fortgerissen von seiner leidenschaftlichen Bewegung, vergessend, wie gefährlich es sei, an das Vergangene zu rühren. „Aber dann, als ich Sie so wenig sah, Sie sich mir so fern hielten, wie konnte ich glauben —“

„Ihre Mutter gab es mir ja deutlich genug zu verstehen, wie wenig sie meine Gesellschaft für Sie wünschte,“ erwiederte er mit heftigem, bitterem Tone, während seine schönen dunkeln Augen sie finster anblickten. „Ich hasse jede Zudringlichkeit. Ich durfte ja auch nicht sprechen, ehe ich nicht eine Stellung errungen hatte. Ich habe gearbeitet, unermüdlich, immer mit dem Gedanken an Sie: immer mit dem *einen* Ziel vor Augen. Ich habe es fertig gebracht, das Examen an der Kunstschule abzulegen, das mir fehlte. Ich habe mir Aufträge errungen, ich habe eine ganz hübsche Stellung angeboten bekommen — nun endlich

war ich so weit! Nun durfte ich zu Ihnen eilen, Ihrer Mutter mit dem Bewußtsein gegenübertreten, daß ich kein unvernünftiges Ansinnen an sie stellte, und da — während ich jauchzte und jubelte vor Glück — kam die Anzeige Ihrer Verlobung!"

Er lachte bitter auf.

„Ich habe das Blatt erst ganz sinnlos angestarrt; den Namen buchstabirt, als hätte ich zu lesen verlernt. O Martha — ich würde Ihnen vertraut und an Ihrer Liebe festgehalten haben, und wenn wir uns jahrelang nicht mehr gesehen, und wenn der Ocean zwischen uns gelegen hätte! Ich habe so felsenfest auf Sie gebaut! Wem kann man denn noch glauben in der Welt," fügte er in wachsender Heftigkeit hinzu, die Hand vor die Stirn drückend und wild das junge Haupt schüttelnd, „wem kann man denn noch glauben, wenn solche Kinderaugen wie die Ihren schon heucheln können, wenn auch für Ihre Jugend ein Händedruck keine Bedeutung, ein Kuß keinen Ernst mehr besitzt."

Erst war wilder Jubel in ihr und Todesschrecken zugleich. Er hatte sie also dennoch, dennoch geliebt! Einen Moment vergaß sie Alles in der stürmischen Wonne, die ihr durch das Herz pochte. Aber bei seinem letzten Wort hob sie plötzlich, sich in heißer Empörung auf seine Treulosigkeit besinnend, das gesenkte Haupt.

„Wie können Sie mir Vorwürfe machen? Wie dürfen Sie von Heuchelei und Falschheit sprechen? Sie! O ich habe es ja selbst gesehen. Vor meinen Augen haben Sie jenes Mädchen geküßt!"

Er sah sie überrascht, verständnißlos an. „Welches Mädchen? Ich? Und vor Ihren Augen?"

„O bitte, leugnen Sie doch nicht. Es ist ja nutzlos. Es war da draußen auf der Baustelle, wo Sie den Festwagen schmückten, und das Mädchen war eine der ‚Musen',"

warf Martha mit einem verächtlichen Zucken um den Mund hin, während sie ihren Schritt nun beschleunigte.

„Die Susel!" rief er. „Ach ja, ich besinne mich. Ich wollte ihr die Stellung mit der Lyra zeigen, und sie machte dummes Zeug, wie immer, und fiel mir um den Hals. Sie war so ungewöhnlich zuthunlich gegen mich an diesem Nachmittag. Vielleicht hätte ich sie abgeschüttelt; aber sie wäre im Stande gewesen, ihre Mitwirkung zu versagen, wenn wir sie beleidigt hätten. — Und das, das haben Sie gesehen, Martha? O, es ist abscheulich, teuflisch!"

Das junge Gesicht neben ihm war nun sehr abweisend stolz geworden. Der Mund hielt sich streng geschlossen, die Augen bickten ernst und entrüstet. Ihre ganze Haltung, wie sie, ohne ihn anzusehen, nun eilig in die Straße des Städtchens einbog schien zu sagen: „Bitte, mein Herr, lassen Sie mich allein. Ich will nichts weiter hören."

Er fühlte wohl diese Abwehr.

„Sie müssen mich noch eine Weile in ihrer Nähe dulden, Fräulein Martha, ich gehe nicht von Ihnen, ehe ich mich gerechtfertigt habe!" sagte er leidenschaftlich und suchte sich einen Blick ihrer Augen zu ertrotzen.

Und wie sie nun wieder in sein heißerregtes, einst so geliebtes Gesicht aufblickte, da durchzuckte sie auf's Neue die bittere Enttäuschung, die sie um seinetwillen erlitten hatte, und zitternd, kämpfend mit ihrer Bewegung, mit den Thränen, die ihr in die Augen treten wollten, sagte sie, ihn fest anblickend: „Ja, rechtfertigen Sie sich, wenn Sie können! Wenn ich nicht noch viel Schlimmeres von Ihnen glauben soll: daß Sie mein Vertrauen verrathen, daß Sie geprahlt hätten mit meiner Gunst, daß Sie gelacht hätten über mich, mit Ihren Kameraden."

Er schaute sie verwundert an.

„Martha! Ich! Gelacht über Sie?" sagte er leise.

Sein Ton, sein Blick trugen ein solches Gepräge der

Wahrheit, daß schon bei diesem ersten Worte jeder Zweifel in ihr verschwand.

„Ich habe vor keinem Menschen Ihren Namen genannt, weil er mir zu heilig war, um ihn nur über die Lippen zu bringen. So fest habe ich mein Geheimniß gehütet, daß ich selbst vor meinem Vater schwieg. Martha! Wie konnten Sie so häßlich von mir denken! Lieber hätte ich mich in Stücke reißen lassen, als Ihr Vertrauen zu verrathen. Und dann — ich schwöre es Ihnen — ich war Ihnen treu; aus vollem, ganzem Herzen. Treu mit jedem Gedanken, mit jedem Athemzug. Aber einen Kuß der Susel, die so freigebig ist mit ihren Küssen, den nimmt man hin wie den Händedruck eines gleichgiltigen Menschen. Man denkt im nächsten Augenblick nicht mehr daran. Ich würde mich keinen Moment besonnen haben, meiner Braut, meiner Frau zu gestehen, die rothe Hexe sei mir vor allen Leuten um den Hals gefallen. Aber ich begreife dennoch, Martha, daß Sie schlimm von mir denken, daß Sie mich verdammen mußten. Sie haben zu wenig Einblick in jene Kreise. Sie konnten ja nicht wissen, wie wenig die Susel sich selbst bei jenem Kusse dachte, wie wenig ich dabei empfand. Es war ein unseliger Zufall, der Sie in die Nähe führte gerade in jenem Augenblick!"

„Einer jener Zufälle, die über unser Geschick entscheiden," murmelte sie, wie laut vor sich hinsinnend. Er blieb stehen, wie von jähem Schrecken an die Stelle gebannt.

„Das war's! Und deshalb! Deshalb haben Sie sich weggegeben an einen Anderen?"

Er hatte ihre Hand erfaßt und drückte sie mit leidenschaftlichem, wildem Ungestüm. „O, Martha! Was haben Sie gethan?"

Ihre Augen drängten sich wieder ineinander. Der trennende Nebel war fort; die helle Flamme schlug von Einem zum Anderen.

„Unabänderliches!“ stieß sie hervor in heißer Angst. „Lassen Sie uns Abschied nehmen. Gehen Sie! O bitte — wir dürfen nicht weiter miteinander sprechen. Es ist so unrecht. Gehen Sie! O, seien Sie nicht grausam!“

„Das Leben ist grausam, Martha, das solches geschehen ließ! Ich will fort, dort hinüber in die Berge. Ich will Ihre Wege nicht mehr kreuzen! Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!“

Dann war er gegangen, und sie schritt die stille, sonnige Straße dahin; wie sie auf den Brief in ihrer Hand blickte, packte es sie wie ein Krampf. Sie rang nach einem klaren Gedanken aus all' der Wirrniß heraus, in die sie sich verstrickt fühlte. Dann war es ihr, als spräche in ihr selber eine ruhige, mahnende Stimme: „Du mußt vorwärts! Du mußt zur Bahn. Der Brief soll ja fort. Das ist nun Deine Pflicht!“

Wie ein Ruhepunkt, wie ein Halt erschien ihr das eine Wort: Pflicht.

Doch als sie dann langsamen Schrittes wieder denselben Weg zurückkam, als sie die Stelle wieder erreichte, wo die Berge sichtbar waren, wo die Vergißmeinnicht blühten, und ihr nun plötzlich ganz klar in's Bewußtsein trat, daß sie Bruno nie mehr sehen sollte, im Leben nicht mehr, da war es ihr, als müsse sie sich verzweifelnd auf den Boden niederwerfen und aufschreien in einem unerträglichen, zermarternden Abschiedsschmerz.

Mit müden Füßen schleppte sie sich nach Hause. Als sie über den Holzsteg schritt, der nach ihrer Wohnung über den Fluß führte, da mußte sie in den tiefen, kühlen Strudel des Bergwassers mit einer wilden, dumpfen Sehnsucht hinabschauen.

Ihre Mutter saß auf dem kleinen Balkon in einem hellen, duftigen Sommerkleide, und rief ihr lachend ein paar Worte zu, die das Rauschen verschlang.

Lea war in rosigster Laune. Der General hatte stundenlang bei ihr in der stillen Laube in dem kleinen Obstgarten gesessen und zum ersten Male von jener großen Leidenschaft gesprochen, die er vor Jahren für sie empfunden, von den Entsagungsschmerzen, mit welchen er damals von ihr gegangen war. Dabei hatten seine Augen so warm auf ihr geruht, daß sie wohl gefühlt: das war kein Wühlen in erloschener Liebesasche; das war nie ganz erkaltete, wieder erwachte, frische Gluth.

Das letzte bindende Wort, das Geständniß: „Es ist heute wie damals! Ich liebe Dich, und nun bist Du frei!“ hatte ihm sichtlich auf den Lippen geschwebt, aber er war plötzlich aufgesprungen und hatte sich in einer hastigen, leidenschaftlichen Erregung entfernt. Die Scheu, die den gereiften Mann im Moment der Entscheidung erfaßte, eine gewisse Befangenheit vor dieser Liebeswerbung mit grauem Haar, hatte ihn noch im letzten Augenblick von ihr getrieben.

Aber Lea lächelte nur darüber; sie wußte, nun war die richtige Stimmung gefunden, das Eis gebrochen; nun kam auch wohl in Bälde der Moment des völligen Aussprechens, des endgiltigen Sieges. Mit triumphirenden Augen schaute sie in den Abendhimmel hinaus. Ihr Kopf glühte; nicht von verliebten, aber von ehrgeizigen Hoffnungen. Was sie ersehnte, was sie nun so erreichbar nahe vor sich sah, war ja nicht ein treues Herz, nicht die Neigung eines geliebten Mannes; es war der Name und die hohe Stellung des Generals, des künftigen Ministers; der Titel „Excellenz“, den sie schon im Ohre klingen zu hören meinte.

„Komm rasch, Martha,“ rief sie der Tochter zu, als diese sich dem Hause näherte. „Ich habe frohe Nachricht für Dich!“

Als das Mädchen zu ihr getreten war auf den Balkon, und sie dessen blasses, verstörtes Gesicht bemerkte, da lachte sie.

„Nun, ich glaube wahrhaftig, Du erschrickst über ein Telegramm! Ich sagte Dir ja: frohe Nachricht! Klemens kommt morgen und bleibt ein paar Tage!"

Lea schaute wieder, ihren eigenen Gedanken nachhängend, in die Ferne hinaus, während die Tochter stumm die Depesche anstarrte und mechanisch die Worte las in einer sie ganz einengenden Todesangst. Manchmal hob sie die Augen zu dem Abendhimmel empor, zu den großen, weißen, schweren Wolken, wie flehend um Schutz, um Trost. Sie fühlte sich so rathlos, so hilflos, wie ein Kind, das erst keck auf eigenen Füßen fortlaufen wollte und nun, plötzlich um sich blickend, sich ganz verirrt, auf fremdem Boden sieht und nicht mehr weiß, wie es weiter soll. Wie ein Kind auch rief sie den Namen der Mutter und hoffte von ihr Rettung, Klarheit, Hilfe.

„Mutter, ich beschwöre Dich, Mutter!" sagte sie leise, ihre zitternden Hände um Lea's Arm schlingend und sie mit großen, flehenden Augen anblickend, „ich beschwöre Dich, schreibe Du an meinen Bräutigam, daß er nicht kommen soll. O bitte, bitte! Er soll nicht kommen! Morgen nicht!"

„Was soll das heißen? Wie kann ich Deinem Bräutigam verbieten, Dich zu besuchen?" erwiederte Lea hart und suchte die Hände abzuschütteln. „Aus welchem Grunde möchte ich wissen?"

„O Mutter! nur nicht morgen! Nur nicht jetzt! Ich will ja wieder ganz vernünftig werden —"

„Vernünftig *werden*! Das klingt ja sehr eigenthümlich im Munde einer Braut. Du irrst Dich, wenn Du glaubst, Du würdest bei mir Unterstützung finden für derartige Launen. Ich würde mich schämen, meine Tochter so schlecht erzogen zu haben."

Das flehende junge Gesicht senkte sich; aber die Arme klammerten sich nur fester, angstvoller um den Hals der

Mutter; das heiße Haupt an deren Brust drückend, schluchzte Martha: „O, hab' Erbarmen mit mir! Ich bin ja so unglücklich!"

Aber Lea stieß sie ungeduldig zurück und stand auf. „Welche Scene auf dem Balkon! Ich bitte Dich, beherrsche Dich doch! Es wäre eine Schande, wenn die Leute im Hause Dich hörten! Man sollte meinen, Du wärest das Opfer wer weiß welcher Tyrannei. — Besinne Dich einmal, Martha: hat Dich irgend Jemand gezwungen, Dich zu verloben? Nein! Du kamst einfach mit der vollendeten Thatsache zu mir. Jede andere Mutter hätte Dich wohl ihre Gekränktheit fühlen lassen über einen so eigenmächtigen Schritt. Ich aber war mit Deiner Wahl einverstanden und machte Dir deshalb keine Vorwürfe, daß ich nicht vorher um meine Meinung gefragt worden sei. Uebrigens bist Du kein kleines Kind! Du thust Dir sonst sogar sehr viel zugute auf Deinen Ernst und Deine strengen Anschauungen! Du mußtest also wissen, daß eine Verlobung kein Spiel ist. Klemens liebt Dich viel mehr, als solch' grasgrünes Ding verdient. Du bist sein, aus freiem, selbstständigem Entschluß! Was sollen also diese überspannten Thränen? Was soll diese Duldermiene?"

„Ich kann ihn nicht lieb haben, Mutter! Es war ein Irrthum!" kam es stoßweise unter Schluchzen hervor. „Ich glaubte — o, mein Herz gehörte längst einem Anderen, und nur aus Trotz —"

Nun flammte es böse aus Lea's Augen, und ihre Nasenflügel zitterten zornig. O, sie verstand! Das Mädchen hatte Bruno wiedergesehen, und er hatte sich wieder in ihr Herz zu schmeicheln gewußt. Lea's Fuß stampfte ungeduldig den Boden. Das fehlte ihr gerade, daß jetzt, so nahe am Ziel, die alte Geschichte ihr auf's Neue ihre Pläne bedrohte! Warum hatte sie diese Begegnung nicht verhindert? Warum so fest darauf gebaut, daß mit Martha's

Verlobung diese thörichte Verliebtheit in Bruno einen endgiltigen Abschluß gefunden hätte?

Ihre ärgerlichen Selbstvorwürfe machten ihren Ton nur liebloser und herber, als sie, das Mädchen mit rauher Hand in das Zimmer ziehend, mit finsterem Gesicht auf sie einsprach: „Du solltest Dich schämen, solche Worte nur über die Lippen zu bringen. Hier, hier an Deinem Finger trägst Du den Ring, den der Mann, der Dich liebt, Dir an die Hand gesteckt hat. Ihm hast Du Dich zu eigen gegeben! Ihm hat Dein Herz zu gehören! Jeder andere Gedanke ist Sünde, Verbrechen! Ich meine, Du hättest schon in der Schule gelernt, daß ein Versprechen heilig sei und daß nur leichtsinnige und ehrlose Menschen ihr Wort brechen!"

Lea gefiel sich in ihrer strengen, sittlichen Entrüstung. Sie wußte, daß solche Bedenken den tiefsten Eindruck auf die Seele ihrer Tochter machen würden, und ohne Erbarmen für das zitternde, in hoffnungslosem Jammer auf einen Stuhl niedersinkende Kind, das mit so todestraurigen Augen um sich schaute, verließ sie zornig das Gemach.

Martha weinte nicht mehr. Mit einem Schauder durchlief sie plötzlich die Erkenntniß, daß ihre Mutter sie nicht lieb habe. Völlig heimathlos erschien sie sich; ganz verlassen allein.

Wie Verzweiflung überkam sie's, und sie stürzte fort aus dem Zimmer, die Treppe hinab, in's Freie.

Die Bäume draußen, der Wald, der Abendhimmel, die schweigende Natur hatten mehr Trost für sie als die Mutter. Es war ihr, als müsse sie fortlaufen von den Menschen, sich verkriechen in die Einsamkeit. Halb besinnungslos, ohne zu überlegen, wohin sie wollte, nur fliehend in ihrer Herzensnoth, stieg sie zu der Bank unter dem Kreuz auf dem Felsen hinauf. Hier kauerte sie auf dem Holzsitze und schaute in stummer Qual hinüber zu den

Bergen. Eine dunkle Wolkenschicht, die ein feurig rother Strahl umsäumte, lagerte über ihnen; allmälig erlosch der leuchtende Glanz; schwarz und schwer hoben sich nun die dunklen Tannenwälder aus der Dämmerung. Es wetterleuchtete in der Ferne; die vor Kurzem noch so sonnig heitere Landschaft war plötzlich ernst, traurig geworden, von brütender, dumpfer Ruhe. Das Mädchen aber starrte hinüber zu den wolkenbelasteten Gipfeln, als müßte sie dort den Geliebten suchen.

Wo er wohl weilte? Wo er die Sonne scheiden sah? Ob ihm das Herz so weh that wie ihr? Aber er war ja frei. Er brauchte sich nicht falsch und schlecht zu erscheinen, wie sie. Sie, die ja nicht mehr wußte, was recht und unrecht sei; die an sich selber so gänzlich irre geworden war.

„Du hast Dich Klemens zu eigen gegeben! Jeder andere Gedanke ist Sünde und Verbrechen! Ein Versprechen aber ist heilig!“

Die Worte der Mutter, die diese ihr in so ungewohntem, zürnendem Ernst gesagt, klangen ihr wie ein Verdammungsurtheil im Ohre.

Zum ersten Male dachte sie über die Zukunft grübelnd nach, über die Ehe, zu der sie sich verpflichtet hatte. Wenn sie Klemens' Frau geworden war, dann würde sie wohl immer allein mit ihm bleiben müssen, ihm noch viel mehr angehören, wie bisher? Dann nahm er sie mit auf die Hochzeitsreise; dann durfte er immer in ihrer Nähe sein — zu jeder Stunde. — Drohend, beängstigend, wie ein furchtbares Schrecknis stand ihr plötzlich die nur geahnte Vertraulichkeit der Ehe, das Zusammensein mit dem ungeliebten Mann vor der Seele, daß sie aufsprang in wildem Entsetzen: „Lieber hinunter in die Tiefe! Lieber sterben!“

Sie lehnte sich über die schmale Brüstung, die den Felsen umfaßte, und starrte, halb wahnsinnig in ihrem

Grauen, in ihrer Angst vor der Zukunft, in das brausende Wasser.

Das morsche Holz schwankte unter ihrem sich herabbeugenden Körper. Aber es war ein dumpfer, eigensinniger Trotz in ihr, eine wilde Gleichgiltigkeit.

„Es soll nur brechen! Was liegt daran? Um so besser!“

Schwindelnd und doch wie von einer dunkeln Gier hinabgezogen, sah sie dem Strudel zu, der gegen den Felsen heranbrandete, in das Fließen und Ziehen der Wellen, deren Tropfen in die Höhe sprühten.

Dann mit einem Male riß sie mit wirren Augen den Ring vom Finger, ihren Verlobungsring, und schleuderte ihn hinab.

Ein Krachen, ein Splittern und nun dennoch ein Schrei — ein schwacher Angstschrei. Unter der heftigen Bewegung hat die schwache Holzumfriedung nachgegeben, an die sie sich gelehnt; das Geländer bricht, sie stürzt. Ihre Hände suchen noch instinktmäßig nach einem Halt; aber das schwache Bäumchen, das sie ergreift, ist nicht fest genug eingewurzelt; sie reißt es mit sich fort. Das angeschwemmte Erdreich weicht unter ihren Füßen und sie gleitet unaufhaltsam hinab in die Wellen.

5.

Lea hatte ihren Platz auf dem kleinen Altan wieder eingenommen; erst mit finsterem Gesicht; mit einem heftigen Zornprickeln in allen Adern. Aber bald vergaß sie die Scene mit der Tochter über einer Entdeckung, die ihr eine freudige Bewegung verursachte.

Man konnte von dem Balkon aus das gegenüberliegende Flußufer, auf dem ein Sträßlein hinführte, überblicken. Hier stand ein großer Kastanienbaum mit einem Ruheplatz darunter. Auf dieser Bank aber, die das breite Geäst des mächtigen Baumes halb verdeckte, bemerkten ihre scharfen

Augen den Freund. General Döllnitz saß da, sich wohl gänzlich verborgen glaubend, und spähte herüber zu ihr.

Gerade diese heimliche Art, wie er, im Schatten sich versteckend, nach ihrem Hause herüberschaute, schien ihr ein Beweis, daß er in verliebtem Sinnen das Plätzchen gesucht, daß er sich so recht in der Stimmung befand, die sie so lange herbeigesehnt hatte. Und die schöne Frau lächelte wieder zuversichtlich und siegesgewiß vor sich hin.

Plötzlich aber sieht sie den General aufspringen und in wilder Bestürzung gegen den Steg heraneilen. Er winkt mit den Händen; er blickt sich um nach allen Seiten, er ruft. Aber Niemand scheint ihn zu bemerken; sie kann seine Worte nicht verstehen; die Hausleute unten stehen eben, laut betend, in der Wohnstube vor ihrer Mahlzeit.

Lea hat keine Ahnung, was geschehen. Sie hat wohl ein Aufklatschen des Wassers gehört; aber nicht darauf geachtet; gleichmäßig rauschen die Wellen vorüber.

Aber nun eilt auch sie in dumpfem Schrecken vor das Haus. Sie will dem General entgegenlaufen, ihn fragen, was geschehen sei? Aber sie sieht nur, wie er den Rock abwirft und vom Holzstege herab in's Wasser springt.

„Hilfe! So helft doch, Leute!“ kreischt Lea auf, ohne noch zu wissen, was dieser rasche Entschluß zu bedeuten habe.

Döllnitz sucht sich, an den Holzpfeilern der Brücke sich haltend, gegen die Strömung zu behaupten, die ihn zu erfassen droht. Seine Augen aber schauen den Wellen entgegen, auf denen nun eine Gestalt herantreibt, regungslos, kampflos, umhergewirbelt, überschüttet von sprühenden Tropfen, denn an dem großen Felsen wirft sich das Wasser empor und schlägt zurück wie in einer Brandung.

Lea ist in das Haus gelaufen; mit erschrockener Geberde, mit lautem, entsetztem Aufschrei ruft sie die Leute herbei.

Man rennt umher; man sucht nach Rudern, nach den langen Stangen, mit welchem beim Triften des Holzes die Scheite losgehackt werden. Aber das Arbeitszeug steht in dem Schuppen hinter dem Hause; Minuten verfließen, und Lea, die wieder an den Steg herangeeilt ist, sieht schreckensbleich, daß der General den Halt verloren hat, in dem Moment, da er den Arm nach dem Mädchen ausstreckte, und nun, von der Strömung ergriffen, abwärts treibt. Seine Linke umklammert den starren Arm der Regungslosen; aber wie kräftig auch seine Rechte sich gegen das nahe Ufer herankämpft, die Wellen stemmen sich, wie lüstern auf ihre Beute, gegen sein mühevolles Arbeiten und wollen ihn mit sich fortreißen in ihrem unaufhaltsamen, naturgewaltigen Vorwärtsdrängen.

Endlich kommen Menschen heran, die Lea umsonst aus ihrer trägen Schwerfälligkeit aufzurütteln sucht. Im selben Moment aber ist's, als sollte den Mann, der da drinnen mit der Wucht der Wellen streitet, die Kraft verlassen. Sein Ringen wird matter. Er scheint dem Sturz zuzutreiben, der zur Rechten, wo das Terrain jählings abfällt, herniederschießt.

Man schreit; man kommt mit Stangen, aber Keiner hat den Muth, nachzuspringen. Wie toll laufen Alle nach einer Seite fort, um das Floß herbeizuholen, an das sich plötzlich einer der Leute erinnerte. Aber der General hebt nun wieder das Haupt, blickt mit scharfen Augen um sich und steuert, das bisherige Ziel verlassend, nach links, der Sandbank zu, die sich hier mitten in der Strömung gebildet hat.

„Dort hinein! Dort könnt ihr ja hinein waten! So helft doch endlich!" schreit Lea nun, fiebernd vor Unruhe und vor Zorn über die feige Unthätigkeit der Leute.

Die Gefahr ist vorüber; nun sieht der General auch hilfebereite Hände in seiner Nähe.

Man trug das ohnmächtige Mädchen durch das seichte

Wasser, über den Steg, in das Haus. Eine lange, feuchte Spur folgte dem kleinen, ernsten Zug, der im Abenddämmern dem Lichte zustrebte, das aus der kleinen bäuerlichen Wohnstube herausblinkte.

Der General hatte jede Hilfe für sich abgelehnt. Er schüttelte sich die Nässe aus Haar und Bart, als er das Ufer erreichte, und folgte den Anderen.

Lea drückte ihm stumm die Hände. Sie hatte Thränen in den Augen.

„Kümmern Sie sich nicht um mich! Nur um das Kind!" rief er fast unwillig, da man sich nun fragend und angstvoll um ihn drängte. „Nur rasch ein warmes Lager für Martha und einen stärkenden Trank! Man wird vielleicht künstlich die Athmung herstellen müssen!"

Aber er vermochte es doch nicht zu hindern, daß Lea sich um ihn bemühte. Trotz ihrer Aufregung blickte sie ihn an mit bewundernden Augen, als wolle sie ihm zeigen, daß er ihr gefiel mit seinem verwilderten Haar, mit seinen triefenden Kleidern. In der That, nie zuvor war er ihr noch so jung und kraftvoll erschienen, wie in dieser Stunde. Zum ersten Male empfand sie wirklich eine weiche, warme Regung für ihn in ihrem Herzen.

Sie breitete ihm einen Lodenmantel über die Schultern; sie brachte ihm ein Glas Wein und trug ihm selbst einen Stuhl an das Feuer in der Küche. Dann aber eilte sie in Hast die Treppe empor, über welche man die stille, triefende Gestalt hinaufgetragen hatte.

Es war ihr doch recht beklommen zu Muthe, als sie in das Zimmer trat, in dem das bleiche, bläuliche, starre Gesicht mit den geschlossenen Lidern auf den Kissen ruhte. Die langen Haare, die so dunkel erschienen in ihrer Nässe, umrahmten düster die blutleeren Wangen; die Hände hingen schlaff und eisigkalt herab und zuckten und regten sich nicht bei der Berührung. Die Mutter rieb die kalte Haut mit

ihren kraftvollen Armen und suchte dem bleichen Mund förmlich Athem einzuhauchen mit ihren eigenen heißen Lippen.

Endlich nach langen, endlos erscheinenden Minuten, nach einer schwülen, angstvollen Todtenstille in dem Gemach, öffneten sich einen Moment die schweren Lider, und bei dieser ersten leisen Bewegung schien plötzlich der Alp zu weichen, der auf dem ganzen Hause gelastet hatte.

Das Köpfchen sank zwar, müde, wieder in die Kissen zurück, von dem es sich einen Moment erhoben; aber die Lippen schlürften gehorsam den Trank, den man ihnen reichte, und allmälig zog auch wieder leise Röthe in die fahlen Wangen.

Aber nun, da Lea's angstvolle Aufregung schwand, da sie freier aufathmen konnte, erwachte wieder der zornige Groll gegen ihre Tochter, den nur der Schreck verdrängt hatte.

Der Zwischenfall, der ihr nun nicht mehr tragisch erschien, dünkte sie nur noch eine unliebsame, ärgerliche Störung. Wer weiß, ob dieser Abend nicht endlich die ersehnte Werbung, das lang erwartete Wort des Generals gebracht hätte? Und statt dessen mußte sie nun eine Kranke hüten, statt dessen schauerte ihr armer Freund da unten in nassen Kleidern, keineswegs in der Verfassung und Stimmung für eine Liebeswerbung.

Ohne einen Kuß auf die sich wieder erwärmenden Lippen, ohne eine zärtliche Liebkosung der sich wieder regenden weißen Hände des Mädchens, verließ die Mutter das Zimmer.

In ihrem Wohnzimmer war der Ofen geheizt worden, und sie bereitete in einer gewissen Erregung Thee und Grog zur Stärkung für den General. Der behagliche Duft durchzog die schlichte, mit bäuerlichem Geschmack ausgestattete Stube, als derselbe, nun in trockenen Kleidern, die sein

Diener gebracht, noch etwas bleich und fröstelnd, bei ihr eintrat.

Sie faßte nun seine beiden Händen und in ihren dunklen Augen schien ihm eine wirkliche Neigung entgegenzuglühen, als sie bewegt flüsterte: „O Gott! Welch' furchtbare Minuten! Wie konnten Sie Ihr theures Leben so auf das Spiel setzen?"

„Ich habe Ihnen Ihr Kind gerettet! Hätte es ein schöneres Ende für mich geben können, liebe Freundin?" sagte auch er, warm und ergriffen.

„Die Leichtsinnige!" grollte nun Lea mit plötzlich sich veränderndem, hartem Ausdruck. „Wie oft habe ich sie gewarnt, nicht den steilen Pfad hinaufzusteigen, dem Geländer nicht zu trauen; und um ihres Uebermuthes willen muß sich nun ein Mann, wie Sie, in Gefahr begeben!"

Der General hatte nachdenklich den Kopf geschüttelt. „Glauben Sie wirklich, daß es nur ein unglücklicher Zufall gewesen ist?" frug er, sich zu ihr herabbeugend, in leisem, ernstem Ton. „Nicht ein verzweifelter Entschluß?"

Lea sah ihn mit erschreckten Augen an. „Ich bitte Sie, Herr General! Wie käme Martha dazu? — Dieses Kind?" lachte sie dann auf. Aber der Ton klang erzwungen.

Der Gedanke hatte sie doch durchschauert. Lea war selbst eine so lebenslustige Natur, ihr war der Tod so schreckhaft, das Aufhörenmüssen etwas so Entsetzliches, daß es ihr gar nicht in den Sinn gekommen war, ein junges, schönes Geschöpf könnte freiwillig sein Dasein hinwerfen wollen. Aber nun erinnerte sie sich plötzlich der flehenden, verzweifelten Augen ihres Kindes, der bitteren, wilden Thränen. Wenn es wahr wäre?

Sie war ernst geworden, und der General empfahl sich, da nun endlich der herbeigerufene Arzt eintraf.

Dieser schüttelte ziemlich bedenklich den Kopf, und Lea blieb in Unruhe und Sorge allein.

Wenn das bleiche starre Gesicht sich nie wieder geregt hätte, wenn die Augen auf immer geschlossen geblieben wären! Dann müßte zeitlebens auf ihr, wie eine Schuld, der Gedanke lasten, daß sie ihr eigenes Kind in den Tod getrieben, weil sie mit seinem Herzensjammer kein Mitleid gehabt hatte.

Wenn sie das so recht klar überdachte, dann schlich sie, von innerem Grauen getrieben, in Martha's Zimmer und griff nach ihren Händen, ob sie wirklich wieder warm geworden. Aber das Gesicht lag still und müde und farblos in den Kissen, und die jungen Lippen waren aufeinander gedrückt wie in einem stummen Trotz, als wollten sie sagen: „Wir wollen uns nicht wieder öffnen! Wir wollen schweigen auf ewig."

Draußen aber rauschten eintönig die Wellen; wie eine dumpfe Drohung klang's der erregten Frau in die bange Stille des Krankenzimmers. Sie wollte sich nicht der Furcht hingeben; sie suchte an die glänzende Zukunft zu denken, die ihr bevorstand, um die Schatten zu bannen, die ihr das sonst so frohe Gemüth umdüsterten. Aber dies Wellenrauschen da unten, das leise Stöhnen, das zuweilen von dem Lager des Mädchens kam, rüttelten an ihrem Leichtsinn und an ihrer Selbstsucht, und zum ersten Male seit Jahren durchwachte sie eine düstere, qualvolle Nacht.

Am frühen Morgen betrat der General wieder das Häuschen am Flußufer, von seiner Sorge um das Mädchen hergetrieben; das junge Leben, das er dem Tode entrissen, war ihm theuer geworden.

Die Thür des Krankenzimmers stand angelehnt, als er die Treppe heraufkam. Er trat leise ein. Martha lag allein, mit geschlossenen Augen. Sein Schritt schien sie zu wecken. Sie blickte ihn wehmüthig an, mit dem Versuch eines Lächelns.

„Sie haben so viel für mich gethan," flüsterte sie matt.

„Ich wollte, ich könnte Ihnen danken; aber ich bin so müde, so todmüde!"

Er nahm auf dem Stuhl neben ihrem Lager Platz und streichelte zärtlich ihre kühlen Fingerchen.

Sie sah den Blick voll theilnahmsvoller Güte; sie fühlte das warme, mitleidige Wohlwollen, mit dem er sich zu ihr herabneigte. Ihre Hand klammerte sich fester an die seine, und nach einem scheuen Blick, ob sie auch ganz allein mit ihm sei, flüsterte sie in rührender Hast: „Wenn ich sterbe, Herr General, dann, bitte, grüßen Sie mir Ihren Sohn! Sagen Sie ihm, es sei gut so. Nun sei ja Alles gut. Er möge mir verzeihen."

Der General vermochte eine Bewegung der Ueberraschung nicht zu unterdrücken.

„Bruno soll ich grüßen?" frug er, in warmer Bewegung das unruhig zuckende Händchen festhaltend und sich mit einem erregten Forschen herabneigend zu den weiten, umflorten Augen, die ihm das Herz so tief ergriffen.

Im selben Moment aber hörte man draußen eine Männerstimme, und Martha fuhr mit wildem Erschrecken aus den Kissen empor.

Heiße rothe Flecke glühten auf ihren Wangen auf; sie schüttelte in heftiger Ungeduld die Haare zurück; ihre Augen starrten mit einem krankhaften Glanz nach der Thür, und mit der nervösen Erregung einer Fiebernden rief sie: „Er soll nicht herein! Ich will ihn nicht sehen! O bitte, bitte, Herr General, lassen Sie ihn nicht zu mir! Seien Sie barmherzig und sagen Sie meiner Mutter, daß sie ihn nicht kommen lassen soll!"

Bestürzt suchte der General das fassungslose Mädchen zu beruhigen.

„Niemand soll zu Ihnen, Kind! Ich verspreche es Ihnen. Nur seien Sie auch hübsch folgsam; legen Sie sich wieder in die Kissen zurück und schließen Sie die Augen. Wollen

Sie mir vertrauen? Ich habe ja ein gewisses Recht an Sie erworben, nicht wahr?"

Sie that, was er ihr geheißen, mit der Demuth eines kranken Kindes und mit einem dankbaren Lächeln.

Er hatte die Männerstimme draußen nicht erkannt; er wußte nicht, wessen Nähe das Mädchen so heftig erschreckt hatte, und stand, als er hinausgetreten war und die Thüre hinter sich geschlossen hatte, einen Moment fast rath- und wortlos dem Direktor Seydel gegenüber, der ihm mit überschwänglicher Lebhaftigkeit seinen Dank ausdrückte für die Rettung seiner Braut.

Also die Stimme ihres Verlobten hatte Martha mit solchem Entsetzen erfüllt! Ihrem Bräutigam sollte er den Eintritt verweigern? Vor seiner Nähe sollte er sie schützen?

Seltsam! Aber der General hatte in diesem Augenblicke nicht Zeit, über das Räthsel des jungen Herzens nachzudenken. Er hatte Martha versprochen, daß sie allein bleiben würde, und der Direktor hatte bereits die Hand auf die Thürklinke gelegt und sagte eben: „Sie begreifen, Herr General, daß es mich vor Allem treibt, mein geliebtes Bräutchen zu sehen, wenn auch nur einen Moment."

„Dagegen muß ich im Namen des Arztes Einspruch erheben," erklärte nun der General, indem er mit größter Bestimmtheit den Direktor bei Seite schob. „Das Fräulein hat starkes Fieber; es muß ihr jede Störung, jede Erregung ferngehalten werden. — Nicht wahr, gnädige Frau, der Arzt gab strengen Befehl, und ich fürchte, das Befinden des armen Kindes ist heute schlimmer noch als gestern."

Lea hatte dem General einen erstaunten Blick zugeworfen. Sie hatte ihn noch selten mit solch' knappem, befehlendem Ton sprechen hören, selten noch diese abweisende Miene auf seinem Gesicht gesehen, mit der er nun dem Direktor gegenüberstand.

Aber war es nicht ein gutes und erwünschtes Zeichen für sie, wenn er hier so energisch auftrat, ein Zeichen, daß er sich bereits als Herr im Hause fühlte, der hier ein Recht hätte, seinem Willen Geltung zu verschaffen?

Es war ihr selbst bange gewesen vor diesem Wiedersehen Martha's mit ihrem Verlobten, und sie war froh, daß es sich noch hinauszögern ließ.

Klemens bemerkte wohl, daß sie mit einer gewissen Befangenheit von dem Unfalle sprach und seinen Fragen auszuweichen suchte. Er entfernte sich mit verbissenem Aerger über den General, der nicht von der Thür zu Martha's Zimmer gewichen war, als stünde er an einem Vertheidigungsposten.

Lea hätte den Freund gerne noch zurückgehalten, nachdem der Direktor gegangen war; aber er drückte ihr mit einem ernsten, langen Blicke die Hand und ging langsam, gesenkten Hauptes, in tiefes Nachdenken versunken, durch den funkelnden Morgensonnenschein nach seiner Villa zurück.

Martha's Worte hatten ihm eine ganze Kette von neuen Gedanken erweckt. Bruno's Wesen hatte ihn in den letzten Wochen oftmals schwer bekümmert. Seit Jahren war es die einzige längere Urlaubsfrist, die der General sich vergönnte; er hatte sich gefreut, einmal frei von allen Berufsmühen sich selber leben und dem Sohne seine Zeit widmen zu dürfen. Aber statt des Zusammenseins, des Zusammenwanderns, das er sich erhofft, blieb er einsam auf seiner stillen Villa, die Bruno nur des Nachts betrat, während er tagsüber in düsterer Verschlossenheit allein herumlief und häufig auch den gemeinsamen Mahlzeiten aus dem Wege ging. Der General hatte sich allmälig verletzt gefühlt von diesem einsiedlerischen Trotz des Sohnes, und seine Gedanken immer mehr dem Häuschen am Flußufer zugewendet, dem Wunsch nach neuem Glück, einem neuen Heim immer mehr Raum gegeben, da der einzige

Mensch, der ihm auf der Welt nahe stand, so wenig nach seiner Nähe begehrte.

Nun aber schien sich plötzlich der Schlüssel zu finden zu Bruno's verdüstertem Wesen! Nun dämmerte ihm endlich eine Erklärung, verzeihendes Verständniß für dessen wilde Melancholie: der arme Junge war verliebt! Unglücklich verliebt! Durch Martha's Verlobung verstört, verbittert! Der General fühlte sich auf's Tiefste erregt durch diese Vorstellung; es brannten ihm tausend Fragen auf dem Herzen, die er vor dem fieberkranken Mädchen hatte zurückhalten müssen.

Er schritt immer hastiger nach der Villa zu, in der Hoffnung, dort den Sohn zu treffen, nach dessen Anblick es ihn drängte mit einer Unruhe, wie sein starkes, wohlgefestigtes Gemüth sie lange nicht mehr empfunden hatte. Aber wieder lag Haus und Garten einsam, und nur die graue Dogge sprang ihm entgegen, legte sich schmeichelnd zu seinen Füßen hin und blinzelte mit ihren treuen Augen in sein erregtes Gesicht empor.

6.

Bruno war nach der Begegnung mit Martha fortgewandert, wie er ihr versprochen, den Bergen zu, gleichgiltig der Straße folgend, auf der ihn die Füße mechanisch weitertrugen. Die Nacht hatte er auf einer Sennhütte zugebracht; aber trotz der körperlichen Ermüdung keinen Schlaf finden können, sondern nur immerzu mit einer finsteren Anklage gegen das Schicksal zu den Sternen emporgestarrt, die durch die Fugen des Holzdaches hereinschimmerten. Dann hatte ihn plötzlich solche Sehnsucht erfaßt, die Geliebte, wenn auch nur von ferne, wiederzusehen, daß er im dämmernden Morgenlicht thalabwärts gerast war und schon in erster Tagesfrühe das Städtchen wieder erreicht hatte.

Von Weitem hatte er zu dem Häuschen am Flußufer hinübergeblickt, auch das Licht, das noch hinter verhängten

Vorhängen brannte, bemerkt, ohne zu ahnen, daß sein armes Lieb dort fieberkrank und sterbensmatt in den Kissen lag. Er war den Menschen aus dem Wege gegangen, selbst den Bauersleuten, die zum Heuen auszogen und ihm ein lustiges: „Grüß Gott!" zuriefen. Er konnte die fröhlichen Stimmen in seiner wilden Verbitterung nicht vertragen.

Aber wie er sich auch die einsamsten Pfade suchte, ein Zufall wollte, daß er, bei einem Blick in die stille Hauptstraße, gerade des einen Mannes ansichtig wurde, den er auf der Welt am meisten haßte: des Direktors Seydel, der eben, mit dem Reisetäschchen über der Schulter und dem Ueberzieher auf dem Arm, anzukommen schien.

Einen Moment zuckten rothe Lichter vor Bruno's Augen; der Kopf wirbelte ihm, er stürzte vorwärts; er hatte keinen anderen Gedanken, als sich auf den Menschen zu werfen, der ihm sein Liebstes genommen hatte, ihn zu erwürgen, sich an ihm zu rächen für das unerträgliche Weh, das ihm auf dem Herzen lag! Zur rechten Zeit kam ihm noch klare Besinnung. Man würde ihn fortreißen, ihn in Gewahrsam bringen wie einen Wahnsinnigen. Die Zeiten waren ja vorüber, in denen man noch auf offener Straße um ein Weib kämpfte, Mann gegen Mann. Aber der eine Moment blinder Zornraserei hatte ihm gezeigt: es war nicht gut, wenn er hier blieb, nun, da dieser Mann — ihr Bräutigam — in der Nähe weilte. Ein Ungewitter drohte über ihnen, wenn sie Beide dieselbe Luft athmeten.

Wie auf der Flucht vor seinen eigenen finsteren Gedanken lief er den entgegengesetzten Weg, zum Bahnhof. Mit dem nächsten Zuge wollte er fort, gleichviel wohin. Wenn er nur das verhaßte Gesicht nicht zu sehen brauchte. Auf dem Bahnsteig war es ganz einsam; nur Sonnenlichter huschten über die Steinfliesen und die bereitstehenden Güterwagen. Er fühlte in dieser Ruhe erst seine tiefe

Erschöpfung nach der seelischen Erregung des letzten Tages und schloß in einem leichten Halbschlummer die Augen.

Allmälig kamen Menschen; der Stationsdiener lud Gepäck auf die Wage; auf dem Rangirgeleise pfiff eine Lokomotive. Er hörte wohl das Geräusch, aber er wußte, es blieb ihm noch lange Zeit, eine Fahrkarte zu lösen, ehe der nächste Zug abging. So verharrte er in seiner trägen Stellung, bis plötzlich, dicht vor ihm, eine lachende Stimme rief: „Ei, Herr Döllnitz! Ja, Sie sind's wirklich! Guten Morgen! Sie haben wohl noch nicht ausgeschlafen?"

Er hob die Augen und starrte die ihm Gegenüberstehende an: eine schlanke, junge Gestalt in einem modisch aufgebauschten, aber zerknüllten Kattunfähnchen, mit einem Tirolerhütchen mit einer Spielhahnfeder auf dem kecken rothen Kopf. Er wußte auf den ersten Blick, daß es die Susel war, aber er traute dennoch seinen Augen kaum.

Während der Nacht hatte er mit solcher Lebhaftigkeit an das Mädchen gedacht, mit solchem Zorn ihr als der Ursache seines Elends gegrollt, daß er's allzu wunderlich fand, sie plötzlich vor sich zu sehen.

Mit finsterem Gesicht langte er an seinen Hut zu einem kurzen Gruß.

„Wie kommen Sie denn hierher?" frug er, mehr ärgerlich als neugierig.

„Ja, wissen Sie gar nicht, daß ich bei dem hiesigen Sommertheater engagirt bin? Sie hätten mich fast jeden Abend auf dem Zettel lesen können. Ja, hier spiel' ich die Hauptrollen, Herr Döllnitz. Ich habe immer gemeint, Sie kämen einmal in unser Theater, weil ich Ihren Namen in der Fremdenliste gelesen habe. O, mein Direktor ist sehr zufrieden mit mir! Nächstens habe ich mein Benefiz als Lorle. Ja, damals auf dem Wagen von den Künstlern hat mich der Direktor gesehen und sich nach mir er-

kundigt. Wissen Sie noch, wie dumm ich mich damals anstellte, die Lyra zu halten? So."

Und sie hob lachend ihr Sonnenschirmchen statt des antiken Symbols in die Höhe und ahmte mit einem koketten Blick in seine Augen die Haltung der Muse nach.

Aber ihn übermannte bei der Erinnerung an diese Scene, die ihm das Vertrauen der Geliebten gekostet hatte, der Unmuth, und mit all' der zornigen Gereiztheit, die in ihm kochte, knirschte er hervor: „Verwünscht sei der Tag und jenes ganze Fest! Ich wollte, ich hätte diese papierne Lyra an die Wand geworfen, statt mich um Sie zu kümmern; ich wollte, Ihr Direktor hätte sie einige Wochen früher für das Sommertheater engagirt! Meinetwegen hätte der Apollo auch nur mit acht Musen auf dem Wagen sitzen können."

„Na, Sie sind ja in einer sehr netten Laune, Herr Döllnitz!" lachte die Susel mit ihrer hellen Stimme auf.

Aber Bruno war emporgesprungen und eilte mit einer heftigen Bewegung der Ungeduld an ihr vorüber. In dem Blick seiner Augen, denen sie eine Sekunde lang begegnete, las sie eine so kränkende Abweisung; sie schienen so deutlich zu sagen: „Laß mich allein! Ich will nichts mit Dir zu schaffen haben!" daß sie sich nun doch beleidigt fühlte. Nun verwandelte sich plötzlich ihr Gesicht. Sie zeigte nicht mehr die schelmisch lachende Miene der naiven Liebhaberin; sie war ganz das derbe Proletarierkind, das gelernt hat, sich mit eigener Kraft zu wehren, mit rauhem Ton und groben Worten.

„Nun, da müßt' ich schon bitten!" rief sie, Bruno auf den Bahnsteig folgend, die Hand in die Hüfte stemmend. „Sie möchten mir am Ende gar noch Vorwürfe machen, weil ich damals freundlich und nett mit Ihnen war. Den schau' nur an! So einen Heiligen! Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich noch einmal so dumm wär'. Da gibt's noch andere Leut'. Und bilden Sie sich nur nicht ein,

daß ich mich in Ihre Schönheit so verliebt hätt', daß ich gerad' auf Sie versessen gewesen wäre. Nicht so viel mach' ich mir aus Ihnen!" Sie schnippte mit den Fingern in die Luft. „Nur weil der Herr Direktor Seydel sagte, ich sollte Ihnen den Kopf verdrehen, und er möchte sich den Spaß machen — sonst wäre mir's in meinem Leben nicht eingefallen —"

Sie hielt plötzlich inne; denn wie in einem Schraubstock lag ihr Arm in der Umklammerung einer vor Erregung zitternden Hand; heiße, verstörte Augen glühten ihr entgegen: „Wer, sagst Du? Wer hat sich einen Spaß machen wollen?"

„Schauen Sie mich nur nicht so wild an," erwiederte das Mädchen fast ängstlich. „Der Herr Direktor Seydel. Ich habe gemeint, das sei ein guter Freund von Ihnen. Es handelte sich um eine Wette, hat er gesagt; und wenn er auf den Bauplatz hinauskäme, in irgend einer Begleitung, so solle ich Ihnen ein bischen schön thun und Ihnen einen Kuß geben. Er ist nachher auch gekommen, mit zwei eleganten Damen, einer dunklen Frau und einem blonden jungen Ding —"

Halb ein Auflachen, halb ein Wuthschrei war's, was von Bruno's Lippen klang.

„Ein Spaß?" sagte er. „Susel! Ich sage Ihnen, es war eine berechnete, hinterlistige Bosheit! Nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Sie so angefahren habe. Wenn Sie wüßten, was Sie mir gethan, Sie würden's begreifen. Aber ich danke Ihnen, daß Sie mir entdeckten, was dahinter steckte! O, nun weiß ich, was ich zu thun habe. Ich danke Ihnen, Susel! Und, nicht wahr, wenn es sein müßte, Sie würden auch vor Zeugen wiederholen, was Sie mir eben erzählten?"

Der Ernst in seinen Augen, seine leidenschaftliche Entrüstung, die wilde Erregung in seiner Stimme hatten ihren

Zorn besänftigt. Mit einer gewissen Neugier schaute sie in sein hübsches, zornglühendes Gesicht.

„Meinetwegen! Warum nicht? Wenn Sie daraus solch' Wesen machen wollen," gab sie mit einem Achselzucken zurück. „Ich fürchte mich nicht vor diesem Herrn Seydel; jetzt schon gar nicht mehr, seit ich aus der alten Bude fort bin."

Sie drehte sich auf dem Absatz herum, klappte mit einer hastigen Bewegung ihren Sonnenschirm auf und blickte halb lachend, halb verwundert dem jungen Manne nach, der in toller Hast von ihr fortstürmte, in einem wahren Zornesrausch.

Bruno fühlte eine Befreiung, daß er nun seinen Haß gegen den Mann, der ihm sein Glück genommen hatte, frei preisgeben durfte. Er hatte fliehen wollen vor den Rachegeistern, nun rief er sie; nun schien es ihm sein gutes Recht, zu kämpfen gegen das schnöde Gespinnst von Lüge und Verleumdung, das er plötzlich durchschaute. Er wollte geradenwegs auf das Häuschen am Flußufer zueilen und den Direktor fragen, in Gegenwart der Braut, ob er die Susel herbeirufen dürfe, die Helfershelferin seiner intriganten Pläne. O, Bruno wußte, nun fand er die rechten Worte, um ihm seinen ganzen Abscheu, seine ganze Verachtung in's Gesicht zu schleudern!

Mitten in seinem nur auf ein Ziel gerichteten heißen Begehren nach einer That, nach einer Lösung, einem Ende, besann er sich aber doch plötzlich, daß er in seinem verwahrlosten Anzug, mit dem er eine Nacht auf der Sennhütte zugebracht, nicht vor den Damen erscheinen könne.

Er schlug den Weg nach der Villa ein, sprang die Treppe empor, tauchte seinen heißen Kopf in's Wasser, wechselte die Kleider, Alles mit zitternder Hast, mit einer stürmischen Unruhe, mit rasch klopfendem Herzen und den kurzen gepreßten Athemzügen der höchsten Erregung. Er

erschrak ordentlich, als er, aus dem Zimmer tretend, dem Vater gegenüberstand.

„Endlich, Bruno! Ich habe Dich mit Ungeduld erwartet! Ich möchte mit Dir sprechen, mein Junge!"

„Nicht jetzt Vater! Ich muß fort!" wehrte er ab.

Aber der General, dem die unnatürliche Aufregung des Sohnes nicht entging, legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Was willst Du? Wohin?" frug er streng.

„O, laß mich nur! Ich muß eine Niederträchtigkeit an den Tag bringen, einem Menschen in's Gesicht schreien, daß er ein Schurke ist!" brach's mit wildem Ungestüm von Bruno's zornbebenden Lippen. „Laß mich, Vater! Ich ersticke sonst, ehe ich ihm gesagt habe, was ich von ihm denke. Vor der Braut soll er es hören! Ja, auch vor der Mutter, die ihm immer so wohlgesinnt war!"

„Ruhe, Ruhe, Bruno, Fassung!" beschwichtigte der General den Leidenschaftlichen und zog trotz der Abwehr des Sohnes dessen Arm in den seinen. „Ich kann nur errathen, was Du meinst; aber wenn Du von Martha sprichst — weißt Du denn nicht, was geschehen ist? Das arme Kind liegt sterbenselend da draußen."

Das eben noch zornglühende Gesicht erblaßte.

„Martha? Um Gottes willen! Krank? Sterbenskrank, sagst Du? Wie ist das möglich? Noch gestern —"

Der General hatte die Thür zu seinem Zimmer geöffnet und zog den Sohn in das stille Gemach zu sich herein. Hier sah er ihm so forschend, so ernst und theilnahmsvoll in die Augen, daß Bruno einen Moment verstummte, ergriffen von der warmen Güte, der er sich so lange entfremdet hatte. Dann aber, mit wachsender Angst, fuhr er fort: „Noch gestern sah ich sie, sprach ich mit ihr; wir trennten uns, als schon die Sonne im Sinken war —"

„Und eine Stunde später schwamm das arme Kind bewußtlos in den Flußwellen, in die sie herabgestürzt war

von dem Felsen vor ihrem Hause. Wäre ich nicht zur Stelle gewesen, hätte ich sie nicht zu retten vermocht, dann fändest Du heute eine Todte."

Bruno starrte den Vater eine Weile an, wie gelähmt vor Schrecken. Er war ganz fahl geworden. Seine Hände zitterten.

„Dann würde auch ich nicht weiter leben, Vater," sagte er dann düster, noch immer mit starren, weitgeöffneten Augen, „dann wäre ich ihr gefolgt in den Tod, den sie gesucht hat — um meinetwillen! Mein armes, armes Lieb!"

Von wildem Schmerz überwältigt, schlug er die Hände vor das Gesicht.

Der General seufzte tief auf. Auch auf seinem Gesicht lag schwerer Ernst.

„Ihr thörichten Kinder!" sagte er mit einem wehmüthigen Zucken um die Lippen. „Warum hast Du mir nicht früher vertraut, Bruno?"

„Konnte ich denn?" rief dieser nun wieder aufspringend mit neu erwachender Heftigkeit. „Ich hatte sie geliebt und hatte an sie geglaubt wie an das Zuverlässigste auf der Welt. Aber ehe ich nur sprechen und meine Neigung zeigen durfte, kam die Anzeige ihrer Verlobung mit einem Anderen. Da hätte ich vor Erbitterung ihren Namen nicht mehr über die Lippen bringen können. Erst seit gestern, seit heute weiß ich, mit welcher Teufelei sie in diese Brautschaft hineingezwungen worden ist, mit welchen Mitteln man ihr das Herz umgarnt hat."

Die Zornesröthe stieg ihm wieder in die Stirne, wie er nun in hastigen Worten erzählte, was er heute von Susel erfahren habe, welch' häßlicher Verleumdungskünste er obendrein den Direktor nach dieser einen Probe für fähig hielt.

„Es ist Zeit, mit diesem Herrn abzurechnen!" rief er, wieder nach seinem Hut greifend. „Halte mich nicht zurück,

Vater. Oder traust Du es mir nicht zu, ihm wie ein rechter Mann gegenüberzutreten — weil — weil ich ein Krüppel bin?"

Der General hatte umsonst versucht, ihm diese letzten, bitteren Worte abzuschneiden.

„Ich bitte Dich, Bruno, laß doch in Ruhe mit Dir reden! Du weißt, daß ich Dich weder für einen Schwächling, noch für einen Wehrlosen halte! Du kannst ihn beleidigen, ihn fordern, ihn niederknallen — Du ihn oder er Dich! Ja, ich würde und dürfte Dich nicht hindern, wenn es Deine Ehre erforderte. Aber ein Mensch, der das gethan hat, was Du mir da eben berichtetest, der verdient es nicht, daß sich ihm ein Ehrenmann gegenüberstellt; für einen solchen Menschen gibt es nur stumme Verachtung."

„Auch wenn er mir das Liebste genommen, auch wenn er mir mein Glück gestohlen hat?" schrie Bruno auf in heißem Groll.

„Es war Dir also tiefer Ernst mit Deiner Liebe für Martha? Du hast sie zu Deiner Frau begehrt?" frug der General. „Aber hast Du auch überlegt, was es heißt, in unseren Tagen die Verantwortung für das Geschick einer Frau, die Sorge für eine Familie zu übernehmen?"

„Ja, bei Gott, ja, Vater! Für sie arbeiten, es wäre ja so schön gewesen! Was hätte ich nicht thun und opfern können, um Martha zu besitzen, und welchen Himmel hatte ich mir geträumt!"

Mit einer gewissen Wehmuth schaute der General in die begeisterten Augen des Sohnes, hörte er dessen leidenschaftglühende Worte. Wie oft hatte er gewünscht, Bruno ein braves, gutes Mädchen lieben zu sehen, und nun — nun erschreckte ihn dieser Sturm, als käme er vernichtend und versengend gegen sein eigenes Herz heran.

Bruno hatte keine Ahnung, was in der Seele seines Vaters vorging, er sah nur, daß tiefe Schatten unter

dessen Augen lagen und fühlte sich unwillkürlich beruhigt und besänftigt von dem schmerzlich-liebevollen Blick, dem er begegnete.

„Siehst Du, Bruno," sagte der General, „das arme Kind, das ich gestern regungslos und todtenblaß in den Armen gehalten, hat mir heute mit einem rührenden, schwachen Stimmchen zugeflüstert: ‚Grüßen Sie mir Ihren Sohn!' Es lag so viel in dieser Bitte: ihr ganzes Leid, die ganze, scheue Sehnsucht ihres jungen Herzens. Ich habe ihr versprochen, daß sie mir vertrauen dürfe! Ich will ihr mein Wort halten, Bruno, aber Du mußt es mir nicht durch eine vorschnelle That unmöglich machen. Das Glück läßt sich nicht gewaltsam ertrotzen; es fordert Opfer. Bringe Du das kleine wenigstens, Deinen Haß zu unterdrücken. Deine Hand darauf, daß Du jenem Manne aus dem Wege bleiben wirst! Geduld, Geduld! nur einen Tag!"

Einen Moment zögerte Bruno; dann schlug er ein. Es war etwas in dem Wesen des Vaters, was ihn mächtig bezwang.

„Bis morgen also, Vater! Aber Nachricht will ich haben von Martha, und die Wahrheit muß an den Tag, auch wenn ich heute noch schweige." . . .

Das Haupt des Generals sank tief auf die Brust herab, sobald er allein war, und er seufzte wieder schwer auf. „Das Glück fordert Opfer," hatte er gesagt; er wußte wohl, daß das größte er selber zu bringen hatte.

Eine schwere Verantwortung, eine schwere Sorgenlast wälzte sich auf seine Schultern mit dieser Liebe seines Sohnes. Er wußte, daß es nicht so leicht ist, eine Familie zu erhalten, wie Bruno es sich dachte; deswegen mußte der Vater Vernunft haben und an die Zukunft denken für ihn und Martha.

Und doch war in diesen letzten Wochen sein eigenes Herz wieder so jung gewesen, so voll von Hoffnungen und

Wünschen. Er hatte die Arme ausbreiten wollen nach dem Weibe, das er mit tausend Entsagungsschmerzen geliebt, jahrelang; und nun? — Nun kam die Jugend und forderte ihr Recht und schien ihm zuzurufen: „Was willst Du noch von Glück mit Deinen grauen Haaren? Für uns nur ist die Liebe und der Sonnenschein!"

Draußen war ein so goldener, lichter Tag; aber der General trat nicht hinaus unter die leise im Ostwind rauschenden Bäume. Er mußte ganz allein sein in seinen vier Wänden, ringen mit sich selber, in einem schweren Kampf zwischen der Liebe zu seinem Sohn und seiner lebenslangen, nie gestillten Sehnsucht nach Lea, in deren Ohr er endlich, endlich das Wort hatte flüstern wollen: „Mein Weib, mein Weib!"

Bis tief in die Nacht hinein brannte die Lampe im Zimmer des Generals, und er schritt ruhelos auf und ab.

Der Diener, der zu Lea geschickt worden war, brachte die Nachricht: Fräulein Martha schlafe seit Stunden fest und fieberlos; der Arzt hoffe, sie würde gesund erwachen. Der Bräutigam sei, da seine Zeit so sehr kurz gemessen gewesen, wieder in die Stadt zurückgefahren und würde erst am nächsten Sonntage wieder heraus kommen. . . .

Bruno hatte ungeduldig den Morgen erwartet, und als der General aus dem Hause trat, folgte er ihm mit einer fieberhaften Spannung in den Augen.

Schweigend schritten die beiden Männer dahin, auf das Häuschen unter dem Hügel zu. Erst als sie an die Brücke kamen, blieb der General stehen und bat den Sohn, ihn hier zu erwarten.

Lea errieth es an der Miene des alten Freundes, daß diese Stunde eine Entscheidung bringen würde, und mit klopfendem Herzen bot sie ihm einen Stuhl. Aber eine wilde Enttäuschung, die sie kaum zu verbergen vermochte, bemächtigte sich ihrer, als der General begann: „Ich komme,

um mit Ihnen über Martha's Zukunft zu sprechen. Sie müssen dieser unseligen Verlobung eine Ende machen, liebe Freundin."

Lea schüttelte ungeduldig, in zorniger Erregung das dunkle Haupt. „Was haben Sie gegen den Direktor, Herr General?" frug sie, fest entschlossen, an dieser Brautschaft nicht rütteln zu lassen, allen Einwendungen ihres Gewissens zum Trotz.

„Ich persönlich? O, ich habe eine instinktive Abneigung gegen sein Heuchlergesicht und habe deshalb Martha's Verlobung überhaupt nicht begreifen können. Aber es handelt sich ja hier nicht um meinen Geschmack. Die Hauptsache ist: Martha liebt den Mann nicht. Sie erschrak zu Tode, als sie nur seine Stimme hörte."

„Warum gab sie ihm dann ihr Wort, zu dem Niemand sie zwang?" fuhr Lea unwillig auf. „Welches Recht hätte ich, diesen Schritt rückgängig zu machen, welchen Grund, dem Direktor derartig vor den Kopf zu stoßen. Er hat eine glänzende Stellung; er ist ein liebenswürdiger, vorzüglicher Mensch —"

„Ein vorzüglicher Mensch?" fragte der General. „Er ist ein herzloser Streber, ein Intrigant, der nur emporkommen, sich eine Position verschaffen will in der Gesellschaft, und der sich das Jawort Ihrer Tochter — erschwindelt hat!"

Lea's Wangen rötheten sich, ihre Augen blitzten unwillig. Dieser Angriff gegen Klemens schien ihr wie ein Vorwurf gegen sie selbst, die dessen Neigung stets befürwortet hatte.

„Das sind starke Worte, Herr General!" rief sie.

„Die ich nicht zurücknehme, die ich Ihnen beweisen werde. Dieser Mann wußte, daß Ihre Tochter einen Anderen liebte, und er hat eine förmliche Komödie in Scene gesetzt, um Martha's Vertrauen zu jenem Anderen zu er-

schüttern; er hat eine kleine Schauspielerin zu gewinnen gewußt, die ihn küssen mußte gerade in dem Moment, da er Martha als Zuschauerin zu der Stelle führte. Wir können Ihnen die Zeugin holen, gnädige Frau, wenn Sie es wünschen. Jener Andere aber, dem das Herz Ihrer Tochter gehörte, der sie liebt mit der vollen Wärme seiner vierundzwanzig Jahre — es ist mein Sohn!"

Er hatte die letzten Worte sehr weich und bittend gesprochen, aber das Gesicht der schönen Frau ward nur düsterer und trotziger. Da war denn nun die Stunde, die sie vorhergesehen, die sie mit Gewalt hintanzuhalten versucht hatte. Aber sie wollte nicht nachgeben. Sie wollte sich wehren mit eigensinniger Kraft gegen diese Neigung.

„Ihr Sohn — ich bitte Sie, Herr General! Der junge Mensch? Sie sind ja Beide Kinder — Kinder, die nicht wissen, was sie wollen."

„Und dennoch glaube ich, es ist ihnen Beiden sehr ernst mit ihrer Liebe. Hat Martha es nicht bewiesen? Mein Sohn aber — ach, Lea, als er mir gestern sein Herz ausschüttete, wie habe ich ihn beneidet um seinen bedingungslosen Glauben an das Glück, um seinen liebestrunkenen Idealismus! Ein wildes Verlangen ist über mich gekommen, nur einmal, nur eine Stunde lang noch jung und toll zu sein wie er und mit der rückhaltlosen Gluth, die er noch besitzt, ein Weib in die Arme schließen zu dürfen! Vorüber auf immer! O Gott, Lea, warum sind wir Beide uns nicht begegnet, als wir noch frei waren und so reichen Herzens wie heute unsere Kinder; als keine ernste Pflicht hinter uns stand, die uns mahnte zum Verzicht, zur Entsagung!"

Er hatte ihre Hände gefaßt und drückte erschüttert seine heiße Stirn auf dieselbe nieder.

So blieben sie stumm, einige Minuten lang, und in Lea's Herzen glomm wieder leise Hoffnung empor, daß

dennoch sie, die alte Liebe, den Sieg davon tragen würde.

Aber der General hob die Augen mit einem schmerzlichen Ernst, der sie mitergriff. „Bis gestern habe ich gehofft, Lea, daß ich einmal hier bei Ihnen sitzen und das Höchste, das Liebste von Ihnen erbitten dürfte, für mich selbst," sagte er leise. „Zum zweiten Male habe ich in einem schweren Kampf diesen heißen, nie erstorbenen Wunsch in mir niederringen müssen; aber ich habe mich durchgekämpft zu der Erkenntniß, daß wir zurücktreten müssen, um dem Glücke dieser beiden jungen Menschen nicht im Wege zu stehen. So ist es denn heute nur der alte Freund, der vor Sie tritt als ein Bittender; aber er bittet als Vater; bittet Sie um Ihr Kind, für seinen Sohn."

Sie sah ihm in das traurige Gesicht mit heißen, vorwurfsvollen Augen. Wenn auch ihre Lippen schwiegen, ihr Blick sagte ja doch deutlich genug: „Warum? Warum sollen wir entsagen? Ich will nicht! Will kein Opfer bringen."

„Glauben Sie mir, Lea, es ist mir nicht leicht geworden, diesen Entschluß zu fassen," fuhr er fort. „Aber es ist etwas so Schönes, Heiliges, um die Frische eines Menschenherzens, um junge Liebe, junge Herzen! Wir dürfen den Beiden ihr Glück nicht verkümmern, die uns so nahe stehen! Es sind ja unsere Kinder, unsere beiden Kinder, Lea!"

Er hatte im Garten Martha's Stimme gehört und nun nahm er die Hand der noch immer düster schweigenden Frau und zog sie an das Fenster. Nebeneinander blickten sie hinab in das sonnige Grün. Man hatte das blasse Mädchen in's Freie geführt und sie saß mitten in dem ländlichen Gärtchen mit den bunt durcheinander wuchernden Malven und Buschnelken und Königskerzen. Ein Bauern-

kind hatte Hände voll Wiesenblumen gepflückt und streute sie ihr in den Schoß. Es war wie ein Bild des Frühlings, wie sie da unten saß mit ihrem weißen Morgenkleid, mit den lang herabhängenden blonden Zöpfen, dem leise zitternden Blätterschatten, den Sonnenlichtern über ihrer hellen Gestalt, und dem weichen Lächeln der Genesenden auf den Lippen.

„Wenn sie Ihnen nun entrissen worden wäre, Lea?" sagte der General leise. „Wenn Sie dieses Lächeln nie wieder gesehen hätten und heute schon an einem Grabe knien müßten!"

Wieder flog der eisige Schauer über Lea's Glieder; sie dachte an jene nächtlichen Stunden einsamer Angst und drückte plötzlich mit einem Aufschluchzen ihr Gesicht in ihre Hände. Sie war ergriffen, erschüttert, gerührt. In ihrer schmerzlichen Enttäuschung, in der bitteren Entsagung, die ihr auferzwungen wurde, regte sich doch wieder ihr besseres Ich, flüsterte leise die Mutterliebe, die vor ihren selbstsüchtigen Wünschen fast verstummt war. Die feierliche Ergriffenheit des Generals, seine warme, große Empfindung trug auch in ihre engere, oberflächlichere Seele einen tiefen Ernst. Zum ersten Male erschien sie sich klein und unwürdig neben dem Manne, der sie so viel heißer liebte, als sie ihn, und der dennoch so viel tapferer verzichtete.

Da er sie weinen sah, wurden auch ihm die Augen feucht: „Die Liebe, die wir nicht ausgelebt haben, sie soll den Kindern zugute kommen, nicht wahr, Lea? Ihnen schenken wir auch unser Glück und bleiben Freunde, wir Beide — Freunde bis an's Ende."

Dann die Weichheit, die ihn übermannen wollte, kräftig abschüttelnd, zog er Lea an den Tisch heran, auf dem ihr Schreibzeug stand und drückte sie auf den Stuhl nieder.

„Nun vor Allem Ihre nächste Pflicht: der Brief an den Direktor. Es ist besser, ihm schriftlich zu sagen, daß Sie ihm im Namen Ihrer Tochter sein Wort zurückgeben; aber lassen Sie nur ordentlich durchblicken, daß man ihn durchschaut hat, damit ihm an der endgiltigen Lösung gar kein Zweifel bleibt."

Lea setzte sich gehorsam und nahm das Blatt. Sie mußte dem Freunde gehorchen, fast willenlos. Er hatte Macht über die Gemüther, weil er einen großen Sieg über sich selber errungen hatte.

Es war ihm zu Muthe, als käme nun der Lohn für das, was er gethan, als er, während Lea schrieb, in das Gärtchen trat zu Martha.

„Kommen Sie ein wenig mit mir, Kind," sagte er, ihre Hand auf seinen Arm legend.

Langsam führte er sie zu einem nahen Bänkchen, das von dem Hügel geschützt war vor dem frischen Ostwind, der durch das Thal wehte. Hier duftete es nach Harz, nach Wald, und die Landschaft lag entzückend licht und blau bis an die klaren Berge, über denen kein Wölkchen hing. Die Lebenslust mußte erwachen in dieser wunderbar reinen Luft, unter diesem entzückenden Tannenrauschen, in diesem Sonnenglanz.

„Wie schön es ist," sagte Martha mit ernsten Augen vor sich hinträumend. „Nun erst kann ich Ihnen danken, Herr General," fügte sie mit einem wehmüthigen Versuch zu lächeln hinzu.

Er sah sie mit zärtlicher Rührung an: „Ich hoffe, es kommt noch manche Stunde, in der Sie mir zuversichtlicher, heißer und freudiger für das Leben danken, als jetzt," sagte er. „Und nun eine Bitte, Martha! Mein Sohn möchte Sie begrüßen! Darf er?"

Sie schüttelte verneinend das Haupt; aber ihre suchenden Augen, ihre heißen Wangen bejahten.

Der General erhob sich und winkte Bruno, der drüben am Ufer auf und ab schritt. Als er auf ihn zutrat, faßte der General die Hand des Sohnes und sagte bewegt: „Ich glaube, mein lieber Junge, heute sind wir endlich quitt geworden! Ich habe geworben für Dich. Du darfst es Martha sagen, daß sie wieder frei ist, daß die Mutter ihre Verlobung lösen wird. Nur Eines: wenn es noch Auseinandersetzungen mit dem Direktor geben soll, so werde ich sie übernehmen. Und nun geh', Bruno, geh'! Dort wartet Dein Glück!"

Er wollte kein störender Zeuge sein bei diesem Wiedersehen. Er blieb auf der Brücke stehen und horchte auf den Wellenschlag. Es war ihm, als hörte er in dem Rauschen das Jauchzen junger Herzen, das selige, süße Stammeln junger, glückstrunkener Lippen.

Noch fühlte er ein Zittern in der Brust wie nach einem schweren Kampf; aber ein großer Friede kam allmälig über ihn in dem Bewußtsein, daß er nun alle eigenen Wünsche begraben habe für immer, um künftig nur für die geliebte Jugend zu leben, zu sorgen und zu hoffen.

Aus den Tagen der Pariser Kommune.

Geschichtlicher Rückblick von **Fr. Meister.**

Mit 19 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

„Man täusche sich nicht über den Franzosen" — sagte ein namhafter Staatsmann — „nimmt man demselben die Maske der Höflichkeit und der glatten, gewinnenden Manieren ab, so bleibt nichts als die brutale Bestie, die er in Wirklichkeit ist."

Die Geschichte Frankreichs, die zum größten Theil mit Blut geschrieben ist, hat die Wahrheit dieses Ausspruchs vollauf bewiesen. Wir brauchen dabei gar nicht einmal weit zurückzugreifen, denn die unerhörten, jeglicher Civilisation Hohn sprechenden Schrecknisse der Kommune von 1871 sind noch frisch im Gedächtniß derer, die jene Zeit mit durchlebt haben.

Angesichts der heutigen politischen Lage und der feindseligen, rachsüchtigen Haltung, die Frankreich, der alte Erbfeind unseres Vaterlandes, unablässig gegen uns zur Schau trägt, ist es zeitgemäß, jene für den französischen Nationalcharakter so bezeichnenden Tage der wüstesten Greuel, die kurz nach der Aufhebung der Belagerung über Paris hereinbrachen, noch einmal in Kürze zu schildern. Es ist immer gut, seine Feinde recht zu erkennen und zu wissen, was man von ihnen zu erwarten hat, wenn man ihnen unterliegen sollte.



Erschießung der Generale Clement Thomas und Jules Lecomte am 18. März 1871.

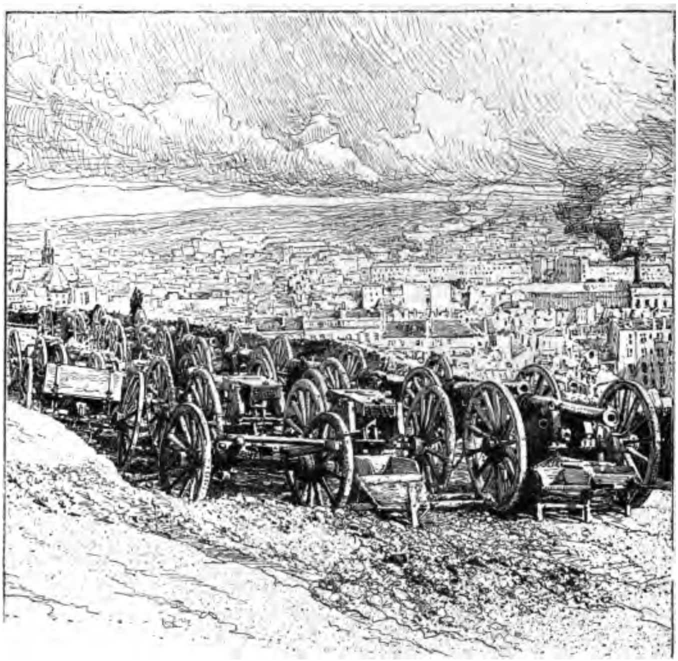
Der deutsch-französische Krieg war beendet. Kaiser Wilhelm I. hatte am 1. März 1871 auf der Ebene von Longchamps die Parade über seine siegreichen Truppen abgenommen und eine Woche später, zwischen Champigny und Brie, die vom Kronprinzen von Sachsen kommandirte Maasarmee besichtigt. Dann war der alte, lorbeergekrönte Held heimgekehrt in seine ihm zujauchzende Hauptstadt.

Paris genoß wieder der Freiheit. Aber welcher Freiheit! Alle Dämonen der Zwietracht, der Intrigue, der Gesetzlosigkeit, der Raub- und Mordgier waren in dem demoralisirten Volke entfesselt worden. Als der Keim der später jäh aufschießenden Kommune muß der bereits am 28. Januar 1871 erfolgte Zusammentritt des „Central-komité's der Nationalgarde" betrachtet werden, denn diese Körperschaft wuchs schnell zu solcher Macht heran, daß sie die Regierung stürzen und die Herrschaft über Paris und Frankreich an sich reißen konnte.

Fast unmittelbar nach aufgehobener Belagerung trat ein halbes Dutzend neuer Zeitungen in's Leben, die in unverhohlenster Weise Aufruhr und Bürgerkrieg, Mord und Todtschlag predigten und sich selbst durch Befehle des damaligen Kommandanten von Paris, General Vinoy, nicht unterdrücken ließen. Die Zuchtlosigkeit nahm zu, die Gemüther wurden immer erhitzter, und am 18. März 1871 brach der Aufstand los, begann die Schreckensherrschaft der Kommune, eine wilde Orgie aller nur denkbaren Verbrechen, welche die civilisirte Welt mit starrem Entsetzen erfüllte.

Die Regierung des alten Thiers und seiner Minister hatte sich als zu schwach erwiesen und dadurch die rebellischen Neigungen der Nationalgarden ermuthigt, die in einer Stärke von 250,000 Mann, regelrecht uniformirt und bewaffnet, in Paris herumwimmelten und von dem anfänglich an verborgenen Orten seine Sitzungen abhaltenden

Centralkomité beeinflußt und geleitet wurden. Am 18. März geschah die erste blutige Gewaltthat. Die aufrührerischen Nationalgarden hatten das Montmartreviertel besetzt und mit Artillerie befestigt. General Jules Lecomte wurde mit



Die Geschütze auf dem Montmartre.

einem Detachement entsendet, diese Position zu nehmen. Seine Truppen bemächtigten sich auch der Geschütze, aber nur, um sie gleich darauf wieder an die Insurgenten zurückzugeben und dann selber mit diesen sich zu verbrüdern. Lecomte wurde gefangen genommen und noch am Abend desselben Tages, in Gemeinschaft mit dem alten General Clement

Thomas, der sich für seine Befreiung verwendet hatte, auf Befehl des Centralkomité's in der Straße des Rosiers erschossen. Das war die erste öffentliche Probe seiner Thätigkeit.

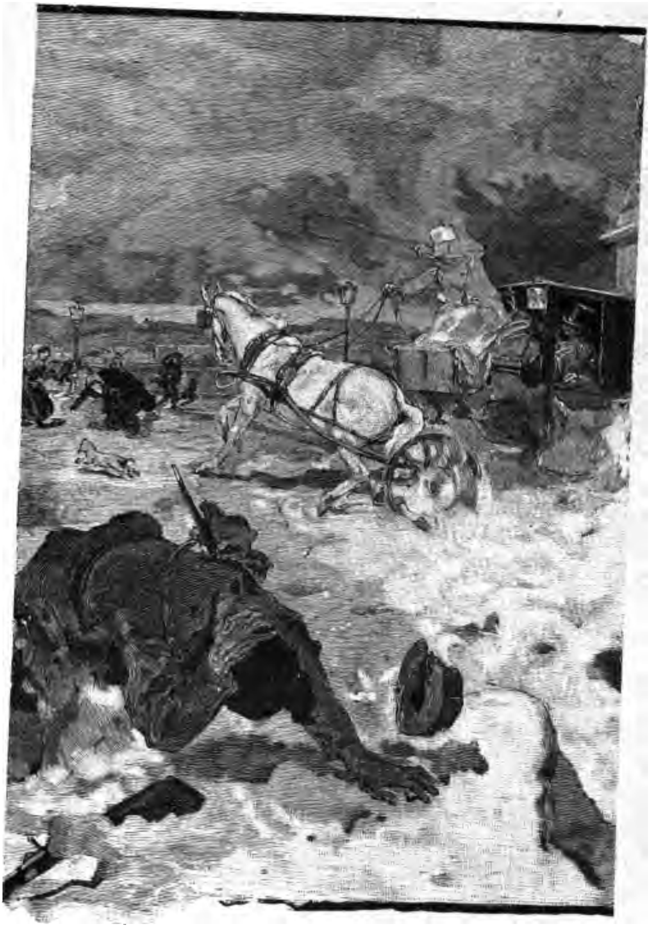
Am Dienstag, den 21., befand sich Paris in offenem Aufruhr. Die Mitglieder der Regierung hatten die Flucht ergriffen. Das Centralkomité, aus allerlei zweifelhaften Persönlichkeiten bestehend, herrschte mit seinen Nationalgarden unbeschränkt. Die Bürger und die Geschäftsleute



Eine geheime Sitzung der Kommunalversammlung.

aber nahmen die Sache noch sehr ruhig. Die Läden waren geöffnet, die Omnibusse machten ihre Fahrten, die Straßen zeigten den geschäftigsten Verkehr. Die Sicherheit der Lage war jedoch nur eine scheinbare. Am 22. unternahmen die „Freunde der Ordnung", eine Partei, deren Mitglieder den besitzenden Klassen angehörten, einen Zug durch die Stadt. Sie schritten in langer Reihe und gänzlich unbewaffnet langsam dahin, um durch diese Demonstration das Vertrauen der friedfertigen Einwohner zu heben und zu stärken, um zu zeigen, daß noch immer Gesetz und Ordnung in der Stadt herrschten. In der Nähe des Vendômeplatzes angelangt, stieß der Zug auf einen Haufen Nationalgardisten, die sofort ein scharfes Feuer auf die

F.



Straßenscene während des Bombardements von Paris durch die Versailler Regierungstruppen.

Wehrlosen eröffneten und ein haarsträubendes Blutbad unter ihnen anrichteten. Ueber dreißig der angesehensten Bürger, darunter der Präsident der Bank von Frankreich, Hottinger, wurden getödtet, viele Andere verwundet.

Bezeichnend für die Zustände jener ersten Tage der Kommune ist ein Bericht des „Generals" der Nationalgarde, der auf dem Montmartre befehligte, wohin — wie nach Belleville und La Vilette — die Nationalgarde auch vor dem Einzuge der deutschen Truppen mehrere hundert neue Kanonen gebracht hatte; der Mann hatte bis zum Ausbruch der Insurrektion einen Handel mit Küchenutensilien betrieben. Er meldet unterm 21. März: „Nichts Neues; die Nacht verlief ohne Zwischenfall." Dann fährt er fort: „Fünf Minuten nach Zehn wurden zwei Stadtsergeanten eingebracht und sogleich erschossen." Und weiter: „Zwanzig Minuten nach Mitternacht ließ ich einen Sicherheitswächter, der im Besitz eines Revolvers betroffen wurde, erschießen." Er schließt seinen Bericht, der „nichts Neues" enthielt, mit der Bemerkung, daß auch noch ein Gendarm, den die Posten des 28. Bataillons um sieben Uhr Morgens eingeliefert hatten, mit der Kugel vom Leben zum Tode gebracht worden sei. So hatte man in der einen Nacht und in dem einen Bezirk vier Vertreter des Gesetzes kaltblütig hingemordet.

Nach Verlauf von acht Tagen war die Zersetzung aller geordneten Verhältnisse eine vollständige geworden. Es gab keine Macht, keine Behörde mehr, die noch zum Schutze des Lebens, der Freiheit und des Eigenthums hätte angerufen werden können. Anarchie, Meuchelmord, Massengemetzel und die damit Hand in Hand gehenden Verbrechen waren an der Tagesordnung.

Am 26. März wurde von Seiten des Centralkomité's die „Kommunalversammlung" proklamirt, als Repräsentation des regierenden Volkes. Damit schwanden die letzten



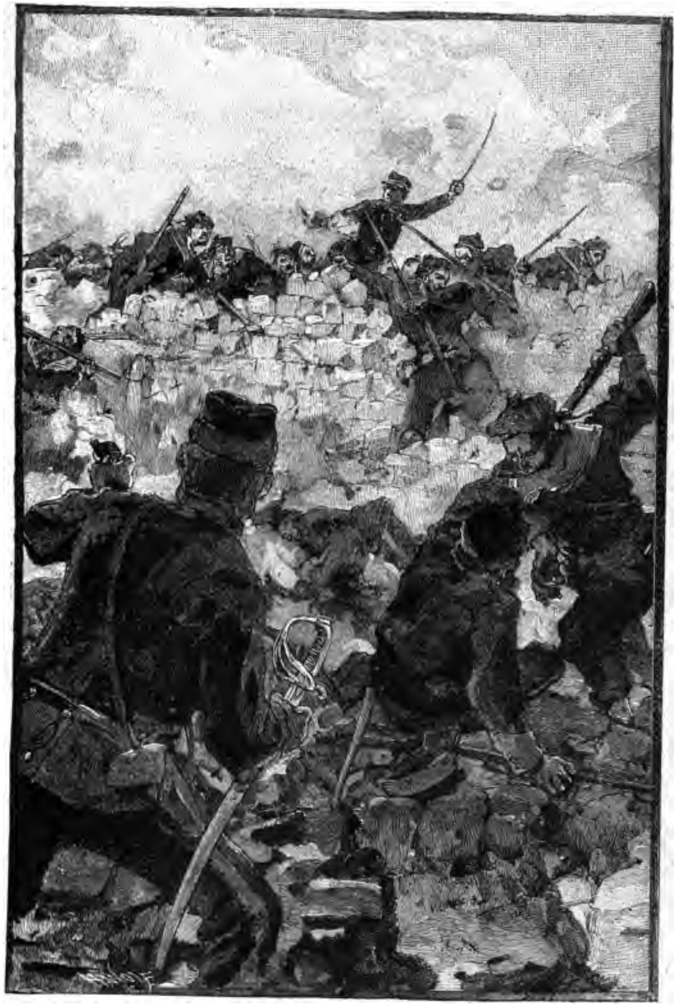
Nationalgarden auf dem Rückzuge.

Hoffnungen der Gutgesinnten und Ordnungsfreunde. Post- und Telegraphendienst hatten aufgehört, die Stadt war von der Außenwelt gänzlich abgesperrt. Spionage, Denunziationen, Haussuchungen und Verhaftungen ließen die Bürger keinen Augenblick zur Ruhe kommen; auf allen öffentlichen Gebäuden wehte, anstatt der Trikolore, die rothe Fahne; in den geheimen Sitzungen der Kommunalversammlung wurden die Opfer bestimmt, die am nächsten Tage als Verdächtige oder als Verräther in die Gefängnisse oder, häufiger noch, sogleich zum Tode geschleppt werden sollten.

Die neue Regierung bestand aus 106 Mitgliedern, unter denen sich Felix Pyat, Delescluze, Blanqui, Flourens und Gambon am meisten hervorthaten. Diese Körperschaft, die sich am 28. März 1871 unter großem militärischen Pomp in den prachtvollen Räumen des Hotel de Ville installirte, nahm nun für sich besonders den Namen der Kommune in Anspruch. Sie sanktionirte die Insurrektion des 18. März, erklärte die in Versailles befindliche Landesregierung für ungesetzlich und verbrecherisch, und verordnete, daß jeder waffenfähige Bürger in die Nationalgarde einzutreten habe.

Der alte Thiers zu Versailles hatte dem Aufstande bisher nur beobachtend gegenübergestanden, am 1. April aber ließ er die Regierungstruppen gegen Paris vorgehen. So erfüllte sich das verhängnißvolle Geschick, welches der freventlich heraufbeschworene Krieg gegen Deutschland über Frankreich brachte, nunmehr im blutigen Bürgerkrieg. Am 22. Mai erzwangen die Regierungstruppen den Einlaß in die Stadt, und am 28. Mai, nach einer Insurrektion von einundsiebzig Tagen, nach fürchterlichen Straßenkämpfen und heftigem Bombardement, schlug endlich den geängsteten Bürgern die Stunde der Befreiung.

Die Nationalgarden hatten sich mit einem Muthe gewehrt, der einer besseren Sache werth gewesen wäre. Sie



Erstürmung einer Barrikade seitens der Regierungstruppen.

vertheidigten die allenthalben in den Hauptstraßen aufgeworfenen Barrikaden mit einer Zähigkeit, die man den



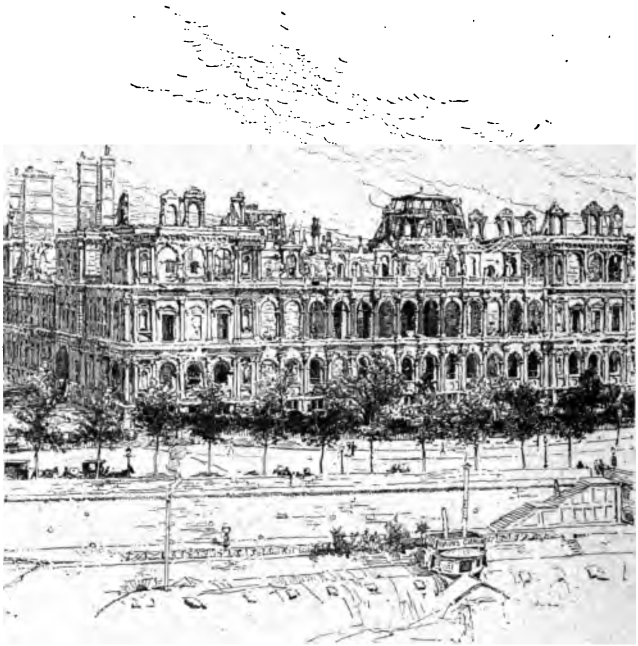
Eckhaus an der Rue Royale und Faubourg St. Honoré nach dem Bombardement.

meist ganz jungen Burschen nicht zugetraut hätte. Am Vendômeplatz währte der Kampf um die Barrikaden sechsunddreißig Stunden, Tag und Nacht. Die vom Mont



Das Umreißen der Vendômesäule.

Valerien und den andern Forts in die Stadt geworfenen Bomben und Granaten richteten unter den Gebäuden fürchterliche Verwüstungen an. Aber damit nicht genug. Am 23. Mai wurde das Gebäude der Ehrenlegion von den



Das Hotel de Ville nach dem Brande, von der Seine aus gesehen.

Kommunarden in Brand gesteckt, am Morgen des 24. gingen die Tuilerien in Flammen auf. Ein gleiches Schicksal ereilte das Finanzministerium, das Hotel de Ville, den Rechnungshof, den Kassationshof, die Polizeipräfektur und das alte historische Gefängniß, die Conciergerie. Die Vendômesäule, das Ruhmesdenkmal des ersten Napoleon, hatte man auf Betreiben des Malers Courbet, der dafür später

zum Schadenersatz verurtheilt wurde, gewaltsam umgerissen. Die Brandstiftungen waren von organisirten Banden



1.



2.



3.



4.

Pariser Petroleusen.

1. Marie Menan, wegen Mord und Brandstiftung mit dem Tode bestraft. 2. Marguet, lebenslängliches Zuchthaus wegen Raub und Brandstiftung. 3. Luise Bonenfant, Marketenderin, lebenslängliches Zuchthaus. 4. Marie Grivot, Klubrednerin, lebenslängliches Zuchthaus.

ausgeführt worden; die Insurgenten thaten Alles, um Paris von Grund aus zu zerstören, und bei einem längeren Zögern der Versailler Regierung wäre ihnen diese teuflische

Absicht auch sicher gelungen. Denn die Kommune hatte bereits alle Petroleumvorräthe der Stadt „requirirt", auch zur Brandlegung geeignete Gefäße beschaffen lassen. Zur Ausführung der Brandstiftungen hatte man das verkommenste Gesindel, Männer, Weiber und Kinder, abgerichtet. Im Laufe weniger Tage wurde eine unglaublich große Anzahl dieser Mordbrenner, daneben freilich gewiß



5.



6.

Pariser Petroleusen.

5. Augustine Prevost, Marketenderin, lebenslängliches Zuchthaus. 6. Angeline, Marketenderin, lebenslängliches Zuchthaus wegen Raub und Brandstiftung.

auch zahlreiche Unschuldige, von den Regierungstruppen ergriffen und ohne Gnade auf der Stelle erschossen. Ein Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft fand in der Avenue d'Autin acht erschossene Kinder auf einem Haufen liegen, das älteste kaum vierzehn Jahre alt. Entmenschte Weiber, vom Volksmunde Petroleusen genannt, hatten an diesen Brandstiftungen den größten Antheil, scheußlich waren die Scenen, die sich bei ihrer Gefangennahme und Erschießung auf den Straßen abspielten. Unsere Abbildung zeigt sechs dieser Megären, denen erst nach der Unterdrückung der Kommune der Prozeß gemacht werden konnte.



Die Rue de Rivoli unter der Kommune.

Die Schreckensherrschaft der Kommune war gebrochen, aber die Wiederherstellung der Ordnung vollzog sich unter neuen Schrecken. Die Regierungstruppen hatten den Befehl erhalten, Jeden, der mit Waffen versehen ergriffen würde, auf der Stelle zu erschießen; die Folge davon war, daß Tausende von Nationalgardisten und Civilisten ohne Verhör und Urtheil hingeschlachtet wurden, Schuldige wie Unschuldige. Die Straßen waren mit Leichen übersäet, und in den Rinnsteinen floß das Blut wie Wasser nach starkem Regen.

Das Gesindel, welches gestern noch „Vive la Commune!“ gejohlt hatte, rieb sich heute die Hände in satanischer Schadenfreude, wenn es ihm gelungen war, einen mißliebigen Nachbar aus seinem Versteck hervorzuzerren und der blutgierigen Soldateska als Kommunarden zu denunziren. Besonders eifrig in diesem patriotischen Bestreben zeigten sich die Weiber.

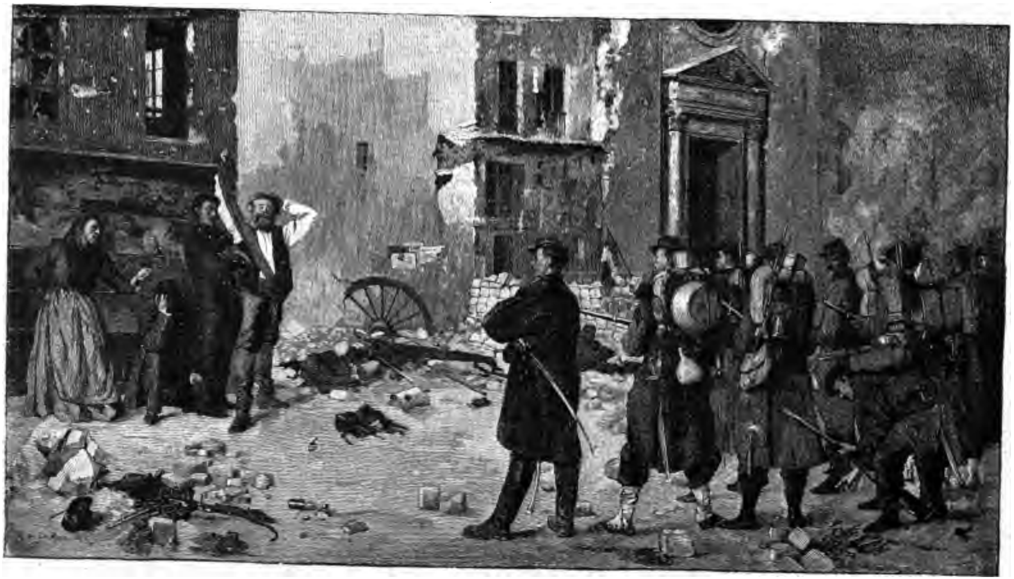
Wahrhaft bestialisch benahmen sich dabei die Soldaten, die selbst soeben erst aus unrühmlicher Gefangenschaft in Deutschland zurückgekehrt waren. Hier ein Bild, eines von Hunderten.

Man hat einen Verdächtigen aufgestöbert, einen bleichen, barhäuptigen Mann, der in irgend einem Keller gesteckt hatte. Seine Lippen beben leicht, aber sein Blick ist fest, eher verachtungsvoll, als furchtsam. Sechs der Braven umringen ihn und marschiren mit ihm nach der Rue St. Honoré. „Ist das wirklich ein Kommunard?“ fragt Einer aus dem mitlaufenden Publikum seinen Nachbar.

„Möglich, aber ich glaub's nicht,“ ist die Antwort.

„Es ist ein Milchhändler, und die Frau, die ihn denunzirt hat, schuldet ihm eine hübsche Summe.“

„Schießt ihn todt!“ schreit der wüste Haufe. „Schießt ihn todt!“ schreit auch der Kerl, der soeben die Auskunft über den Gefangenen gab. Die Weiber schreien am lautesten.



Erschießung von Kommunarden.

Ein Arm erhebt sich, ein Soldatenarm, der die Unteroffiziertressen am Aermel trägt, ein Arm mit einem Knittel. Der Schlag trifft des Unglücklichen bloßen Kopf. Die feige Brutalität ist ansteckend; die Soldaten drehen die Gewehre um und schlagen mit den Kolben auf diesen unbeschützten Kopf los; auch das Gesindel schlägt zu, wo es ankommen kann. Der Mann stürzt — erhebt sich wieder — stürzt auf's Neue und bleibt endlich regungslos liegen. Die Soldaten feuern ihre Kugeln in den Leichnam, das Gesindel umdrängt ihn, wie Aasfliegen ein gefallenes Wild. Man schleift die blutende Masse in den Rinnstein, man trampelt darauf herum, auf dem Bürgersteig aber steht ein Offizier der braven französischen Armee und schaut, eine Cigarre zwischen den Zähnen, dem bestialischen Treiben zu. . . .

Im Ganzen sind damals gegen fünfzigtausend Insurgenten und der Insurrektion Verdächtige verhaftet worden; wieviel davon summarisch hingerichtet wurden, das ist niemals bekannt geworden. Die Uebrigen wanderten in die Gefängnisse oder nach Neu-Kaladonien, um nach wenigen Jahren begnadigt wieder nach Paris zurückzukehren.

Am 7. Juni 1871 fand von der Kirche Notre-Dame aus die Beerdigung des hervorragendsten Opfers der Kommune, des Erzbischofs von Paris, Darboy, statt. Dieser allgemein geliebte und hochverehrte Seelenhirt war am 2. April auf Befehl des blutdürstigen Raoul Rigault verhaftet und nach dem Gefängniß Mazas geschleppt worden. Vergeblich verwendete der päpstliche Nuntius, Flavius Chigi, seinen ganzen Einfluß, die Freilassung des Erzbischofs zu erwirken; am 22. Mai wurde er nach dem Gefängniß La Roquette übergeführt und daselbst mit noch fünf anderen Opfern, dem Gerichtspräsidenten Bonjean, dem Abbé Daguerry und den Geistlichen Ducoudray, Clerc und Alard am 24. Mai vom Leben zum Tode gebracht.



Die Erschießung des Erzbischofs Darboy und seiner Leidensgefährten.

Man brachte sie in den Hof des Gefängnisses, stellte sie hier an die Mauer, ließ ein Detachement Nationalgardisten antreten und auf sie feuern. Der Erzbischof fiel erst nach der zweiten Salve. Nach der Exekution verstümmelte man seinen Leichnam noch in viehischster Weise. Dann lud man die Gefallenen auf einen Karren, brachte sie nach dem Friedhofe Père Lachaise und warf sie hier in eine der großen gemeinschaftlichen Gruben, aus der sie später durch Freunde wieder entfernt wurden. Unsere Abbildung stellt die Erschießungsscene dar; der Erzbischof steht zur Linken, ihm folgen nach rechts: Bonjean, Daguerry, Ducoudray, Clerc und Alard. Die feierliche Beisetzung dieser Märtyrer geschah auf Staatskosten.

Das Gefängniß La Roquette war in jenen letzten Tagen der Kommune die Stätte noch anderer Gräuel. Am Freitag den 26. Mai wurden aus der großen Zahl der daselbst gefangen gehaltenen sogenannten Geiseln 38 Gendarmen und 16 Priester nach dem Père Lachaise geführt und dort erschossen. Um dieselbe Zeit fand in der Rue Haxo, im Stadttheil Belleville, ein weiteres schauerliches Gemetzel statt. An einer Gartenmauer hatte man 62 Gefangene, zumeist Priester und Beamte aufgestellt, um das Bluturtheil an ihnen zu vollstrecken, und an diesem Massenmord betheiligten sich nicht nur die dazu kommandirten Nationalgardisten, auch der Pöbel drängte sich herzu, um auf die Unglücklichen zu feuern und die Gefallenen hernach mit Säbeln und Messern zu zerfleischen. Am wildesten und grausamsten geberdeten sich auch hier wieder die Weiber.

Als die Regierungstruppen die Existenz der Kommune immer heftiger bedrohten, erließ das Komité für die öffentliche Sicherheit, das sein Domizil in La Roquette aufgeschlagen hatte, den Befehl, alle Priester, Soldaten und Gendarmen, die noch im Gefängniß seien, ohne Weiteres zu erschießen. Diese unerhörte Grausamkeit aber empörte



Massenmord von 62 Gefangenen in der Rue Haxo.

einen der Wärter, Pinet mit Namen; der wackere Mann beschloß, die Unglücklichen zu erretten, und koste es auch sein eigenes Leben. Kurz vorher, ehe man kam, die Verurtheilten in den Hof hinabzuführen, öffnete er alle Zellen, setzte die Insassen von dem ihnen drohenden Geschick in Kenntniß und beschwor sie, sich nach Möglichkeit zu bewaffnen und Widerstand zu leisten.

Das ließen sich die Gefangenen nicht zweimal sagen. Sie setzten sich in einem Raume fest, verbarrikadirten die Eingänge und vertheidigten sich gegen die andringenden Kommunarden auf das Hartnäckigste. Obgleich die Angreifer die Matratzen, welche die Thüren blockirten, endlich in Brand steckten, um die Gegner durch den Qualm zu überwältigen, so behaupteten diese sich dennoch mit dem Muthe der Verzweiflung. Vier Tage lang dauerte dieser Kampf. Als die Kommunarden einsahen, daß sie mit Gewalt nicht zum Ziel kamen, versuchten sie es mit der List. Ein Haufe Gardisten erschien vor dem belagerten Raum und rief den Gefangenen zu, man wäre gekommen, sie zu befreien. Einige Priester und Soldaten glaubten den Verräthern und gingen zu ihnen hinaus; zu spät sahen sie ein, daß sie betrogen waren; man ergriff sie und schoß sie nieder.

Am Abend des 27. erreichten die Schrecknisse des Kampfes in La Roquette den Höhepunkt. Die Gefangenen waren jedoch fest entschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch hörten sie das Gewehrfeuer der Versailler Truppen: um halb fünf Uhr nahmen diese die dem Gefängniß gegenüber aufgeführte Barrikade und dann ergriffen sie Besitz von La Roquette selbst. Die Kommunarden wendeten sich zur Flucht; leider entkam auch der größere Theil. Zehn Geistliche, vierzig Stadtsergeanten und zweiundachtzig Liniensoldaten erhielten ihre Freiheit wieder, nachdem sie vier

Tage hindurch unter unnennbaren Leiden, Entbehrungen und Drangsalen um ihr Leben gekämpft hatten.

Wie hoch der Verlust an Menschenleben während der Schreckenszeit der Kommune sowohl, wie auch während der Wiederherstellung der legitimen Regierung in Paris sich beziffert, das ist niemals annähernd bekannt geworden. Der Verlust an Eigenthum wurde auf 900 Millionen Mark geschätzt; er verschwindet jedoch gegen die Verluste, die nicht nach Geld berechnet werden können, die entstanden sind durch die Zerstörung des Hotel de Ville, des Finanzministeriums, der Tuilerien, des Palais Royal, der Legion d'Honneur, des Louvre-Museums, des Kriegsministeriums und vieler Kirchen und anderer öffentlicher Gebäude mit ihrem unersetzlichen Inhalt, die vielen Hunderte zerstörter Privatgebäude gar nicht mitgerechnet.

Welche Ausdehnung die Kommune erlangt hatte, geht aus folgenden Zahlen hervor: Bei ihrem Zusammenbruch fielen 548,000 Gewehre mit Säbelbajonetten, 56,000 Kavalleriesäbel, 14,000 Enfieldbüchsen, 39,000 Revolver, zusammen 700,000 Waffen in die Hände der Regierungstruppen. Dazu kamen noch 1700 Geschütze und Mitrailleusen.

Die Tage der Pariser Kommune waren ein Bacchanal französischer Blutgier und Grausamkeit und des französischen Größenwahns. Möge es dem deutschen Volke gelingen, diese Dämonen für alle Zeit seinen Gauen fern zu halten.

Ein Besuch in Massaua.

Reiseerinnerung von Friedrich Bieber.

Mit Abbildung.

(Nachdruck verboten.)

Von Aden, diesem „zweiten englischen Gibraltar“ an dem beinahe südlichsten Punkte der arabischen Küste und am Eingange zum Rothen Meere, hatten wir in letzterem selbst eine herrliche Fahrt. Seit Stunden steuerte unser Schiff, der egyptische Dampfer „Hodeida“, in Sicht der afrikanischen Küste, die sich als weißgelbe, stellenweise von Vegetation bedeckte Fläche darstellte, hinter der in der Ferne wie eine dunkle, blaue Mauer das abessinische Hochland aufstieg. Ueber den zackigen Gipfeln zogen Wolkenmassen hin, anscheinend regnete es in den Bergen, während sich über uns der ultramarinblaue Himmel wölbte, und die Sonne mit hartnäckiger Konsequenz niederbrannte.

Dem Tage folgte nach einem farbenprächtigen Sonnenuntergang eine märchenhafte Mondnacht. Eine kühlende Brise verscheuchte die feuchten, warmen Dünste, die allnächtlich dem Meere entsteigen; das Leuchten des Wassers war von seltener Stärke, und das Kielwasser bildete eine blauleuchtende Furche, jede Welle, auch die kleinste, trug ihre Funkenkrone. Uns zu Häupten aber goß der Vollmond sein Silberlicht aus, leuchteten die ewigen Sonnen des Sternenhimmels, funkelten die Bilder des Thierkreises,

verglühten die Myriaden Welten der Milchstraße, und am Horizont stieg in leuchtender Pracht das Kreuz des Südens auf.

Gegen neun Uhr Abends fuhren wir an der Südspitze der großen Insel Dahalak in den sogenannten Massaua-kanal ein, und um ein Uhr Nachts weckte uns, wie den Müller das schweigende Geklapper seiner Mühle, das verstummende Stampfen der Schraube, wir standen vor den Leuchtfeuern von Massaua, der Hauptstadt von Italiens Erythräischer Kolonie auf der Westküste des Rothen Meeres.



Ansicht von Massaua.

Beim Erwachen lag Massaua — eigentlich Matsewa, d. i.: Ort der Ankunft — und das Festland von der Morgensonne vergoldet vor uns ausgebreitet: Mit weißem Häusergewirr bedeckte Inseln, gelbe Sanddünen, einige grüne Oasen und im Hintergrunde die mächtigen Massen des Hochlandes. Wir mußten uns vorerst in Geduld fassen, hübsch langsam und vorsichtig steuerte die „Hodeida“ dem Innenhafen zu. Bevor dieser noch erreicht ist, erhält der Fremdling schon einen Beweis von dem Vordringen der Civilisation an diesen fernen Küsten, indem ein halbes Dutzend Doganeri, italienische Zollwächter, an Bord klettert und genaue Erhebungen über Art und Menge der fahrenden Habe der Reisenden anstellt. Das Ergebniß ihrer löblichen Thätig-

keit ist, daß man, nachdem man das Land, oder vielmehr die Insel, auf der Massaua sich ausbreitet, betreten hat, eingeladen wird, eine mehr oder minder große Menge edlen Metalls dem italienischen Fiskus zu opfern. Also auch wir. Dann wanderten wir, umringt von einer Rotte Träger, Dragomans (Dolmetscher), und nach Bakschisch (Trinkgeld) hungriger Tagediebe nach dem angeblich besten Gasthofe Massaua's. Das ist nun der „Albergo Montebello“ allerdings, aus dem einfachen Grunde, weil es keinen schlechteren, das heißt überhaupt keinen anderen hierorts gibt.

In gerechter Würdigung dieses Umstandes bekundet der Wirth, ein edler Grieche, die Güte seiner Leistungen in Preisen, die das Beste hoffen lassen. Man kann sich „à la carte“ oder „en Pensión“ speisen und tränken lassen. Wer Ersteres vorzieht, ißt und trinkt, was sein Herz begehrt, und wann er Appetit hat. Auf langen Papierstreifen wird jeder seiner Genüsse getreulich aufgezeichnet, nach Taxen, die erkennen lassen, daß jede Maccaroninudel, jeder Tropfen Wein von Italien herübergebracht worden ist.

Wer aber hübsch sparsam sein will und Pension wählt, muß zum Frühstück mit — nichts, Vormittags zehn Uhr mit Kartoffeln und Bohnen oder Bohnen und Kartoffeln, Abends sechs Uhr mit einer Wassersuppe, Bohnen und Kartoffeln oder umgekehrt, wozu es Cisternenwasser gibt, zufrieden sein. Er zahlt dafür, einschließlich des Zimmers mit Bett, Stuhl und Waschbecken, nicht mehr als — zehn Franken! Was will man mehr für diese Summe verlangen? Tausende gewisser blutdürstiger Insekten, die für die nächtliche Unterhaltung der verehrlichen Gäste sorgen, sind Gratiszugabe. Durch die Fenster, das heißt den solchen ähnlichen Oeffnungen in der einen Wand unseres Zimmers, hatten wir die Aussicht auf eine Cisterne, die von Früh bis Abends eine Schaar dunkelhäutiger, ein unbeschreibliches Geschrei machender Afrikaner umlagerte. Italienische und

eingeborene Polizisten brachten von Zeit zu Zeit mit klatschenden Peitschenhieben Ordnung in den Knäuel.

Die eingeborenen Polizisten, Zaptieh genannt, meist stämmige Araber, nehmen ihren Dienst furchtbar ernst und erfreuen sich insbesondere bei den hier ansässigen Europäern einer großen Unbeliebtheit. Ihre Uniform besteht aus einem langen weißen Baumwollenhemd, Fes und einer um den Leib geschlungenen rothen Schärpe, bewaffnet sind sie mit Revolver, einem dolchartigen Säbelchen und dem Kurbatsch, das ist der aus der Haut des Flußpferdes geschnittenen Peitsche, die für Jedermann ein unentbehrliches Requisit ist, um Befehlen, Wünschen 2c. Nachdruck zu verleihen.

Massaua ist einer der heißesten und feuchtesten, daher auch ungesundesten Orte der Erde, aber als Stapelplatz für den Handel zwischen Abessinien einerseits, Europa und Indien andererseits von höchster Wichtigkeit. Der italienische Kolonialbesitz in Afrika, zu dem schon im Jahre 1869 durch die Erwerbung des Hafens von Assab durch die italienische Dampfergesellschaft Rubattino der Grund gelegt worden war, erlangte daher erst wirkliche Bedeutung durch die am 5. Februar 1885 im Einvernehmen mit England erfolgte Besetzung von Massaua.

Die Stadt liegt unter 15° 36′ nördlicher Breite und 39° 38′ östlicher Länge v. G. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 37° R.; das Minimum 28°, das Maximum 43° R., sicherlich ein ganz achtbarer Wärmegrad. Die Insel, welche die eigentliche Stadt trägt, ist eine Korallenbank, die sich kaum ein halbes Meter über das Fluthniveau des Meeres erhebt, nur der nordöstlichste Theil hat eine Höhe von 3 bis 4 Meter. Diese Insel erstreckt sich, etwa 1000 Meter lang und 186 Meter breit, in Trapezform von West nach Ost. Die Ostnordostspitze heißt Ras el Mattar, d. i. Regenvorgebirge. Hier befinden sich die Kasernen (Lattengestelle mit Matten überzogen), der Kerker, das Tribunal und Polizeiamt,

dann die Dogana (Zollamt) mit ihren Magazinen und ein ungefährliches Fort, welches den nördlichen schmalen Kanal, in dem seiner Tiefe halber die großen Schiffe ankern, vertheidigen soll.

Die Umgebung der Dogana bewohnen die sogenannten Banianen (Indier, malayischer Abkunft), deren steinerne Häuser, zwei und drei Stockwerke hoch, mit reichgeschnitzten Holzerkern und großen, durchweg roth gemalten Hausthüren geschmückt, zu den schönsten der Stadt gehören. Sie sind die reichsten und betriebsamsten Handelsleute der Stadt und zeichnen sich durch eine durchdringende Ausdünstung und einen rothen, runden Fleck, den sie sich auf die Stirne tättowiren, aus. Ihre Kleidung ist von patriarchalischer Einfachheit, sie besteht aus einem zwischen den Beinen durchgeschlungenen Lendenschurz, einer bunten Weste und einem seidenen Käppchen.

Die von dem in diesem Stadttheil liegenden Bazar zu dem, Massaua mit dem Festlande verbindenden Steindamm führende Straße ist die Hauptverkehrsader von Massaua. Hier befinden sich die Läden und Komptoire der italienischen und griechischen Handelsleute. Außer letzteren ist Europa durch einige Handwerker, die Beamten des Gouvernements und die Garnison vertreten. Freilich sieht man darunter auch manche sehr fragwürdige und in Europa entschieden als polizeiwidrig geltende Gesichter herumstolziren.

Aus der Zeit der egyptischen Herrschaft sind auch Söhne des Pharaonenlandes hier ansässig geblieben, theils als Handwerker, theils als Kaufleute.

Ihre Kleidung besteht aus weitärmeligen Baumwollhemden, die über den Hüften mit einer bunten, je nach Rang oder Reichthum des Trägers mehr oder minder kostbaren Schärpe gegürtet werden. Darüber wird ein bis an die Waden reichender seidener Kaftan ohne Aermel, die sogenannte Abaje, gezogen. Das glattgeschorene Haupt ist

mit einer winzigen Zipfelmütze, bei Manchen mit einem Turban bedeckt, die Füße sind mit Sandalen bekleidet. Jeder von ihnen trägt einen Fliegenwedel, um sich dessen als Fächer zu bedienen, und einen Rosenkranz, der aus Perlmutter-, Bernstein-, Achat- oder Holzkugeln besteht, und mit dem sie beständig spielen.

Den Rest der Bevölkerung bilden Vertreter aller afrikanischen Nationen oder eigentlich Rassen: Neger und Negerinnen aller Farbennuancen, schlanke Somali; stolze, jede gemeine Hand- oder Sklavenarbeit verschmähende Galla oder Oromanen; Derwische, kupfer- und bronzefarbige Abessinier und Beduans (Beduinen) mit hohen, kunstvollen Haartrachten. Die Mehrzahl ist mit einem primitiven Lendenschurz bekleidet, nur die Hochländer drapiren die togaartige Schama, die kleidsame abessinische Nationaltracht, malerisch um Schultern und Hüften. Die Beduinen bewohnen zum größten Theil die nahgelegenen Dörfer auf dem Festlande und verschönern nur tagsüber Massaua mit ihrer Anwesenheit.

Die Frauen dieser Beduinen, besonders die Mädchen, sind durchweg schön, von schlanken und trotzdem gerundeten Formen, niedlichen Puppengesichtern, mit kühn geformten Lippen, prächtigen Zähnen und flammenden schwarzen Augen. Das seidenartige Haar ist in unzählige Zöpfchen geflochten und reich mit Oel und Fett gesalbt, und die Nähe einer Gruppe frischgeölter Damen verräth sich der Nase stets schon auf hundert Schritte.

Ein farbig gestreiftes Tuch umhüllt die geschmeidige, kaffeebraune Taille, ein Musselintuch bedeckt das Haar und schützt das Gesicht vor dem Brand der Sonnenstrahlen, und ein meist blauweiß gestreifter Shawl bedeckt Schultern und Brust. Die Arme, Hand- und Fußgelenke sind mit massiven silbernen Spangen und Ringen geschmückt, den Hals umgeben echte Perlenschnüre oder solche aus böh-

mischen Glasperlen, an welchen bei den Reicheren Goldmünzen hängen. Die Unverheiratheten verunzieren sich ihre Gesichter durch Reihen blauer Flecke, Junge und Alte färben die Finger- und Zehennägel, sowie die inneren Handflächen mit Hennah (dem Produkt einer Strauchpflanze) roth; es ist dieser Brauch im ganzen Orient verbreitet und gilt als schön. Im zwölften oder dreizehnten Jahre werden die Mädchen schon an den Mann gebracht; ebenso frühzeitig altern sie aber auch und sind dann abschreckend häßlich.

Die Jugend läuft im Naturzustande herum, höchstens wird der Luxus einer Halsschnur oder eines ledernen Talismans am Oberarm gestattet. Die hoffnungsvollen Sprößlinge wälzen sich faullenzend im Straßenstaub und prügeln sich gegenseitig; sie versuchen aber auch wohl als Träger oder Diener im Schweiße ihres Angesichts ihr tägliches Brod zu erwerben.

Die üblichen Sprachen sind Italienisch, das auch von vielen Eingeborenen meisterhaft gesprochen wird, das sudanische Arabisch, und die Sprache von Tigré, das Aigróna, welches theils von der früheren abessinischen Oberhoheit her, theils wegen des regen Verkehrs mit dem Hochlande, dessen so ziemlich einziger Hafen Massaua ist, sich eingebürgert hat.

Man begrüßt sich hier durch Darreichen und Küssen der Fingerspitzen.

Tagsüber scheint die für den Neuling nahezu unerträgliche Hitze alles Leben, alle Arbeitslust zu bannen, die Stadt sieht nüchtern, schmutzig, verstaubt, durstig, geldhungrig aus. Jedoch fehlt es nicht an malerischer Abwechslung, in so weit Schmutz, Verfall und Ruinen solche bewirken können, wenn man es über sich gewinnt, in das von den Massauanern bewohnte Gassenlabyrinth einzudringen; als Pflaster dient hier eine ziemlich dicke Lage Mist. Wie es im Innern der Steinwürfel aussieht, kann man sich darnach

denken, hat man doch Augenweide genug vor den mit zusammengeflickten Lappen und lumpenartigen Teppichen verhängten Thüren: hingekauerte oder im Staub liegende, ihr Nargileh schmauchende oder schlafende, schwarze und braune Hausherrn, über deren schmutzigen Turbans oder reichlich durchfetteten lockigen Haaren die langen Hälse, spitzen Köpfe und blutig geschundenen Höcker von Kameelen sichtbar werden, die wohl den einzigen Reichthum der Inwohner ausmachen. Ferner ein plärrendes Gewimmel von nackten Kindern, hungrig herumschnüffelnden Hunden und geschäftigen Weibern.

Die Männer besorgen mit ihren „Schiffen der Wüste" und auf ihren eigenen Köpfen den Waarentransport von und nach dem Innern, bis an die Grenzen des Mahdireiches und Abessiniens, und die ankommenden und abziehenden Karawanen bringen Leben genug in die Gäßchen.

Der übrige Handel Massaua's umfaßt die Versorgung der Kolonie mit Lebensmitteln und europäischen Luxuswaaren, den von arabischen Seeleuten mit offenen Segelbarken (Sambuk genannt) vermittelten Tauschhandel mit den übrigen Häfen des Rothen Meeres und die Ausfuhr der Produkte des Hochlandes. Ohne Zweifel aber hat Massaua, wenn einmal die Italiener festen Fuß gefaßt haben und vielleicht sogar Abessinien besitzen werden, noch eine viel bedeutendere kommerzielle Zukunft.

In Massaua erscheinen sogar auch schon einmal wöchentlich Zeitungen, nämlich der „Corriere Eritreo" und „L'Eritreo", beides Blätter mit vier Folioseiten Text. Natürlich sind sie Konkurrenten, und der Brodneid äußert sich in geharnischten Erwiederungen, Berichtigungen u. s. w. und allsonntäglichen Schlachten der den Straßenverkauf besorgenden Araberbengel.

Wie jede orientalische Stadt besitzt auch Massaua seinen Bazar, nämlich einige mit Brettern und Lappen gedeckte

Gäßchen oder Hallen, wo Durrahirse, Mehl, Paprika, Datteln, Honig, Kaffee, Zucker, Thonkrüge, europäischer Tand, Zeuge und dergleichen mehr feilgeboten werden. Das Riechorgan eines Europäers kann sich da an den echt afrikanischen Gerüchen ergötzen. Ein Besuch auf dem dahinter liegenden Fleischmarkt ist entschieden geeignet, Propaganda für den Vegetarianismus zu machen. Sämmtliche Mosquitos, Wespen und Hornissen der Stadt sammt Umgebung scheinen da auf den von der Sonne angewärmten, mit geronnenem Blut inkrustirten Fleischfetzen, Fettklumpen oder Eingeweiden Generalversammlung zu halten. Ein höchst ekelhafter Anblick, um so mehr, wenn man weiß, daß auch die europäische Bevölkerung von hier ihren Bedarf an Fleisch deckt.

Den Hafen von Massaua bildet der die Insel im Norden umgebende Kanal; ersterer wird nach Osten durch die einige Meter hohe Halbinsel Gerar gesichert. Sie trägt die Ruinen einer alten abessinischen Kirche, Reste alter Befestigungen und das Grab eines mohammedanischen Heiligen, des Abd el Kader. Ein gleichnamiges Fort, Militär- und Spitalbaracken und die Stationsgebäude der Eisenbahn Massaua—Saati lagern sich am Ufer der von der Halbinsel gebildeten Bucht, in der die stationirten Kriegsschiffe und ein als Hospital dienendes uraltes Linienschiff verankert sind. Nach Westen wird das Wasser seicht, hier liegt das Inselchen Tau el hut mit dem noch unter egyptischer Herrschaft erbauten Palaste des Gouverneurs, einem von Arkaden umgebenen und mit einer mächtigen Kuppel gezierten, weißgetünchten Steinwürfel. Daneben steht ein anscheinend verkrachtes kleines Theater oder vielmehr Tingeltangel, und außer Kasernen, die aber in Wirklichkeit Strohhütten sind, der imposante Palazzo Coloniale. Er beherbergt die Regierungsmaschinerie der Erythräischen Kolonie, wie der offizielle Name des italienischen Kolonialbesitzes in Afrika lautet;

der Palast ist aus Stein und Eisen erbaut, drei Stockwerke hoch und hat die Kleinigkeit von zehn Millionen Franken gekostet.

Diese „Regierungsinsel" ist durch einen knietiefen Meeresarm vom Festlande geschieden.

Nach Süden erstreckt sich eine weite Bucht, die das kapartig in's Meer abfallende, bis 340 Meter hohe Gedemgebirge abschließt. Am Südostfuß dieser Berge liegen die Ruinen des alten griechisch-egyptischen Adulis, der ursprünglichen Hauptstadt der hellenischen Kolonie Erythrea, welcher Name 1890 von Neuem eingeführt wurde.

Ueber diese nächste Umgebung hinaus hat man einen großartigen Ausblick nach Westen, über gelbe Sandhügel, die Samhara, auf zackige Bergreihen, hinter welchen gleich einer riesigen blauen Mauer, nach Norden sich verflachend, das Hochland aufragt.

Abends lagerten gewöhnlich über den mehr als 2000 Meter hohen Plateaurändern dunkle Wolkenmassen; dort oben strömte täglich segenspendendes Naß herab, während wir bei einer Temperatur von 42° um Mittag und noch 30° um Mitternacht schmachten mußten.

Wie sehnten wir uns nach jenem Hochlande; welche Wonne dünkte es uns, einmal ohne Schwitzbad zu schlafen! Denn der zwölf Stunden lang durchglühte Stein gibt nächtlicherweile seine Hitze an die von feuchten Dünsten durchschwängerte Atmosphäre ab, das Meer, die Häuser, das trübe Cisternenwasser haben eine konstante Temperatur von 20 bis 25° und noch mehr.

Die Küche unseres Wirthes zeichnete sich fortgesetzt durch puritanische Einfachheit aus. Wir waren die einzigen Gäste — richtiger gesagt: Opfer; Bohnen wechselten unerbittlich mit Bohnen.

Kurz, ein längerer Aufenthalt in Massaua, insbesondere im „Hotel Montebello", ist in der That eine ausgezeichnete

Vorschule für angehende Afrikabummler. Als solche unternahmen wir an einem kühlen Nachmittag — es waren blos 40 ° — einen Ausflug auf das Festland.

An der Quaistraße hinab über den 550 Schritte langen, Massaua mit Tau el hut verbindenden Steindamm und nach Durchwatung des diese Insel bedeckenden Staubes gelangten wir über einen zweiten, 1200 Schritte langen Damm in das Dorf Otumlu. Es ist eine Anhäufung von bienenkorb- und kistenähnlichen Hütten, die aus mehr oder minder kunstvoll aneinander gehefteten und über ein schwankes Holz- oder Rohrgestell gespannten Lappen bestehen. Diese Bienenkörbe sind aber durch fürchterliche Dornhecken gegen unberufene Besuche geschützt, obwohl uns unbegreiflich blieb, was in ihnen etwa die Habgier reizen könne.

Nach Süden, Westen und Norden dehnen sich sanftgewellte, mit verdorrtem Gestrüpp und gebleichten Knochen bedeckte Sandflächen aus. Ueber diese wanderten wir am Meere entlang nach Süden, wo sich (in Massaua durch die Gedemberge verdeckt) der Ausblick in die wildzerklüfteten Abhänge des Taromtagebirges bietet.

In einer vielversprechenden Bucht wollten wir ein Seebad nehmen. Trotzdem gerade Fluth war, ging das Wasser uns jedoch kaum bis an die Kniee; wir machten daher einige am Ufer liegende, aus drei bis fünf zusammengebundenen Baumstämmen konstruirte Flöße, auf denen sich die Eingeborenen ziemlich weit hinauswagen, flott und durchschifften, mit den Füßen rudernd, das warme Wasser, dabei ziemlich gewöhnliche Muscheln fischend. Schmutziger als vorher kehrten wir am Abend in's Hotel zurück.

Vor dem Aufbruch nach dem Hochlande erlebten wir noch ein interessantes, hier seltenes Naturschauspiel. Nach einem furchtbar schwülen Tage stieg gegen vier Uhr Nachmittags im Norden eine röthliche, oben von weißen Dünsten besäumte Wand auf, von den Eingeborenen mit dem ent-

setzten Ruf: „El chamsin!“ begrüßt. Ueber die Samhara nahte einer jener Sandwinde, die man in Marokko Gebbi, in Nordostafrika Chamsin und in Arabien Samum nennt, und die der Schrecken aller Karawanen in der Wüste sind.

Mit grauenerregender Schnelligkeit nahte die unheimliche Erscheinung. Das Athmen wurde fast unmöglich; Alles flüchtete in die Häuser; Thüren und Fenster wurden verbarrikadirt, eine bange Stille folgte dem vorherigen lauten Treiben.

Um sechs Uhr erreichte die ungefähr 200 Meter hohe, die untergehende Sonne verfinsternde Sand- und Wolkenmasse die Bai, deren wild wogendes Wasser gelb und rothgrün färbend, und die Stadt in eine fahle Dämmerung hüllend.

Sausend und heulend tobte die Wüstenwindsbraut vorüber, um sieben Uhr war Alles vorbei, um jedoch mitten in der Nacht in einem fürchterlichen Orkan eine verstärkte Fortsetzung zu finden. Stumm, der Sturm hätte ohnedies jedes Wort verschlungen, starrten wir hinaus in den Kampf der Elemente, über den Dahalakinseln blitzte und donnerte es ohne Unterlaß, ringsum peitschte der Wind die Wogen über den Quai in die Straßen, und vor unseren Augen sanken zwei, zum Glück leere Sambuks. Die Dampfer schaukelten hin und her, ja gegen fünf Uhr Morgens, als das Tosen seinen Höhepunkt erreichte, rissen die Vertauungen eines der Kriegsschiffe, das nun, Raketensignale gebend, seewärts trieb — kurz, die Nacht hatten wir nicht über Langeweile zu klagen.

Am nächsten Tage verließen wir die sonnendurchglühte Hauptstadt der Erythräischen Kolonie wieder, um wenige Tage später im Hochlande trotz doppelter Kleidung zu frieren. Afrika rechtfertigte auch uns gegenüber seinen Namen als „Kontinent der Kontraste“.

Die Feinde unserer Reben.

Naturwissenschaftlich-technische Skizze von **H. Behrend.**

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine höchst auffallende und noch nicht ganz aufgeklärte Erscheinung, daß sich die Anzahl der durch Schmarotzer aller Art an unseren Kulturpflanzen hervorgerufenen Krankheiten von Jahr zu Jahr vermehrt. Es gibt gegenwärtig wohl kaum noch eine in bedeutenderem Umfange kultivirte Pflanze, die nicht bereits von derartigen Krankheiten sich befallen zeigte, was die Frage nach Gegenmitteln gegen die letzteren zu einer brennenden macht.

Bisher ist man fast ausschließlich gegen den schädigenden Schmarotzer unmittelbar zu Felde gezogen, indem man ihn zu vernichten suchte, doch hat dies Verfahren bei einer ausgedehnten Infektionskrankheit noch niemals zum Ziele geführt. In neuester Zeit ist man nun in einem einzigen Falle zu einer indirekten Bekämpfung übergegangen, indem man die bedrohte Pflanze mit Eigenschaften auszustatten suchte, welche den Parasiten das Leben auf ihr erschwerten und unmöglich machten. Diese Pflanze ist der Weinstock im Kampfe mit der Reblaus, und wir werden weiterhin über die bisherigen Ergebnisse dieses Kampfes berichten.

Außer diesem mit Recht so gefürchteten Eindringlinge haben unsere Reben nun aber noch 26 bekannte Feinde in

der Insektenwelt, dazu kommen ein Dutzend kleinere pflanzliche Schmarotzer, und schließlich sind noch die so häufigen Unbilden der Witterung zu berücksichtigen. Der Weinstock hat mithin Feinde ringsum, die wir natürlich nicht alle hier eingehender betrachten können, sondern wir müssen



Der Hallimasch (Agaricus melleus).

uns mit der Hervorhebung einzelner von diesen Schädlingen begnügen.

Wir beginnen mit zwei Parasiten aus der kryptogamischen Pflanzenklasse der Pilze, die bisher vorwiegend in Frankreich an Rebstöcken aufgetreten und beobachtet worden sind. Der erste ist ein Blätterpilz: der Hallimasch (Agaricus melleus), der auch bei uns als ein den Bäumen schädlicher, im Uebrigen eßbarer Pilz bekannt ist. Man hat ihn als Rebenschädling nur vorgefunden, wenn sich in der Nachbarschaft bereits davon befallene Bäume befanden.

Das Mycelium dieses Schmarotzerpilzes siedelt sich zuerst nur auswendig auf der Rinde des Rebstocks über der Wurzel und auf letzterer selbst in Form schwarzer Fäden an, welche die Oberfläche nach allen Richtungen hin überziehen und zuletzt auch in das Innere dringen. Die entwickelten Pilze des Hallimasch, die auf unserer Abbildung dargestellt sind, haben einen Hut von honiggelber bis graubrauner Farbe und weißliche, später bräunliche Lamellen oder Blätter.

Viel gefährlicher ist ein zweiter Pilz, Dematophora necatrix geheißen, welcher die Wurzelfäule der Reben hervorruft. Man erkennt das Vorhandensein dieser Krankheit an dem Verkümmern der Zweige und Blätter des Rebstocks, ganz ähnlich, wie es auch bei den von der Reblaus befallenen Stöcken zu gewahren ist. Wenn man dann die Wurzeln bloßlegt und näher untersucht, so findet man weiße oder braune Flecken und Streifen daran, wie solche auf unserer Abbildung zu sehen sind. Diese Flecken nehmen immer zu und es bleibt nichts anderes übrig, als die von dieser Krankheit befallenen Reben und der Sicherheit wegen auch die umstehenden Stöcke sofort herauszureißen und zu verbrennen. Alle sonst versuchten Mittel, wie Schwefelkohlenstoff u. a. erwiesen sich als unzulänglich.

Im Jahre 1886 beobachtete man zum ersten Male in Frankreich, und zwar im Departement Hérault, daß im August viele Blätter der Weinstöcke schwarze Flecken aufwiesen, die sich mehr und mehr ausdehnten, bis zuletzt das ganze Blatt wie mit einem schwarzen Lack überzogen aussah. Diese eigenthümliche Krankheit bewirkt einen Stillstand in der Weiterentwickelung der davon befallenen Reben; die Trauben bleiben klein und sauer, da sie nicht ordentlich reif werden. Nach langem vergeblichen Forschen entdeckte endlich ein Weinbergbesitzer, Jules Pastre, daß diese Bräunung (Brunissure) der Weinblätter, wie man die

Krankheit nennt, ihr Entstehen einer besonderen Art von Schildläusen verdanke. Das auf unserer Abbildung entsprechend vergrößerte Insekt, das zu derselben Art wie die bekannte Kochenille gehört, ist erst einen halben Millimeter lang, wenn es anfängt, die Blätter mit seinem Rüssel zu durchbohren und den Saft herauszusaugen, und erreicht schließlich eine Größe von zwei Millimetern. Die Farbe ist zunächst röthlich, dann braun und zuletzt gelb. Sobald die Jungen aus den massenhaft gelegten Eiern ausgeschlüpft sind, fangen sie schon an, auf den Blättern umherzulaufen und deren obere Schichten zu durchbohren. Die Kupferlösungen haben sich zur Vertilgung dieser Schmarotzer als unzureichend gezeigt, besseren Erfolg hat man mit einer Tabaksabkochung und einer stark verdünnten Lösung von Schwefelkohlenstoff erzielt.



Die durch Dematophora necatrix hervorgerufene Wurzelfäule.

Eine ganz ähnliche Erscheinung wie bei der vorstehend geschilderten „Bräunung" bieten die Blätter der von der sogenannten Fumaginekrankheit befallenen Weinstöcke. Die Ursache derselben ist jedoch kein Insekt, sondern wiederum ein Pilz: Fumago salina, dessen Mycelium auch auf den Zweigen und Trauben häutige, sich ablösende Ueberzüge bildet, woran man diese Krankheit von der vorigen bei genauerer Prüfung leicht zu unter-

scheiden vermag. Dem ganzen Weinbau verhängnißvoll zu werden drohte eine ebenfalls durch Pilze hervorgerufene Krankheit, welche zuerst 1845 in England beobachtet wurde und sich von dort mit unheimlicher Schnelligkeit durch Frankreich nach Südeuropa, wie nach der Schweiz und Deutschland verbreitete.

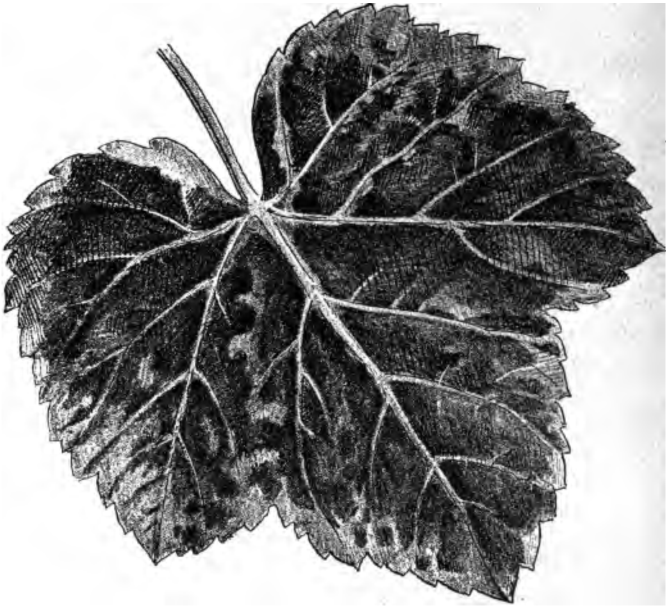
Es war dies die Traubenkrankheit oder Traubenfäule, welche ein Absterben und Verfaulen der Beeren zur Folge hatte. Man gewahrte zuerst einen weißen, mehlthauartigen Ueberzug auf Blättern, Stengeln und Beeren, worauf das Laub braun wurde und welkte, und die Trauben abstarben und faulten. Der weiße Ueberzug war nun nichts anderes, als Folge von einem Fadenpilze oder Schimmel, Oïdium Tuckeri, dessen Bekämpfung durch Schwefeln, d. h. das Ueberpudern der Weinstöcke mit Schwefelblumen, glücklicherweise von dauerndem Erfolge gewesen ist.

In neuester Zeit wurden dann die Erträgnisse der Reben in ausgedehnten Gebieten durch einen anderen, sich sehr rasch verbreitenden Pilz: Peronospora viticola, auch Milldew oder Mehlthau genannt, schwer geschädigt und in gewissen Bezirken sogar vollständig vernichtet. Aber auch dieser Schädling scheint sich durch Bespritzung der Reben mit Kalk- und verdünnten Kupferlösungen vertreiben zu lassen.

Blos gegen die vor einem Vierteljahrhundert aus Nordamerika nach Frankreich eingeschleppte und von dort aus weiter verbreitete Reblaus (Phylloxera vastatrix) hat sich noch kein unbedingt wirksames Mittel finden lassen, obwohl die französische Regierung schon seit Jahren einen Preis von 300,000 Franken für die Entdeckung eines solchen ausgeschrieben hat. Dieses winzige Insekt ist weitaus der gefährlichste unter allen Feinden unserer Reben, und die Aussichten des Kampfes dagegen sind zwar nicht mehr hoffnungslos, stehen aber noch immer sehr bedrohlich und erheischen große Opfer. Allein in Frankreich soll

die Reblaus binnen zwanzig Jahren einen Schaden von rund zehn Milliarden Franken, also das Doppelte der Kriegsentschädigung von 1871, angerichtet haben; sie verdient daher wohl, etwas eingehender betrachtet zu werden.

Die Phylloxera ist ein Insekt aus der Familie der

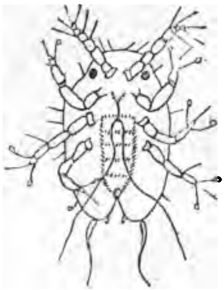


Die Bräunung (Brunissure) der Weinblätter.

Blattläuse und tritt in zwei Hauptformen auf. Die erste davon, die Gallen bewohnende Form (Phylloxera vastatrix gallicola), bringt auf der unteren Seite der Rebenblätter Gallen hervor, lebt aber nur in Amerika auf den dortigen Reben und richtet blos unbedeutenden Schaden an. Sie kann als die Urform gelten, aus der die zweite Hauptform, welche die Wurzeln bewohnt (Phylloxera vastatrix

radicola), hervorgegangen ist. Diese Wurzellaus ist es, die uns in erster Linie interessirt und in vier Metamorphosen auftritt: als Mutterthier oder eigentliche Wurzellaus, als Nymphe, als geflügelte Reblaus und als Geschlechtsthier.

Das Mutterthier oder die Larve der Reblaus, welche gewöhnlich als Wurzellaus schlechthin bezeichnet wird (Fig. 1, 2 u. 3, S. 231), findet sich das ganze Jahr hindurch auf den Rebwurzeln und hat ungefähr die Größe von 0,3 bis 0,8 Millimetern. Diese Wurzellaus ist gelb bis dunkelbraun gefärbt und kann, da die Wurzeln meist dieselbe Farbe haben, oft mit freiem Auge nur schwer entdeckt werden. Die Form des Insekts ist mandelförmig; der mit Ringen versehene, schildartige Körper ist am Rücken abgeplattet, hat drei Fußpaare, am Kopfe zwei rothe Augen und zwei mit Haarborsten besetzte Fühler. Ungemein stark entwickelt sind die Freßwerkzeuge: der Schnabel und die Saugröhren, welche das Thier in die Rinde der Rebwurzel einbohrt (Fig. 3), sie bilden eine schwertförmige Fortsetzung des Kopfes. Im Frühjahr fängt ein solches Mutterthier an 200 bis 300 Eier zu legen, denen Junge entschlüpfen, welche sich alsbald an den Wurzeln eine Stelle zum Einbohren ihrer Saugwerkzeuge suchen. Dann bleiben sie sitzen, wachsen und häuten sich und beginnen ohne Weiteres entwickelungsfähige Eier zu legen. Auf dieser starken Vermehrung beruht in erster Linie die Gefährlichkeit der Reblaus, und man hat berechnet, daß sich die Nachkommenschaft eines einzigen Mutterthieres binnen Jahresfrist auf 25 Millionen Stück belaufen kann!


Die Schildlaus (vergrößert), welche die „Bräunung“ hervorruft.

Die von den Insekten angebohrten Würzelchen zeigen zuerst Krümmungen und Anschwellungen an den Spitzen, die sich bald in verschiedener Größe und Form auch auf die stärkeren Wurzeltheile erstrecken (Fig. 5 und 10). Diese Theile sterben schließlich ab und werden dann von dem



Die Fumaginekrankheit.

Insekt verlassen, das sich neue aussucht, bis das ganze Wurzelsystem vernichtet ist. Die an den Wurzeln überwinternde Form der Reblaus (Fig. 6) gleicht vollkommen einem jungen Insekt, dessen Häutung verzögert wurde, und ist braun gefärbt.

Im Juli und August treten neben der besprochenen Form an den Wurzeln Nymphen (Fig. 8 und 9) auf, die

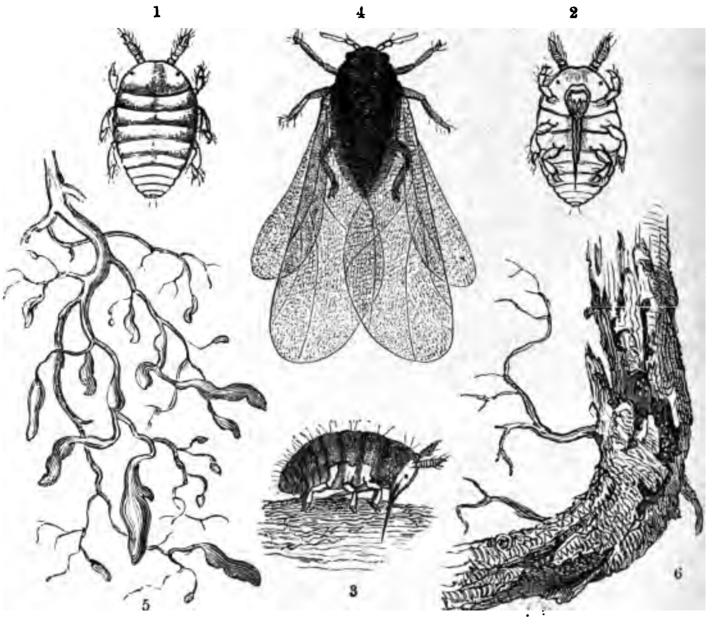
an der Rebe in die Höhe kriechen und in 12 bis 14 Tagen nach der letzten Häutung die geflügelten Rebläuse (Fig. 4 und 7) liefern. Sie erscheinen je nach den klimatischen Verhältnissen früher oder später, können aber in nördlichen Ländern und in besonders kalten und nassen Jahren auch wohl ganz fehlen. Die geflügelten Thiere sind schlanker wie die ungeflügelten; sie haben zusammengesetzte Augen und längere, besser ausgestattete Fühler, sowie bemerkbare Athmungsorgane, so daß sie zum Leben in freier Luft geeignet sind. Der Bau ihrer Flügel ist ein einfaches Geäder; im Verhältniß zum Körper der Thiere zeigen die Flügel eine ziemliche Größe und Entwickelung.

Mittelst dieser Flügel erhebt sich das Insekt in die Luft und verbreitet sich über andere Rebenpflanzungen, so daß diese Form zunächst als der Träger der Verbreitung, sozusagen als Vorposten der Reblausverheerung zu betrachten ist. An dem neuen Standorte legt die geflügelte Reblaus 3 bis 5 Eier an die Unterseite der Blätter und stirbt hierauf. Aus diesen Eiern entstehen nach etwa 14 Tagen Junge, und zwar aus den kleineren, bräunlichen Eiern Männchen und aus den größeren, gelblichen, Weibchen. Diese Thiere dienen nur der Fortpflanzung der Art und entbehren der Flügel, sowie aller Organe zur Aufnahme von Nahrung; sie sind kleiner als die Mutterthiere.

Sie wandern an die alten Stammtheile der Rebe und paaren sich, worauf das Weibchen ein einziges, verhältnißmäßig großes Ei, das sogenannte Winterei, von erst gelblicher, dann olivengrüner Farbe legt, aus dem nun das Mutterthier eines neuen Stammes hervorgeht. Vermöchte man die Wintereier überall aufzufinden, was ja natürlich aber nicht möglich ist, so würde durch deren Zerstörung am wirksamsten der Vermehrung der Reblaus vorgebeugt werden.

Die vorstehend kurz geschilderte Entwickelungsgeschichte der Reblaus zeigt uns das interessante Schauspiel, daß

ein ursprünglich auf ein Leben im Boden beschränktes Insekt dennoch die Fähigkeit fortdauernder Existenz besitzt. Im flügellosen Zustande breitet es sich von Rebe zu Rebe und von Weinberg zu Weinberg aus, indem es durch die



Reblaus (Phylloxera vastatrix) I:

1) Wurzellaus vom Rücken, 2) von der Bauchseite, 3) von der Seite und saugend, 4) geflügelte Laus (Alles stark vergrößert); 5) Anschwellungen an einer Rebwurzel, die durch Saugen der Wurzellaus hervorgerufen sind, 6) ältere Wurzel mit überwinternden Läusen.

Spalten und Klüfte des Bodens wandert, und im geflügelten Zustande vermag es jederzeit nach noch viel weiter entlegenen Punkten sich zu begeben.

Nach den Forschungen von Riley und Planchon kann kein Zweifel mehr bestehen, daß die Reblaus in Nord-

amerika, östlich vom Felsengebirge, heimisch ist. Es scheint, daß sie von dort schon anfangs der sechziger Jahre mit amerikanischen Reben in Europa eingeschleppt wurde, wo man sie zuerst in Frankreich auffand.

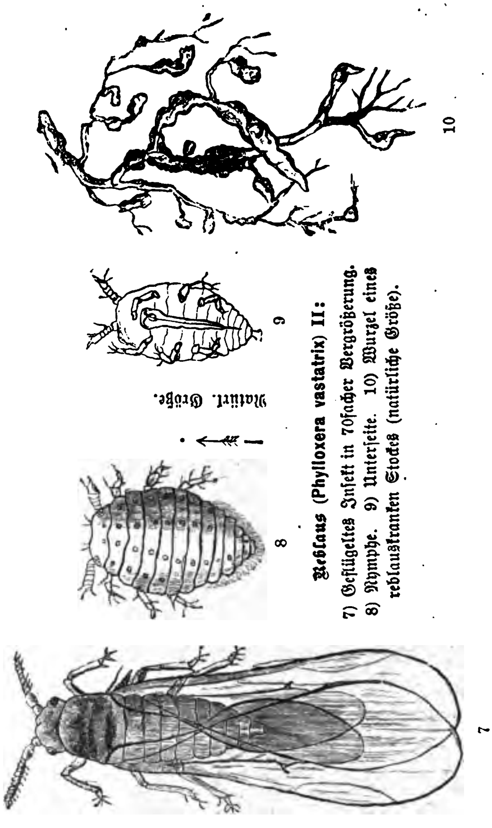
Als nämlich im Departement Vaucluse ein langsames allmäliges Absterben, eine Art Schwindsucht der Reben ohne erkennbare äußere Ursache sich bemerkbar machte, schob man das anfangs auf eine Erschlaffung des Bodens und der Stöcke, bis Professor Planchon in Montpellier 1868 die Rebläuse an den Wurzeln dieser Reben entdeckte. Seitdem hat dies unscheinbare Thier ganz ungeheuerliche Verheerungen angerichtet, und zwar zuerst in Frankreich, dem bisherigen ersten Weinlande der Welt. Hier waren 1885 von 77 Weinbau treibenden Departements 53 und von 2,485,829 Hektar Weinland über 1 Million verseucht. Seit 1890 ist die Reblaus auch in der bis dahin verschont gebliebenen Champagne aufgetreten; desgleichen verwüstet sie die Weinberge in Algerien.

In Deutschland wurde der erste Reblausherd auf dem Gute Annaberg bei Bonn nachgewiesen. Später fand man besonders gefährliche Herde bei der Lorelei, an der Ahr und im Elsaß; neuerdings in Württemberg, bei St. Goarshausen und Caub am Rhein, ferner an der Saale und Unstrut.

In Oesterreich-Ungarn fand man das unheimliche Insekt zuerst in Niederösterreich an importirten amerikanischen Reben; besonders verheerend tritt es in Ungarn auf, wo namentlich die Heimath des Tokayers, die Hegyalja, schwer zu leiden hat. Desgleich wüthet die Reblaus in Italien, Spanien und Portugal, der Schweiz, Rußland, Rumänien, in der Türkei und Kleinasien, am Kap der guten Hoffnung, wie in Kalifornien und Australien.

Was nun die Bekämpfung dieses schlimmsten aller Rebenfeinde angeht, so stützt sie sich zunächst auf gesetzgeberische Maßnahmen, welche die Einschleppung und Ver-

breitung zu verhüten suchen, und zum Theil auf internationalen Abmachungen beruhen. So haben wir z. B. in Deutschland das Reichsgesetz vom 3. Juli 1883, das die



10 9 8 7

Reblaus (Phylloxera vastatrix) II:
7) Geflügeltes Insekt in 70facher Vergrößerung. 8) Nymphe. 9) Unterseite. 10) Wurzel eines reblauskranken Stockes (natürliche Größe).

Beaufsichtigung und Untersuchung der Rebenanpflanzungen wie die Ergreifung geeigneter Maßregeln zur Entdeckung einer Infektion und zur Gewährung eines Ersatzes für etwa entstandene Schäden den einzelnen Bundesstaaten zur

Pflicht macht, während nöthigenfalls besondere Maßnahmen dem Reichskanzler vorbehalten bleiben. Durch Eintheilung aller Weinbaugebiete in entsprechende Bezirke, sowie durch das Verbot der Verwendung und Einführung bewurzelter Reben in einen Weinbaubezirk wird der Einschleppung vorgebeugt und ein rasches behördliches Einschreiten bei Entdeckung einer Infektion ermöglicht; gegen Uebertragung vom Auslande und umgekehrt zur Sicherung der der internationalen Konvention von 1878 nicht angehörigen Staaten gegen Einschleppung vom deutschen Reiche aus ist eine kaiserliche Verordnung vom 4. Juli 1883 ergangen.

Vielfach hat man die Reblaus durch chemische Mittel direkt zu vertilgen gesucht, doch hat sich bisher — wie schon erwähnt — keines von ihnen als unbedingt wirksam bewährt. In Deutschland, und ebenso in der Schweiz, müssen daher alle festgestellten Reblausherde sofort durch Verbrennung der Reben ausgerottet, und der Boden mit chemischen Mitteln entseucht werden. Zu letzterem Behufe macht man in die gesäuberte Bodenfläche des Weinbergs auf jedes Quadratmeter 2 Löcher von ungefähr 60 Centimeter Tiefe, in deren jedes ein halb Liter Schwefelkohlenstoff gegossen wird. Hierauf wird jedes Loch sofort zugestoßen und festgestampft, worauf sich die Flüssigkeit im Boden in Gase verwandelt, die sich überallhin ausbreiten und die etwa noch in der Erde sitzenden Wurzelläuse tödten. Schließlich wird das ganze Gelände noch mit Petroleum überbraust.

Bis 1889 einschließlich hatte diese Reblausbekämpfung in Deutschland bereits für Desinfektion, Entschädigung u. s. w. über 2½ Millionen Mark gekostet, und dabei halten manche Sachverständige diesen direkten Kampf auf die Dauer doch für aussichtslos. Unter solchen Umständen ist es nun von höchster Wichtigkeit, daß es nach vielen vergeblichen Versuchen in Frankreich neuerdings vollständig gelungen ist, durch Hybridisation, d. h. durch Kreuzung amerikanischer

Reben mit europäischen Sorten einen Weinstock zu erzielen, dessen Wurzeln sich nicht nur vollständig widerstandsfähig gegen die Reblaus, wie alle thierischen und pflanzlichen Schmarotzer erweisen, sondern dessen Früchte auch einen durchaus guten, dem heimischen Geschmacke zusagenden Wein liefern. Diese künstlich gezüchteten Reben wurden dann entweder direkt als produzirende oder aber als Unterlagen benutzt, auf die man beliebige Sorten pfropfte, und beide Verfahrungsarten haben wiederum durchaus günstige Ergebnisse geliefert. Auf diese Weise sind in Frankreich bereits ausgedehnte Gebiete, die durch die Verheerungen der Reblaus fast in Wüsten umgewandelt schienen, der Kultur zurückerobert worden. „Wir können also behaupten,“ sagt Dr. Esser in seiner Schrift über die Bekämpfung parasitischer Pflanzenkrankheiten ohne direkte Vernichtung der schädigenden Organismen, „daß die Frage der Wiederherstellung der durch die Reblaus zerstörten Weinberge im Prinzip wenigstens gelöst ist, wenn auch bis zur Erziehung der für jede Lage und Bodenart geeigneten Reben und bis zur vollständigen Wiederbepflanzung der Weingefilde noch längere Zeit vergehen wird.“

Man hatte es vorher, auch namentlich in Frankreich, noch mit unterschiedlichen mechanischen Mitteln versucht, indem man z. B. den durchseuchten Boden überschwemmte und das Wasser acht Wochen lang einen Fuß hoch darüber stehen ließ, oder indem man den Boden mit einer großen Menge Sand vermischte, worin die Wurzellaus nicht mehr gedeiht. Alle diese Mittel aber sind sehr kostspielig, langwierig und in vielen Gegenden gar nicht ausführbar. Um so freudiger ist es daher zu begrüßen, daß es nun mittelst der Hybridisation dem menschlichen Scharfsinne endlich gelungen zu sein scheint, Herr über diesen gefährlichen Feind zu werden, der so lange aller Angriffe gespottet hatte.

Mannigfaltiges.

Wrangel als Bankier. — Nach den Gründerjahren, nach dem allgemeinen Krach, erschien eines Tages bei dem alten Feldmarschall Wrangel ein Bauer aus der Lausitz, welcher einst als Unteroffizier bei den Kürassieren, die Wrangel befehligte, gestanden hatte. Dem Manne, der dem Feldmarschall persönlich wohl bekannt war, ward eine Audienz bewilligt, und der Feldmarschall forderte ihn auf, sein Anliegen vorzutragen. Der Bauer klagte nun der Excellenz seine Noth. Er hatte ein Industriepapier von seinen Ersparnissen gekauft und es zur Ausstattung seiner einzigen Tochter bestimmt. Leider war die Aktie durch den Krach werthlos geworden, und es konnte daher auch die Verheirathung der Tochter nicht stattfinden. Der Bauer bat um Rath und Hilfe bei seinem ehemaligen Regimentskommandeur.

Wrangel hörte den Alten aufmerksam an, dann sagte er zu ihm: „Nun, Jakob, laß man das Ding hier, ich werde mich die Sache überlegen, vielleicht läßt es sich doch noch machen, daher gehe nur ruhig in Deine Heimath zurück, in den nächsten Tagen sollst Du Antwort haben."

Und er erhielt auch Bescheid. Es wurde ihm der Nominalwerth der Aktie bar, und diese selbst durch einen Bankier wieder eingehändigt. Auf der Aktie aber stand von Wrangel's Hand geschrieben: „Bauern müssen nicht spekuliren."

Der alte Unteroffizier war glücklich, und noch jetzt wird die Aktie als Heiligthum in seiner Familie aufbewahrt. —dn—

Vergiftungen in Indien. — Wenn wir alle die Gefahren bedenken, von denen das Leben der Bewohner Indiens, theils

als Folge ihres unsinnigen Fanatismus, theils durch verderbliche Seuchen und durch wilde Thiere fortwährend bedroht erscheint, so können wir dieses arme Volk der Hindu, deren Heimath man lange Zeit als ein irdisches Paradies zu betrachten gewohnt war, im Grunde nur höchlichst bemitleiden.

Von den vorerwähnten Quellen von Gefahren glaubt man heute jene durch die entsetzliche Sekte der indischen „Würger“ (Thags oder Thausigars) gänzlich befreit, denn diese „Würger“, die ihre Opfer durch tausenderlei Mittel an sich lockten und dann erwürgten, nur um zu tödten, sind allerdings verschwunden und seit nahezu fünfundzwanzig Jahren hört man von Verbrechen dieser Kategorie nichts mehr. Ja, verschwunden sind sie allerdings als Würger der Menschen im buchstäblichen Sinne; aber als solche mittelst Vergiftung sind sie wieder aufgetaucht, sie haben ihrem verbrecherischen Treiben blos ein anderes Mäntelchen umgehängt, und verüben ihre Schandthaten heute unter dem Namen der Daturiahs und Meetawalla, und zwar um so ungestrafter, als man ihnen in dieser neuen Art Gebahren nur schwer an den Leib rücken kann.

Der erstere Name kennzeichnet eines ihrer Lieblingsgifte, die Datura, der zweite rührt von den süßlichen Beimischungen her, wofür die Hindu eine große Vorliebe haben und womit die Daturiahs ihre Gifte dem Volke mundgerecht machen. Die Gifte sind nicht immer dieselben; unter denen vegetabilischer Art spielen Opium und die verschiedenen Spezialitäten der Datura, von denen drei besonders giftig sind, die Hauptrolle.

Wie aus den gerichtlichen Untersuchungen hervorgeht, wird das Gift heutzutage nicht immer nur in der Absicht zu tödten und lediglich Menschenleben zu vernichten, beigebracht, sondern viele dieser Scheusale bedienen sich dessen auch, um Akte der Rache und des unversöhnlichen Fanatismus auszuüben. So hat man in der Präsidentschaft Bombay innerhalb zehn Jahren nicht weniger als 1095 Vergiftungen konstatirt, von denen über die Hälfte mit dem Tod endete. V. Fr.

Feuerspeiende Berge im Kleinen. — Man nehme einen genügend großen Porzellannapf, bedecke den Boden mit Bleinitrat (salpetersaurem Bleioxyd) und gieße Salmiak (sal ammoniacum) darüber, so wird sich alsbald eine Menge von kleinen

Erhebungen bilden, aus deren Spitzen Dampf und Staub ausgestoßen wird. Man gewinnt dadurch ein durchaus zutreffendes Bild von der Thätigkeit feuerspeiender Berge im Kleinen. Auch kann man dabei an schon erkaltete Lava nach einem Ausbruche denken, die sich mit einer Schlacke bedeckt zeigt, welche immer wieder durch den Aufbau schlotartiger Warzen unterbrochen wird,



Feuerspeiende Berge im Kleinen.

denen Gase und Dämpfe entströmen (Boccen, Fumarolen). Das kleine Experiment ist daher ebenso unterhaltend wie lehrreich. F. R.

Künstlervorsicht. — Alle großen Künstler haben schon die wenig schmeichelhafte Erfahrung an sich machen müssen, daß sie ihrer Kunst, nicht ihrer Person wegen zu Festmahlen geladen werden. Stephan Foster wurde einst vom Herzog von Chester zum Diner gebeten mit dem Ersuchen, seine Flöte mitzubringen. Er „roch Lunte", sandte die Flöte und blieb zu Hause.

Wenn Döring ausgebeten wurde, frug er vorsichtshalber vorher an, ob man erwarte, daß er sich produzire. Im bejahenden Falle forderte er 100 Mark Honorar. Chopin war einmal Gast bei einem reichen Schuhmacher. Nach dem Dessert ersuchte ihn der Wirth, zu spielen. Chopin entschuldigte sich, doch der Mann des Leders setzte seine Bitten fort. „Ach, setzen Sie sich doch einmal und spielen Sie etwas, nur um uns zu zeigen, wie es gemacht wird."

Chopin gab endlich nach. Doch konnte er sich das Vergnügen

nicht versagen, bald darauf den Schuster zu Tische zu bitten, um an ihm Revanche zu üben. Nach dem Diner überreichte nämlich der Künstler seinem verdutzten Gaste einen invaliden Stiefel mit den Worten, er möchte einen Fleck darauf nähen, „nur um zu zeigen, wie es gemacht wird.“ Dr. J. A.

Herausgeholfen. — Unter der Regierung Ludwig's XV. entstand wegen Getreidemangel ein Volksauflauf in Paris; der Minister, Herzog von Bourbon, gab dem Kapitän Avejan, dem Chef einer Kompagnie Musketiere, den Befehl, scharf auf „das zusammengelaufene Gesindel“ schießen zu lassen. Avejan rückte aus, ließ vor den Augen des Volkes die Kompagnie ihre Gewehre zum Schuß anlegen, trat dann, den Hut in der einen Hand und in der anderen den Befehl haltend, vor und sagte: „Meine Herren, diese Ordre gebietet mir, auf das Gesindel scharf schießen zu lassen. Ich ersuche daher Alle, welche nicht zum Gesindel gehören, sich zu entfernen, ehe ich ‚Feuer!‘ kommandire!“ — Sogleich verlief sich die Menge, und der Aufstand wurde ohne Blutvergießen beigelegt. —du—

Geheimrath Heim als Kunstkritiker. — In Berlin war einst der Sänger Georg Bender als Baritonist engagirt und als solcher kontraktlich verpflichtet, den „Don Juan“ zu singen. Er besaß weniger Talent, um so mehr aber Protektion. Durch Zufall kam er in die Familie des bekannten Doktors Heim, und bald verliebte sich die Tochter desselben in den Opernsänger; ihre Neigung fand Erwiederung, und Alles schien in der besten Ordnung. Aber der Geheimrath wollte von einer Verbindung nichts wissen, er behauptete steif und fest, daß das Theatervolk verschwenderisch und leichtsinnig, ja, daß jeder Schauspieler und Sänger ein geborener Don Juan sei. Er verweigerte daher den Segen, ging aber doch eines Tages oder vielmehr eines Abends in die Oper, um sich von dem Talente des Sängers, der gerade den „Don Juan“ zu singen hatte, zu überzeugen. Kaum aus dem Opernhause zurückgekehrt, setzte er an den jungen Mann sogleich ein Schreiben auf, welches, wie folgt, lautete:

„Mein Herr, ich habe soeben der ‚Don Juan‘-Vorstellung im Opernhause beigewohnt. Sie bekommen meine Tochter, denn Sie sind absolut kein Don Juan. Heim.“

Das Ende der Geschichte war Verlobung und Familienglück, denn Heim hatte seine Einwilligung nicht zu bereuen, da Bender die Theaterlaufbahn aufgab und ein sehr tüchtiger Kaufmann wurde. —dn—

Wachsende Telegraphenstangen. — Im Staate Nevada (Amerika) hat man bei der Anlegung von Eisenbahntelegraphen die kanadische Pappel verwendet, ohne die Stangen erst zu entrinden. Die Pfosten haben Wurzeln geschlagen und wachsen nun lustig fort, was dort insofern ein Vortheil ist, als die wachsenden Stangen nunmehr den gefräßigen Angriffen der weißen Ameisen widerstehen. —dn—

Die kaiserlichen Grammatiker. — Gleich Cäsar beschäftigte sich auch der römische Kaiser Claudius mit Sprachstudien, und das Ergebniß derselben war die Einführung von drei neuen, von ihm selbst erfundenen Buchstaben. Für das V wollte er durchgängig ein umgekehrtes F gesetzt wissen; das zweite neue Zeichen war ein verkehrtes C für die Doppelkonsonanten bs und ps, das dritte ein lateinisches halbes H für y. Außerdem ließ er für ae stets ai setzen. Aber er hatte Unglück mit seinen Neuerungen: mit seinem Tode verschwanden diese den Römern aufgezwungenen Buchstaben, und das Zeichen für bs und ps ist überhaupt nie angewendet worden. D.

Die gemeinsame Fahrt. — Der berühmte Bildhauer Rauch machte eines Tages mit Alexander v. Humboldt eine gemeinsame Spazierfahrt. „Unser erster gemeinsamer Ausflug," sagte Letzterer, „ist vom Wetter begünstigt."

„Excellenz wollen verzeihen, es ist unser zweiter," entgegnete Rauch.

„Das ist nicht gut möglich," meinte Humboldt, „ich habe ein gutes Gedächtniß und würde mich dessen erinnern."

„Und doch hatte ich schon einmal die Ehre, mit Eurer Excellenz zu fahren," erwiederte Rauch lächelnd, „freilich nicht neben, sondern hinter Ihnen — als Kammerdiener!"

Rauch nahm bekanntlich diese Stellung bei König Friedrich Wilhelm III. ein, ehe er die Erlaubniß erhielt, sich der Künstlerlaufbahn zu widmen. D.